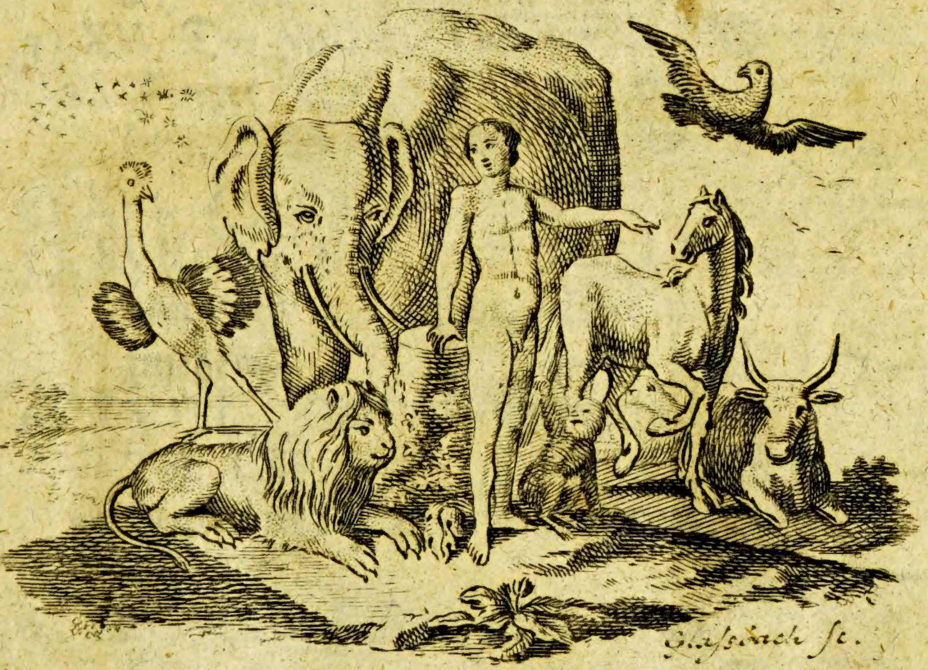
Herrn von Büffons
Naturgeschichte
der vierfüßigen Thiere.

Mit Vermehrungen aus dem Französischen übersetzt.

Vierter Band.



Mit allergnädigstem Königl. Preuß. Privilegio.

Berlin 1776.

Bey Joachim Pauli, Buchhändler.

Innhalt
des IVten Theiles der Naturgeschichte vierfüßiger Thiere.

Naturgeschichte der Fleischfressenden Thiere.

a) An-

*) Da aus Versehen des Kupferstechers beyde Platten mit Mardern einerley Aufschrift und Nummern erhalten; so haben wir die Tafel mit dem eigentlichen Hausmarder durch ein a bezeichnen laßen, die andere hingegen, welche den Feldmarder enthält, und Tab. LXII.

18) XXX.

LXII. heißen sollte, ist wieder durch die Nummer LXI. angedeutet. In der Nachweisung für den Buchbinder wird diesem Irrthum nochmals abgeholfen.

Nach-

Nachricht an den Buchbinder.

Wegen der Kupferplatten, deren Figuren beym Einkleben allemal nach der angezeigten Seite zu richten.

Tab. LVII.		zu S. 59.
— LVIII.		— 93.
— LIX.		— 123.
— LX.		— 137.
— LXI. a.	Der Hausmarder.	— 146.
— LXI.	Sollte LXII. seyn.	— 156.
— LXIII.		— 169.
— LXIV.		— 177.
— LXV.		— 180.
— LXVI.		— 186.
— LXVII.		— 196.
— LXVIII.		— 208.
— LXIX.		— 221.
— LXX.		— 238.
— LXXI.		— 243.
— LXXII.		— 251.
— LXXIII.		— 256.
— LXXIV.		— 263.
— LXXV.		— 267.
— LXXVI.		— 270.
— LXXVII.		— 282.
— LXXVIII.		— 286.
— LXXIX.		— 290.
— LXXX.		— 296.

Naturgeschichte

der

Fleischfressenden Thiere.

Allgemeine Betrachtungen

über die

Fleischfressende Thiere.



Bisher ist von lauter nützlichen Thieren die Rede gewesen. Ihre Zahl war nicht sehr beträchtlich. Desto größer ist aber die Menge der schädlichen Thiere. Ueberhaupt betrachtet, scheint allerdings die Summe der schädlichen die Anzal der nutzbaren Geschöpfe weit zu übertreffen. Es ist aber alles zu guten Absichten vorhanden, und in der physischen Welt wird immer durch ein scheinbares Uebel etwas in der That Gutes befördert. Die Natur selbst ist vor allem Schaden gesichert. Wenn die Zerstörung belebter Wesen ein wirklicher Schade ist, so nehme man doch einmal den Menschen, als einen Theil des allgemeinen Systems der Wesen, und sage dann, ob er nicht unter allen leben-

lebenden Wesen die schädlichste Gattung ausmachet? Er allein zerstöret und verwüstet mehr einzelne lebende Geschöpfe, als alle Raubthiere zusammengenommen verschlucken und auffressen können. Sie schaden also nur, als Nebenbuhler, den Menschen, weil sie mit ihnen einerley Appetit, einerley Begierde nach Fleisch haben, und, bloß zu Befriedigung ihres vorzüglichsten Bedürfnisses, ihnen bisweilen einen Raub streitig machten, den sie gern ihrer ausschweifenden Unmäßigkeit zum Opfer gebracht hätten. Wir denken in der That mehr auf die Befriedigung unserer Schwelgerey, als unserer wirklichen Bedürfnisse. Als gebohrne Zerstörer der uns untergeordneten Wesen, würden wir die Natur selbst erschöpfen, wenn sie nicht unerschöpflich wäre [1]), wenn ihr Urheber unserer unmäßigen Raubsucht nicht eine Verhältnißmässige Fruchtbarbeit entgegen gesetzt hätte, wenn er nicht Mittel gewußt, in der Natur alles zu erneuern und wieder herzustellen. Es ist aber nun einmal so in der Ordnung der Dinge vestgesetzt, daß aus dem Tode neues Leben, und aus der Zerstörung neue Hervorbringungen entstehen. Bey der größten und unzeitigsten Verschwendung also der Menschen und Raubthiere, wird es doch in der Natur nie weder an hinlänglichem Stoff, noch an einer zureichenden Menge lebender Wesen fehlen. Je weiter sie durch unmäßige Raubsucht ihre frühzeitige Zerstörungen treiben, desto mehr befördern sie die Erscheinung neuer Geburten.

Die

1) Wir finden diesen Gedanken hart und mögten ihn sehr gern entweder mäßigen oder gar widerlegen. Schade, daß unser Jahrhundert uns zu Bestreitung dieses demüthigenden Vorwurfs keinen einzigen Grund übrig ließ! M. . .

Die größten Thiere des Erdballes machen den kleinsten Theil der lebenden Geschöpfe aus. Dagegen wimmelt es in der Welt allenthalben von kleinen Thieren. Jede Pflanze, jedes Korn, jedes kaum sichtbare Theilchen der organischen Materie ist mit viel tausend belebten Atomen bevölkert [2]). Das Pflanzenreich scheinet die eigentlichste Vorrathskammer der Natur zu seyn. Dennoch würde dieser Vorrath nährender Substanzen, so überflüßig und unerschöpflich er auch ist, kaum für die noch weit größere Menge der unzähligen Insektenarten zureichen. Sie entstehen eben so häufig, und oft noch viel schneller, als die Pflanzen wieder hervortreiben können. Ein hinlänglicher Beweis ihres Uebermaßes! Nur alle Jahre können die Pflanzen sich erneuern. Zur Zeitigung ihrer Samen wird eine ganze Jahreszeit erfordert. Bey den Insekten, insonderheit bey den kleinsten

2) Hiervon wird man sich den deutlichsten Begriff machen können, und sich zur äussersten Bewunderung und eifrigsten Anbetung des Herrn der Natur — des Unendlichen, hingerissen fühlen, wenn man unter einem guten zusammengesetzten Vergrößerungsglas entweder selbst eine lebende Welt im kleinsten Wassertropfen u. s. w. anzustaunen Gelegenheit suchen oder sich die reichlich lohnende Mühe nehmen will, des Hrn. Karl Bonnets Betrachtungen über die organisirten Körper, wie sie der Hr. Past. Göze in Quedlinburg zu Lemgo 1775 in 2 Oktavbänden mit vielen lehrreichen Zusätzen und Anmerkungen ins Deutschen drucken lassen, mit nöthiger Aufmerksamkeit zu lesen. M. . .

sten Gattungen, als bey den Blattläusen 3), bedarf es zu einer Menge von Zeugungen kaum einer einzigen Jahreszeit. Sie würden sich also gewiß viel stärker, als die Pflanzen, vervielfältigen, wenn sie nicht von andern Thieren so häufig aufgefressen würden, denen sie eben so zu ihrer natürlichen Nahrung, wie die Kräuter und Sämereyen ihnen zum Futter zu dienen scheinen. Es giebt auch unter den Insekten viele, die bloß von andern Insekten leben. Einige Gattungen, als die Spinnen, fressen sogar ohne Unterschied so wohl andere Gattungen, als ihres Gleichen. Alle sind eine gewöhnliche Nahrung der Vögel, diese hingegen, zahme und wilde, theils eine Speise der Menschen, theils eine Beute für die Raubvögel.

Der gewaltsame Tod ist also in der Natur fast eben so nothwendig, als das Gesetz des natürlichen Todes. Zwey Mittel der Zerstörung und Erneuerung, wovon das eine dienet, die Natur in einer beständigen Jugend, das andere, die Ordnung in ihren Hervorbringungen aufrecht, bey den Gattungen aber die Anzal einzelner Geschöpfe in ihren Schranken zu erhalten. Beyde sind von allgemeinen Ursachen abhangende Wirkungen 4). Jedes entstehende

3) Von diesen merkwürdigen Insekten, ihrer Zeugung, Vermehrung und ganzen Geschlechte würde man hier mit sichtbarem Vortheil und Vergnügen des Herrn Karl Bonnet Abhandlungen aus der Insektologie mit des Hr. P. Götzens Anm. und Zusätzen, Halle 1773 8vo. mit K. nachlesen können. M. . .

4) In der *Theorie du Systéme animal* à Leid. 1768 wovon

hende Wesen muß zu seiner Zeit von selbst wieder vergehen. Wird es von andern vor dieser Zeit zerstöret, so ist es ein Beweis, daß es abkommen konnte. Wie unendlich viel Dinge werden schon vor ihrer Entstehung unterdrücket! Wie viel künftige Geschlechter im Augenblick ihrer Entstehung ersticket! wie viel Keime vor ihrer Entwickelung vernichtet!

von im I. Bande der Berlin. Sammlungen p. 443 rc. ein weitläuftiger Auszug enthalten ist, sagt unter andern der Verfasser: „Wie könnte das Unglück sich „in einer Welt einschleichen, wo alles lebt, alles „athmet und alles das Vergnügen seines Daseyns „fühlet? wo durch die unendliche Anzal und Man„nigfaltigkeit der Gattungen alles in lebende Sub„stanz verwandelt ist, und wo, durch ewige, unver„änderliche Gesetze, alle Begebenheiten und alle We„sen so eingerichtet sind, neue hervor zu bringen und „ihr Daseyn zu verlängern? Wenn sich die Gattun„gen in der Welt vermehren, so geschieht es in der „Absicht, desto geschwinder den Verlust wieder zu er„setzen, den ihre natürliche Hinfälligkeit veranlasset. „Wenn sie sich unter einander zerstören und wenn „der Zeit des Daseyns einzelner Wesen gewisse Gren„zen gesetzet sind, so geschieht es darum, daß diese „einzelne Wesen sich nicht allzu sehr in den Gattungen anhäufen. Kurz: die Einrichtung der ganzen „Welt hat einen allgemeinen Hauptzweck zum „Grunde, welcher in der Vollständigkeit und Er„haltung des thierischen Systems bestehet. Es „giebt allgemeine Gesetze, nach welchen alle Wesen „diesen Zweck befördern helfen. Diese Gesetze haben „insgesammt eine so genaue Beziehung auf einander, „daß immer eines nothwendig aus dem andern ge„folgert werden kann. M. ..

Die Menschen und Fleischfressende Thiere leben bloß von gänzlich oder doch beynahe völlig ausgebildeten Geschöpfen, bloß von Fleisch, Eyern, Samenkörnern und Keimen fast aller möglichen Gattungen. Wäre dies nicht schon allein zureichend, aller Uebermaße in der Natur Schranken zu setzen? Man betrachte nur einmal irgend eine von den geringern Thiergattungen, die andern wieder zur Speise dienen, z. B. die Heringe! Viele tausende verlieren sich in den Netzen unserer Fischer. Und wenn sie vorher allen Ungeheuern der Nordsee reichliche Sätigung verschaffet, so können sie doch noch zum Unterhalt aller Europäischen Völker, in einer gewissen Jahreszeit das Ihrige beytragen [5]). Welche ungeheure Fruchtbarkeit bey diesen Thieren! Würde nicht ein großer Theil derselben durch andere zerstöret, was für Folgen würde nicht eine so unermeßliche Vermehrung haben! Sie allein würden die ganze Fläche des Meeres bedecken. Durch Uebermaße würden sie bald sich selbst verderblich und ihre eigene Zerstörer werden. Aus Mangel hinlänglicher Nahrung würde sich ihre Fruchtbarkeit vermindern, Hunger und Seuchen mehr, als vorher, ihre Feinde aufreiben, die Anzal dieser Thiere sich nicht vermehren, die Zahl derer aber, die vorher von ihnen lebten, sich vermindern. Da sich nun eben dieses von allen andern Thiergattungen behaupten läßt, so muß eine Gattung nothwendig

5) Hierüber verdient die 2te Abtheil. in Bocks Versuch einer vollständigen Natur und Handlungsgeschichte der Heringe Königsb. 1769 gr. 8vo. imgl. die Abh. der Schwed. Akad. der Wissensch. 32 Th. p. 146—168. Arzt III. B. p. 385 der 1ten Ausg. und Hannov. Mag. 1771 p. 833—864 u. s. w. nachgelesen zu werden. M. . .

wendig der andern zum Unterhalte dienen. Der gewaltsame Tod unter den Thieren ist also in so fern rechtmäßig und unschuldig, in wie fern er sich auf die allgemeinen und unveränderlichen Gesetze der Natur gründet, und keine Thiergattung ohne diese Bedingung, bestehen kann [6]).

Bey

6) Der Verf. der Theorie du Syst. animal macht über diesen Punkt noch viel nützliche Betrachtungen. Er siehet die Abneigung und Feindseligkeiten im Thierreich als einen vortreflichen Beweis der besten Welt an. — Die Feindseligkeiten, vermöge welcher die Thiere sich einander kriegerisch anfallen, aber alle wieder verfolgt und getödtet, von Menschen verfolgt werden, die sich wieder unter einander selbst aufreiben; — diese Zerstörungen, sagt er, dienen im thierischen Leben vornämlich zur neuen Beförderung und zum Wohl desselben. Denn 1) werden durch sie viel neue Gattungen in der Natur hervorgebracht, welche sonst nicht statt finden würden, und 2) ist die Entstehung dieser neuen Gattungen den andern auf keine Weise nachtheilig, vielmehr nützlich und gewissermaßen nothwendig. Insekten und kriechende Thiere versammlen sich auf dem Aas anderer Thiere und nähren sich von der Substanz ihrer Körper. Unzählige Arten suchen ihren Aufenthalt auf den Körpern lebendiger Thiere, und finden ihre Nahrung im Fleisch und Blute derselben. Unendlich viel unterschiedene Thiergattungen verschlingen wieder Insekten und Motten; die fleischfressende Geschlechter, die Raubthiere und Raubvögel, unterhalten sich bloß auf Kosten anderer von ihnen erwürgter Thiere, und lebt nicht selbst der Mensch grösten Theils von Fleische? oder

wenn

Bey dem allen muß man gestehen, daß der Bewegungsgrund, welcher uns noch immer Zweifel gegen diesen Satz einflößt, allerdings zur Ehre der Menschheit gereichet. Wenigstens gehören alle mit Sinnen, Fleisch und Blut begabte Thiere unter die empfindsamen Wesen, und sind, gleich uns, fähig, ein Vergnügen oder einen Schmerz zu fühlen. Wär es also nicht eine Art grausamer Härte und Unempfindlichkeit, ohne die dringendste Noth Thiere, besonders solche zu tödten, die sich uns freywillig nähern, gern in unserer Gesellschaft sind, und ihr schmerzhaftes Gefühl durch ihr Kläglichthun gleichsam auf uns zurück werfen? Thiere von ganz anderer Natur, als die unsrige, können uns freylich nicht so nahe gehen. Unser natürliches Mitleiden gründet sich immer auf die Beziehungen, in denen wir mit dem leidenden Gegenstande stehen. Je mehr Aehnlichkeit, je mehr Gleichheit beyder Naturen, desto lebhafter ist auch das Gefühl des Mitleides. Wir können uns dessen am wenigsten enthalten, wenn wir unseres Gleichen etwas Schmerzhaftes oder Widriges dulden sehen. Das Wort Mitleiden druckt an sich schon eine Duldung, ein mit andern getheiltes Leiden aus. Hier leidet aber nicht so wohl der ganze Mensch, als vielmehr seine eigne Natur, welche sich Maschinenmäßig empöret, und aus eignem Antrieb fremde Schmerzen theilet. Die Seele hat an der Empfindung des natürlichen Mitleides weniger Antheil, als der Körper; die Thiere sind desselben eben so

wenn sich einige wirklich mit lauter Kost aus dem Pflanzenreich behelfen, ist nicht ihre Zahl unendlich viel geringer, als der erstern? — — S. Berl. Samml. I. B. p. 452 — 459. M. . .

so fähig, als der Mensch. Ein jammerndes Geschrey setzt sie gleich in Bewegung. Sie eilen, einander beyzustehen, und fahren zurück, beym Anblick eines Todten von ihrer Gattung. Grausen und Mitleiden sind also minder für Leidenschaften der Seele, als für natürliche Bewegungen zu halten, die von der Empfindlichkeit des Körpers und von der ähnlichen Bauart mehrerer Körper herrühren. Je mehr also die Naturen sich von einander entfernen, desto mehr muß die Empfindung des Mitleides abnehmen. Die Schläge, die wir einem Hunde geben, ein Lamm, das wir abschlachten sehen, erregen in uns ein Mitleiden. Fühlen wir aber diese Leidenschaft wohl auch bey Fällung eines Baumes, oder beym Genuß einer lebenden Auster? 7)

Könnte

7) Ein ungemein sinnreiches Bestreben, eine der edelsten und wohlthätigsten Leidenschaften der Menschen ihrer ganzen Würde zu berauben, und sie bloß in die Klasse thierischer Empfindungen oder natürlicher Bewegungen herab zu setzen! Da Hr. v. Büffon einmal beschlossen hatte, alle Verrichtungen der Thiere bloß aus mechanischen und materialischen Kräften entspringen zu lassen (S. allg. Gesch. d. Nat. V. Th. p. 23,) so muste er freylich den Thieren entweder alles Mitleiden absprechen, oder dieses bloß zu einer natürlichen Bewegung machen. Das erste schien den Erfahrungen zuwider, also bat er seine Weltweisheit um Erlaubniß, das letzte zu behaupten. Der Unterschied unserer Empfindungen bey den Qualen eines mit allen Sinnen begabten Wesens und beym Umsturz eines abgehauenen Baumes gründet sich aber ohnstreitig, nicht so sehr auf die stärkere oder gerin-

Könnte man in der That wohl einen Zweifel in die Wahrheit setzen, daß diejenigen Thiere, deren organischer Bau dem unsrigen am nächsten kömmt, auch ähnlicher Empfindungen fähig sind? Sie haben Sinne, folglich die Fähigkeit, zu empfinden, und zwar desto stärker zu empfinden, je wirksamer und vollkommner ihre Sinne sich zeigen. Wie können hingegen mit stumpfen Sinnen begabte Thiere sich deutlicher Empfindungen erfreuen? Und müssen diejenigen, welchen einige Werkzeuge oder Sinne fehlen, sich nicht aller von diesen abhängenden Empfindungen beraubt sehen? Die Bewegung ist eine noth-
wen-

geringere Aehnlichkeit der Naturen, als auf die Betrachtung, daß ein vollkommenes Thier, wenn es gemartert wird, mehr, als ein unvollkommneres, wie die Auster, ein Baum hingegen gar nichts dabey empfindet. Je mehr also, nach unserm Urtheil, oder je weniger ein fühlendes Wesen zu leiden scheinet, desto größer oder geringer ist auch der Antheil, den weiche Menschenseelen an seinen Schmerzen nehmen. Die Grade der Aehnlichkeit im Bau der Körper oder in der Organisation, können dabey wohl schwerlich einen andern, als bloß zufälligen Einfluß haben. Das Thierische Mitleiden, wenn ihre auffahrende Bestürzung oder andere dahin gerechnete Aeusserungen wirklich diesen Namen verdienen, ist freylich nicht auf so vielfältige Betrachtungen, als das menschliche, aber doch auf Empfindungen gegründet, die aus dem Bewustseyn ähnlicher Vorfälle entstanden. Es ist eine niedrigere Art des Mitleidens, mehr Furcht und Bestürzung, als Mitgefühl, aber doch auch etwas mehr, als bloße mechanische Bewegung.

M. . .

wendige Wirkung der ausgeübten Empfindungen. Wir haben schon oben [8]) bewiesen: ein Wesen möge, wie es wolle, organisiret seyn, es könne dennoch, wenn es Empfindungen hat, nicht umhin, selbige durch äußere Bewegungen sichtbar zu machen. Daher sind auch Pflanzen, bey dem feinsten organischen Bau, dennoch eben so unempfindsame Wesen, als diejenigen Thiere, die, gleich ihnen, keine sichtbare Bewegung äußern. Eben so haben auch diejenigen Thiere, die, gleich der Sinnpflanze [9]), nur einer auf ihren eignen Körper eingeschränkten, aber nicht einer fortschreitenden Bewegung fähig sind, nur sehr wenig Empfindung. Diejenigen endlich, welche sich zwar von der Stelle bewegen, aber nur, wie selbstgängige Maschinen, sehr wenig Handlungen unternehmen, und auch diese nur immer auf einerley Art verrichten können, haben ebenfalls nur einen sehr schwachen, auf eine kleine Zahl von Gegenständen eingeschränkten Antheil von Empfindung.

Wie viel dergleichen Maschinen hat nicht selbst das Menschengeschlecht aufzuweisen! Und wie sehr können Erziehung und wechselsweise Mittheilung unserer Begriffe, die Summe so wohl, als die Lebhaftigkeit unserer Empfindungen verstärken! Welch ein Unterschied in dieser Absicht unter den wilden und gesitteten Menschen, zwischen einer Bäuerin und einer Frau nach der Welt! So werden auch unter den Thieren, die um uns lebende zahme durch solche Mittheilung weit empfindlicher, als die wilden, die bloß

8) Im VII. Th. der allgem. Geschichte von der Natur der Thiere.

9) Herba sensitiva, Mimosa *Linn.*

bloß ihre natürliche, zwar oft sichrere, aber doch allezeit schwächere Empfindlichkeit, als die erworbene ist, beybehalten.

Betrachten wir übrigens die Empfindung bloß als ein natürliches Vermögen, und ohne Rücksicht auf ihre scheinbare Wirkung, oder auf die Bewegungen, die sie nothwendig bey allen empfindenden Wesen hervorbringt; so ist es am ersten möglich, sie zu beurtheilen, zu schätzen, ja so gar ihre Grade durch physikalische, bisher, wie mich dünkt, sehr vernachläßigte Beziehungen, ziemlich nahe zu bestimmen.

Zum höchsten Grade der Empfindsamkeit eines belebten Körpers wird erfordert, daß dieser Körper ein Ganzes ausmache, welches nicht allein in allen seinen Theilen empfindlich, sondern auch so zusammengesetzt ist, daß alle diese empfindsame Theile miteinander in der genauesten Verbindung stehen, und keiner von ihnen erschüttert werden kann, ohne von dieser Bewegung allen übrigen etwas mitzutheilen. Außerdem wird hierzu ein hauptsächlicher und einziger Mittelpunkt erfordert, in welchem sich alle diese verschiednen Erschütterungen vereinigen, und auf welchen alle diese Bewegungen, als auf einen allgemeinen Vereinigungspunkt, zurück wirken können. Nach diesen Voraussetzungen müssen der Mensch und alle Thiere, deren organischer Bau dem menschlichen am nächsten kömmt, auch unter allen die empfindlichsten Wesen seyn. Alle Wesen aber, die kein so vollständiges Ganzes ausmachen, deren Theile nicht mit einander in einer so innigen Verbindung stehen, bey denen die Empfindungen sich an mehr als einem Punkte vereinigen, und welche unter einerley Hülle

nicht so wohl ein einziges Ganzes, ein einzig vollkommnes Thier zu verbergen, als vielmehr unterschiedene von einander abgesonderte Mittelpunkte der Wirklichkeit verschiedener Wesen zu enthalten scheinen, müssen allerdings ungleich weniger Empfindung haben. Ein Polype, den man zerschneidet, und dessen zerstümmelte Theile, jeder besonders, fortleben [10]; eine Wespe, deren Kopf, wenn er gleich, vom Körper getrennet ist, sich bewegt, lebet, wirket und so gar, wie vorher, noch frißt oder anbeißet [11]; eine

10) Die einzelne Theile der Polypen leben eine Weile fort, und das haben sie mit Aalen und viel mehrern Thieren und Insekten gemein, besonders mit vielen Arten langer Würmer. Das merkwürdigste dabey ist aber, daß aus bloßen abgeschnittnen Armen wieder ganze Polypen wachsen, und, quer durchschnitten, sich wieder völlig ergänzen. Man wird hierbey nicht ohne Bewunderung nachlesen, was in der Götzischen Uebers. der Trembleyischen Abhandlungen zur Geschichte der Polypen, Quedlinb. 1775 gr. 8vo. von S. 317 ꝛc. von diesen Geschöpfen, ihrer Zertheilung, wieder Ergänzung und Vermehrung, in den Bonnetischen Abh. aber zur Insektologie, Halle 1773 p. 173 — 184 ꝛc. von zerschnittnen Würmern, und in des Hrn. Abt Spallanzani Phys. und Math. Abhandl. Leipz. 1769 gr. 8vo. p. 1. &c. über die Ergänzung abgeschnittner Theile bey verschiedenen Thieren, gesaget worden. M. . :

11) Wunderbar genug! aber nicht minder sind es folgende Bemerkungen: Boyle hat gesehen (ich will meinen Gewährsmann bey dieser Nachricht unten anführen,) daß ein Paar Schmetterlinge sich noch

eine Eidexe, der man, durch Abnehmung eines Theiles von ihrem Körper, weder die Bewegung, noch die Empfindung schwächet [12]); ein Krebs, dessen abgeschnittene Glieder sich wieder völlig erneuern [13]); eine Schildkröte, deren Herz noch lange nachher schläget, wenn man es derselben ausgerissen [14]); alle In-

begattet haben, da ihnen die Köpfe abgeschnitten gewesen. Die Feldgrillen zeigen durch das Geschwirre mit ihren Flügeln, das uns oft so beschwerlich, den Afrikanern aber so angenehm ist, daß diese Thiere von ihnen theuer eingekauft und in Gebauern, wie Kanarienvögel aufgefüttert werden, gemeiniglich die Begierde zur Begattung an. Auch diese Thiere lassen sich den Kopf abreissen, und hören dem ohnerachtet nicht auf, ihr Geschwirre fortzusetzen, pflegen auch noch lange nachher zu leben. S. Nouvelles de la Republ. des lettres 1686. Misc. Curios. 1685. Neues Hamb. Magaz. 84 St. p. 513. M. . .

12) Man lese hierbey nach, was der Hr. Abt Spallanzani l. c. p. 46, von der Reproduktion des Schwanzes, p. 54 ꝛc. der Füße, p. 64 des Kinnbackens der Salamander oder Wassereidexen, imgleichen der Beine bey jungen Fröschen und Kröten erzählet. M. . .

13) S. der Arzt des Hrn. D. Unzer I. Ausg. VI B. p. 17 ꝛc. p. 21 ꝛc. it. Gesellsch. Erzähl. I. B. p. 273. 278. Hamb. Magaz. II. B. p. 476, ꝛc. M. . .

14) Ausserdem sind Hr. Mery's und Redi's Versuche mit den Schildkröten merkwürdig. Der erste sahe, daß eine Schildkröte 32 Tage ohne Luft, der andere, daß etliche derselben, sechs Monathe lang ohne Gehirn

Insekten, deren vorzüglichste Eingeweide, das Herz nämlich und die Lunge, nicht ein besonderes Ganze mitten im Thiere bilden, sondern vielfach getheilet sind, sich längs dem ganzen Körper ausdehnen und gleichsam eine ganze Reihe von Eingeweiden, Herzen und Luftröhren ausmachen; alle Fische, deren Werkzeuge des Umlaufes und Athemholens nur einen geringen Grad von Wirksamkeit verrathen, und von eben diesen Werkzeugen so wohl der vierfüßigen Thiere, als der Wallfischarten abweichen; kurz alle Thiere, deren organischer Bau sich vom unsrigen entfernet, haben wenig Empfindung, und immer desto weniger, je stärker sie sich darinn von uns unterscheiden.

Bey den Menschen und solchen Thieren, die uns ihrer Natur nach am ähnlichsten zu seyn scheinen, ist, allem Ansehen nach, das Zwergfell der Mittelpunkt aller Empfindungen. Lust und Schmerz pflegen auf diesen nervichten Theil hauptsächlich zu wirken. Alle Bewegungen des ganzen Systems der Empfindung sind auf ihn, wie auf einen Vereinigungspunkt, gerichtet. Der Körper des ganzen Thieres wird in die Quere durch das Zwergfell getheilet, und sehr genau in zwo gleiche Hälften unterschieden, wovon die oberste Herz und Lungen, die unterste Magen und Eingeweide in sich begreifet. Diese Haut oder Scheidewand ist überaus empfindlich und so unentbehrlich zur weitern Ausbreitung der Bewegungen und Empfindungen, daß die geringste Verletzung entweder im Nervenreichen Mittelpunkt, oder am Rand, oder

 auch

hirn fortlebten und in ihrer gewöhnlichen Lebensart keine Veränderung zeigten. S. Mannigfaltigkeiten III. Jahrg. S. 264. 265. M. . .

auch nur an den Bändern des Zwergfelles allemal heftige Zuckungen, oft gar den Tod selbst zur Folge haben. Das Gehirn, wo man sonst eigentlich den Sitz der sinnlichen Berührungen (Sensation) gesuchet, ist also keinesweges der Mittelpunkt der Empfindungen; denn man kann dieses ohne Todesgefahr verwunden und so gar etwas davon hinwegnehmen. Ja es giebt so gar Erfahrungen, daß man gewissen Thieren einen beträchtlichen Theil des kleinen Gehirns ausgeschnitten, die aber doch fortgelebet, sich beweget, und in allen Gliedern ihr Gefühl beybehalten haben.

Es ist also ein Unterschied unter den sinnlichen Rührungen (Sensation) und eigentlichen Empfindungen zu machen. Die ersten bestehen in einer in den Sinnen vorhergehenden Erschütterung; die letztern darinn, wenn jene Rührungen oder Erschütterungen, durch ihre Fortpflanzung in das ganze System der Sinnen, einen angenehmen oder unangenehmen Eindruck machen. In der Annehmlichkeit oder Unannehmlichkeit solcher Eindrücke hat man eigentlich das Wesen der Empfindung zu suchen. Lust oder Schmerz ist ihr eigentliches Kennzeichen. Alle Bewegungen, die weder von jener, noch von diesem etwas verrathen, ob sie gleich in uns selbst vorgehen, können, als gleichgültig, uns nicht im geringsten rühren. Man hat also die äußere Bewegungen der Thiere und alle Ausübung ihrer Kräfte lediglich als eine Wirkung der Empfindung zu betrachten. Sie handeln, bloß in so fern sie empfinden oder gerühret werden. Eben der Theil also, den wir als den Sitz der Empfindung annehmen, muß auch der Mittelpunkt seyn, auf welchem sich die Wirkungen aller

Kräfte

Kräfte vereinigen. Das Zwergfell ist also bey den Thieren eben das, was bey den Pflanzen die Querhaut ist, welche den Stamm von der Wurzel unterscheidet [15]). Beyde werden hierdurch in die Quere getheilet, beyde Querhäute dienen zu einem Vereinigungspunkt, woran die einander entgegen gesetzten Kräfte zusammen stoßen. Denn so wohl diejenigen Kräfte, welche die zur Bildung des Stammes und seiner Aeste bestimmten Theile eines Baumes in die Höhe, als auch die entgegen gesetzten, welche die zur Bildung der Wurzel bestimmten Theile unterwärts treiben, dringen zu dieser Querhaut, und stützen sich auf dieselbe.

Man darf nur auf sich selbst ein wenig Acht geben, so wird man leicht gewahr, daß alle innige Rührungen, jede lebhafte Aufwallung, alle Ergießungen der Freude, alle Ueberraschungen, Schmerzen, Ekel, Ohnmachten, kurz alle starke Eindrücke der sinnlichen Rührungen, die wir angenehm oder widrig empfinden, sich in unserm Körper besonders in der Gegend des Zwergfelles fühlen lassen. Im Gehirn ist gar nichts von einer solchen Empfindung zu spüren. Was im Kopfe vorgehet, sind bloß reine Berührungen der Sinne, oder vielmehr nur Vorstellungen jener einfachen Rührungen, die gar nichts vom eigentlichen Karakter einer Empfindung an sich haben. Bloße Erinnerungen, daß diese oder jene Rührung der Sinne uns angenehm oder unangenehm gewesen. Erfolgt aber auf die im Kopfe vorgehende Wirkung eine lebhafte, wirkliche Empfindung, so erstreckt sich

15) *Collet* heißt in der Kräuterkunde der Hals einer Pflanze oder derjenige Theil derselben, wo die Wurzel aufhöret und der Stamm anfänget. S. *Cathol.* l. c. p. 406 M.

ihr Eindruck auf das Innere des Körpers, und besonders auf die Gegend des Zwergfelles. Daher ist auch bey noch ungebohrnen Leibesfrüchten, wo diese Haut noch unbeweglich ruhet, entweder gar keine, oder wenigstens keine wirksame Empfindung zu vermuthen. Die kleinen Bewegungen der Frucht sind auch nicht so wohl Wirkungen einer vorhergegangenen Rührung der Sinnen oder gar des Willens, als vielmehr bloß mechanischer Kräfte.

Die Materie selbst, welche die Empfindung weiter, und die Bewegung der Muskeln hervorbringet, mag seyn, von welcher Art sie will, so kann doch nicht geläugnet werden, daß sie durch Hülfe der Nerven sich fortpflanzet, und sich in einem untheilbaren Augenblick durch das ganze System der Sinnen verbreitet. Auch die Art, wie diese Bewegung geschiehet, mag entweder in einer zitternden Schwingkraft, wie bey Saiten und andern elastischen Körpern, oder in einem subtilen Feuer, und in einer der elektrischen ähnlichen Materie bestehen, welche sich nicht allein in belebten und leblosen Körpern aufhält, sondern auch in erstern durch die Bewegungen des Herzens und der Lunge, durch das Reiben der Bluttheilchen in den Pulsadern an einander, oder auch durch die Wirkungen der äußern Ursachen auf die Werkzeuge der Sinnen, beständig erneuert wird; so bleibt es doch ausgemacht, daß die Empfindsamkeit eines Thierischen Körpers, sich bloß auf die Nerven und Häute gründet. Das Blut, das Blutwasser, und alle flüßige Theile des Körpers, das Fett, die Knochen, das Fleisch und alle veste Theile des Körpers haben, an sich betrachtet, nichts von Empfindung. Dies ist so gar vom Gehirn, dieser weichen, gar nicht

cla=

elastischen Substanz, der eben darum die Fähigkeit fehlet, Schwingungen oder Erschütterungen, die zur Empfindung gehören, hervorzubringen, fortzupflanzen und wieder zurück zu schicken. Desto empfindlicher sind aber die häutigen Umkleidungen des Gehirnes [16]), diese Hüllen aller Nerven, die, gleich

 diesen,

16) Es ist bekannt, wie viel Versuche der große von Haller über die Reizbarkeit und Empfindlichkeit einzelner Theile der thierischen Körper angestellet. Wir haben von ihm vier *Sermones* de partibus corporis humani sentientibus et irritabilibus. Ich will hier nur etwas weniges von seinen Erfahrungen anführen, um zu zeigen, wie wenig sie mit Hr. v. Büffons Meynung übereinstimmen. Der Hr. v. Haller ist völlig der Meynung, daß der Grad des Gefühls aller Theile des thierischen Körpers sich nach den Nerven richte, mit der Menge derselben wachse, abnehme und ganz verschwinde, wo keine Nerven zu finden sind. Die Beantwortung der Frage: ob gewisse Theile des Körpers keine Nerven haben? ist bey der Bestimmung ihrer Empfindlichkeit von großem Gewichte. Den Sehnen hat Hr. v. Haller mit Hr. Moskati alle Nerven abgesprochen. Es erfolgten auch nie heftige Zufälle auf die Verletzungen der Sehnen. Die Nerven, welche hin und wieder über die Beinhaut laufen, haben in die Haut selbst keine Aeste gegeben. Von der Haut, welche den Hirnschädel überziehet, gilt ein gleiches. Die harte Hirnhaut, welche man schon lange gern fühlbar und empfindlich haben wollte, hat, nach dem Geständniß des Hr. v. Haller, mit Einstimmung der Herren Lobstein, Meckel und Metzger, ebenfalls keine Nerven, und was man dafür gehalten, sind Gefäße des Rezeptakuli gewesen. Die übri-

diesen, im Kopf ihren Ursprung nehmen, sich eben so, wie die Nervenäste, vertheilen, und sich bis über die allerkleinsten Zweige derselben verbreiten. Sie stellen gleichsam platt gemachte Nerven von eben der Substanz vor, und beynahe von eben dem Grade der Federkraft. Aus ihnen bestehet ein großer und nothwendiger Theil des Empfindungssystemes. Wollte man also den Sitz der sinnlichen Rührungen im Kopf annehmen, so würde man ihn wenigstens in den Hirnhäuten, und nicht im markichten, der Substanz nach sehr von jenen unterschiedenen Theil des Gehirns, zu suchen haben [17].

Die

übrigen Häute, als der Herzbeutel, Brustfell, Darmfell konnten mit keinem größern Recht auf ihren eigentlichen Nerven Anspruch machen. Die Hornhaut des Auges hat auch keine Nerven, die Gefäße haben wenige, die Drüsen bloß einige, vorbeylaufende Aeste die Nachgeburt und Nabelschnur sicher gar keine. Die Widerlegung derjenigen, welche das Gegentheil gefunden zu haben glauben, wäre für eine Anmerkung zu weitläuftig. Man lese davon die Berlin. Sammlungen VI. Band p. 288—297, wo man auch von der Fühllosigkeit des fadichten Gewebes (Tela cellulosa) nach einige Nachrichten findet. M. . .

17) Hr. v. Haller, wenn er den eigentlichen Sitz des Gefühls untersuchet, sagt am angef. O. p. 296. Es kostet wenig Mühe, sich zu überzeugen, daß die Bedeckungen der Nerven die Empfindungen nicht erregen. Alle Erfahrungen beweisen das Gegentheil. Dies fühlende Vermögen bleibt also ein unangefochtner Vorzug des markichten Theils in den Nerven, den sie aus dem Gehirn bekommen. Zu verwundern ist es übri-

Die Meynung, daß der Sitz aller sinnlichen Rührungen, und der Mittelpunkt aller Empfindlichkeit im Gehirn befindlich sey, wurde vermuthlich dadurch veranlasset, daß die Nerven, als die Werkzeuge der Empfindung, alle nach dem Gehirne gehen, welches man deswegen als den einzigen Ort betrachtet hat, wo sich alle Erschütterungen und Eindrücke der Nerven versammlen könnten. Das war schon allein hinreichend, aus dem Gehirn die Quelle der Empfindung, das wesentliche Werkzeug der sinnlichen Rührung, mit einem Worte, den Sammelplatz der ganzen Sinnlichkeit (Sensorium commune,) zu machen. Diese Voraussetzung hatte, wie es schien, so viel Ungezwungenes und Natürliches, daß man die darinn verborgen liegende physische Unmöglichkeit gar dabey nicht in Erwägung brachte, so deutlich sie Jedem in die Augen hätte fallen sollen. Wie könnte denn ein so unempfindlicher Theil, eine weiche, so unwirksame Substanz, als das Gehirn, selbst das Werkzeug der Empfindung und Bewegung seyn? Wie könnte wohl eben dieser unempfindliche, weiche Theil die Eindrücke nicht allein annehmen, sondern so gar lange Zeit erhalten, und die damit verknüpfte Bebungen in alle veste und empfindliche Theile fortpflanzen?

übrigens, daß Leute, die fast alle Theile des thierischen Körpers, die Knochen selbst nicht ausgenommen, fühlbar machen, dem Hirnmark alle Empfindung absprechen; da doch die Erfahrungen außer allen Zweifel setzen, daß das Mark des Gehirns, welches in die Nerven übergehet, der Sitz alles Gefühls und aller Empfindungen genennet werden müsse.

M. . .

Vielleicht mögte Jemand, nach der Lehre des Kartesius oder des Hrn. de la Peyronie sagen, daß dieses Prinzipium nicht so wohl im Gehirn, als in der Zirbeldrüße (gland. pinealis.) oder in den schwülichten Körpern (Corpora callosa) sitze. Ein einziger bedachtsamer Blick aber auf die Bildung des Gehirns läßt uns begreifen, daß weder die Zirbeldrüse, noch die schwülichte Körper, welche man gern zum Sitze der Empfindungen gemacht hätte, einen Zusammenhang mit den Nerven haben, sondern vielmehr ganz von der unempfindlichen Substanz des Gehirns umgeben, und von den Nerven so weit entfernet sind, daß keine Bewegung derselben sie zu rühren vermag. Diese Meynung steht also mit der vorigen auf gleich schwachem und trüglichem Grunde.

Wozu wär aber nun dieser edle Hauptteil eigentlich nutze? Ist nicht bey allen Thieren ein Gehirn anzutreffen? Ist es nicht bey den Menschen, bey den vierfüßigen Thieren und bey den Vögeln, die alle viel Empfindung haben, weit größer, ausgebreiteter und stärker, als bey den Fischen, Insekten und andern Thieren von geringer Empfindung? Hört nicht alle Bewegung, Handlung und Wirkung so gleich auf, als das Gehirn gedrücket wird? Warum ist eben der Theil, den man doch nicht für den ersten Grund aller Bewegungen halten soll, dennoch so wesentlich und so nothwendig bey derselben? Warum stehet wohl das Verhältniß seiner Größe mit dem Maße der Empfindung jeder Thiergattung in einem so genauen Verhältniß?

Ich hoffe diese Fragen, so wichtig sie auch zu seyn scheinen, dennoch hinlänglich beantworten zu

können.

können. Dazu muß man sich aber nothwendig einen Augenblick bequemen, das Gehirn mit mir bloß als Gehirn zu betrachten und in selbigem nichts anzunehmen, als was man darinne, nach aufmerksamer Betrachtung und bedachtsamer Untersuchung wirklich antrift. Sowohl das Gehirn und seine Verlängerung, als die Fortsetzung desselben, oder das Rückenmark [18]), sind ein bloßer dichter Schleim, der kaum den Namen eines organischen Theiles verdienet. Man unterscheidet nichts weiter daran, als die äussersten Theile sehr kleiner, in Menge dahin gehender und sich daselbst endigender Pulsäderchen, die nicht einmal Blut, sondern bloß ein weißes und nahrhaftes Blutwasser dahin führen. Man erblickt eben diese kleine Pulsäderchen oder Blutwassergefäßchen, ihrer ganzen Länge nach, in Gestallt kleiner, sehr dünner Faden, wenn man die Theile des Gehirns, durchs Einweichen, von einander absondert. Die Nerven hingegen dringen gar nicht in die Substanz des Gehirnes und laufen bloß an die Oberfläche desselben. Sie verlieren schon, ehe sie dahin kommen, ihre Vestigkeit und Federkraft, und man findet wirklich die äussersten Enden der Nerven, welche dem Gehirn am nächsten liegen, ganz weich, einem klebrigen Schleim nicht unähnlich.

Aus dieser Erklärung, die sich nicht etwan auf angenommene Sätze gründet, siehet man deutlich, daß das Gehirn seine Nahrung erst von den lymphatischen Pulsäderchen erhält, alsdann aber solche den Nerven wieder mittheilet. Man hat sich also diese Pulsäderchen als Kanälchen zu denken, die gleich den Gewächsen, die aus der Erde hervortreiben, aus dem Gehirn in Stämmen und Zweigen hervorsprossen, welche

18) Medulla oblongata et spinalis.

welche sich hernach wieder in unzählig viele kleinere Zweige vertheilen. Das Gehirn ist also für die Nerven, was die Erde den Pflanzen ist; die äussern Enden der Nerven stellen die Wurzeln vor, die bey allen Gewächsen zarter und weicher als der Stamm und die Zweige sind [19]. Sie enthalten eine geschmeidige zum Wachsthum und zur Nahrung des Baumes der Nerven geschickte Materie, die sie aus der Substanz, des Gehirnes selbst bekommen und welche durch die, von den Arterien dahin gebrachte Lymphe, beständig wieder ersetzet wird. Anstatt also den Sitz der sinnlichen Rührungen oder den Hauptgrund aller Empfindungen auszumachen, ist vielmehr das Gehirn ein Absonderungs- und Nahrungswerkzeug, zugleich aber ein so wesentliches Werkzeug, daß ohne dasselbe die Nerven so wenig wachsen, als ferner bestehen oder fortdauern würden.

Dieses Werkzeug ist bey Menschen vierfüssigen Thieren und Vögeln größer, weil diese Geschöpfe nicht allein mehrere, sondern auch stärkere Nerven haben, als Fische und Insekten, die eben deswegen auch nur mit schwachen Empfindungen begabet sind. Sie haben ein sehr kleines Gehirn, weil die Anzal der dadurch zu ernährenden Nerven ebenfalls nur gering ist. Bey dieser Gelegenheit kann ich nicht unbemerkt laßen, daß es falsch ist, wenn man den Menschen ein größeres Gehirn, als irgend einem Thiere zuschreibet. Es giebt in der That, sowohl Affen,

19) Ein Satz, der offenbar einer Menge, von gegenseitigen Erfahrungen widerspricht und von jedem Kräuterkenner, durch den Augenschein, kann wiederlegt werden! M...

Affen, als Wallfischarten, deren Gehirn, im Verhältniß der Größe ihrer Körper betrachtet, größer, als bey den Menschen erscheinet. Ein abermaliger Beweiß, daß im Gehirn so wenig der Sitz der sinnlichen Berührungen, als der Ursprung aller Empfindungen zu suchen sey. Müßten sich sonst nicht solche Thiere durch mehr sinnliche Rührungen und lebhaftere Empfindungen, als der Mensch hat, vor diesen auszeichnen?

Man erwäge nur einmal die Ernährungsart der Pflanzen! Siehet man hier nicht offenbar, daß diese die groben, erdichten oder wässerichten Theile nicht an sich ziehen? Vielmehr müssen dergleichen Theile, durch die Wärme vorher in zarte Dünste verwandelt werden, ehe die Wurzeln sie einzusaugen vermögen. Auf gleiche Weise geschiehet auch die Ernährung der Nerven, bloß durch Hülfe der allerfeinsten Theilchen der Feuchtigkeiten des Gehirnes, welche die äussern Enden oder die Wurzeln der Nerven einsaugen, die Nerven selbst aber nach allen Zweigen des Empfindungssystemes führen. Von diesem System ist schon erinnert worden, daß es ein Ganzes ausmache, dessen Theile so genau und innigst mit einander verbunden sind, daß die Verletzung des einen, die stärksten Erschütterungen aller übrigen voraussetzet. Es braucht nur eine kleine Verwunderung oder die geringste unnatürliche Spannung des allerfeinsten Nerven, um die lebhafteste Bewegung in allen andern zu erregen oder den ganzen Körper in krampfichte Verzuckungen zu versetzen, die, gleich dem dadurch verursacheten Schmerz, ehe nicht gestillet werden können, bis über der verletzten Stelle der Nerve weggeschnitten wird. Hierdurch verlieren aber

Augen=

Augenblicklich alle Theile, nach welchen der Nerve sich vorher ausbreitete, auf immer ihre Bewegung und Empfindung.

Man darf das Gehirn aber nicht als einen Theil von eben der Art, oder als einen organischen Theil des Nervenbaues betrachten; weil ihm weder eben dieselben Eigenschaften, noch die nämliche Substanz zukommen; indem es weder dichte, noch mit einer Federkraft versehen, oder empfindlich ist. Ich will zwar zugeben, daß durch das Zusammendrücken des Gehirns die Empfindung aufgehoben wird; allein dies beweiset eben, daß es kein zum Nervensystem gehöriger Körper sey, sondern bloß indem es durch sein Gewicht auf die äussersten Enden der Nerven wirket, selbige quetschet und betäubet, wie jeder am Arm, am Bein oder an einem andern Theile des Körpers angebrachter Druck die Nerven ihrer Empfindungskraft, so lange der Druck dauret, berauben würde.

Dieses durch den Druck bewirkte Nachlaßen der Empfindung ist so gewiß nur eine bloße Hemmung oder ein Erstarren, daß Empfindung und Bewegung Augenblicklich wider hergestellet sind, so bald nur der Druck des Gehirnes nachläßt.

Ich will ferner zugeben, daß auf eine Zerreissung der markichten Substanz oder eine Verletzung des Gehirns bis auf die schwülichte Körper desselben, Zuckungen, Beraubung des Gefühls, ja den Tod selbst nach sich ziehen würden. Das kömmt aber daher, weil in solchem Falle die Nerven, gänzlich in Unordnung gebracht und gleichsam alle ihrer Wurzeln beraubt

beraubt und in ihrem Ursprunge verlezet wären [20].

Es liessen sich auch wohl noch andre Gründe, aus besondern Vorfällen zum Beweiß der Meynung anführen, daß man das Gehirn weder als den Mittelpunkt der Empfindung, noch als den Sitz der sinnlichen Rührungen zu betrachten habe. Sind nicht schon Thiere, sogar Kinder, ohne Kopf und Gehirn, gebohren worden, denen es dem ohnerachtet weder an Empfindung, noch an Bewegung oder Leben fehlte? Giebt es nicht ganze Klassen von Thieren, Insekten z. B. und Würmer, bey welchen das Gehirn weder eine deutliche, noch sichtbare Masse auszumachen

20) Hier scheint Hr. v. Büffon, wie mich dünkt, wider seinen Willen dem Ursprunge vieler Nerven aus dem Gehirne sehr deutlich und nachdrücklich das Wort zu reden, ob er uns wohl an andern Stellen gern überreden mögte, daß die Nerven mit dem Gehirn gar nichts Gemeinschaftliches, gar keine Verbindung hätten. Wirkliche Zergliederer hingegen, und unter ihnen die berühmtesten, haben den Ursprung aller Nerven des menschlichen Körpers aus dem grossen und kleinen Gehirn aus dem verlängerten und Rückenmark hergeleitet. In sofern aber das verlängerte Mark aus der Vereinigung der markigen Kanäle des großen und kleinen Gehirns entspringet, das Rückenmark aber eine bloße Fortsetzung des verlängerten Markes ist, so nehmen im eigentlichen oder allgemeinen Verstand alle Nerven des Körpers ihren ersten Ursprung theils aus dem großen, theils aus dem kleinen Gehirn. Hr. Winslow selbst, in seiner Exposition anatomique Tom. III. p. 137, könnte den Hrn. v. Büffon davon überzeuget haben. M...

chen scheinet? Man bemerkt an ihnen bloß einen gewissen Theil, welcher mit dem Verlängerten- und Rückgradsmark in Verbindung stehet [21]). Man hätte folglich mehr Ursache, den Sitz der sinnlichen Rührungen und Empfindungen im Rückenmark, das keinem Thiere fehlet, als im Gehirn oder, in einem Theil des Körpers, zu suchen, der nicht bey allen empfindenden Wesen gefunden wird.

Die gröste Hinderung, im Fortgange der menschlichen Kenntniß, liegt nicht so wohl in den Sachen selbst, als in der Art, wie man sie betrachtet. So zusammengesetzt auch immer die Maschine des menschlichen Körpers seyn mag, so ist sie es doch weit minder, als die Vorstellungan, die er sich davon zu machen pfleget. Man würde lange nicht so viel Schwierigkeiten finden, die Natur so, wie sie ist, als wie sie uns dargestellet wird, zu erkenuen. Sie zeigt sich uns ohne Schleyer, und wir leihen ihr selbst eine Maske, wir hüllen sie gleichsam in unsre Vorurtheile und nehmen als zuverläßig an, sie handle und wirke gerade so, wie wir denken und handeln. Gleichwohl sind ihre Wirkungen offenbar und einleuchtend, unsere Gedanken aber von denselben dunkel und irrig. Wir entstellen ihre Werke durch einen Zusatz der abgesonderten Begriffe unsers Verstandes, wir lassen sie nach den Mitteln, deren wir uns bedienen würden, handeln, urtheilen von ihren Endzwecken bloß nach unsern Absichten und pflegen allenthalben ihren sich immer ähnlichen Wirkungen und untrüglichen Erscheinungen, die veränderliche, blendende Täuschungen unsrer Einbildungskraft beyzumischen. Ich

21) Und was hält uns denn ab, diesen gewissen Theil, welchen große Insektenzergliederer an Insekten und Würmern gezeiget, für das Gehirn derselben zu halten? M.

Ich rede hier nicht von solchen bloß willkührlich angenommenen Lehrgebäuden, oder von jenen muthwillig erdachten Sätzen, denen es beym ersten Anblick schon anzusehen ist, daß man uns Grillen für Wirklichkeit aufheften will. Ich meyne vielmehr die Lehrarten, vermittelst welcher man die Natur wirklich untersuchet. Die gewöhnliche Art, Versuche zu machen, hat selbst mehr Irrthümer erzeugt, als Wahrheiten entdecket. Ob man wohl durch Versuche am sichersten zu gehen scheinet; so ist dieser Weg doch nur in so fern zuverläßig, als man ihn gerade zu verfolget. Bey der geringsten Ausbiegung geräth man in unfruchtbare Gegenden, wo man einige hier und da zerstreute Gegenstände nur im Dunkeln erblicket. Man stränget indessen alle Kräfte an, dieselben unter einander dadurch zu verbinden, daß man unter ihnen gewisse Aehnlichkeiten und gemeinschaftliche Eigenschaften voraussetzet. Weil man nun auf diesen selbst gemachten krummen Wegen zutraulich hin und wieder gehet, so glaubt man einen von der Natur gebahnten Weg vor sich zu haben. Wenn er auch zu nichts führet, so wird er doch von jedem betreten. Die Lehrart wird allgemein angenommen und man begnüget sich, statt der Grundsätze, mit blossen Folgerungen.

Ich könnte hiervon einen deutlichen Beweis anführen, wenn ich den Ursprung dessen, was man in allen, sowohl abstrakten, als wirklichen Wissenschaften, Grundsätze nennet, in seiner ganzen Blöße darstellen wollte. Bey der ersten Art von Wissenschaften beruhen alle Grundsätze hauptsächlich auf die Kunst, Begriffe abzuziehen, d. i. auf eine oder mehre-

mehrere Voraussetzungen [22]); bey der andern bestehen die Grundsätze bloß aus guten oder schlechten Folgerungen, die man aus den einmal beliebten Methoden gezogen.

Wir wollen bloß bey der Zergliederungskunst stehen bleiben. Glaubte nicht der erste, welcher über seine natürliche Widerstrebung so viel gewann, einen menschlichen Körper öffnen zu können, bey der ersten Durchsuchung, Zergliederung und Auseinanderlegung aller Theile desselben, so gleich den ganzen Bau, den Mechanismus und alle Verrichtungen des menschlichen Körpers kennen zu lernen? Aber mußte er nicht auch, weil er die Sache unendlich verworrener fand, als er sich vorgestellet hatte, alsbald seine Gedanken fahren lassen? Man war also gezwungen, eine Lehrart, nicht so wohl zum Erkennen und Beurtheilen, als vielmehr allein zum Sehen, und zwar zum Regelmäßigen Sehen, zu erfinden. Diese Lehrart war aber nicht das Werk eines einzigen Mannes. Es ist alle Jahrhunderte hindurch an ihrer Verbesserung gearbeitet worden, und sie allein macht noch heut zu Tage unsern geschicktesten Zergliederern genug zu schaffen. Demohnerachtet ist diese Methode noch nicht die Wissenschaft selbst, sondern bloß der Weg, der zu ihr führen sollte, durch welchen man auch vielleicht wirklich dahin gelangen mögte, wenn man, statt immer einen schmalen Fußsteig in gerader Linie zu verfolgen, den Weg erweitert, und immer die Zerglie-

22) Meinen Beweis hiervon lese man im Iten Bande der allg. Naturgeschichte, am Schlusse der ersten Abhandlung. A. D. V.

gliederung der Menschen mit der Zergliederung der Thiere verbunden hätte.

Denn was läßt sich wohl aus einem einzelnen Gegenstand, ohne Vergleichung mit andern, für Gründlichkeit in der Kenntniß schöpfen? Gründet sich nicht vielmehr alle menschliche Wissenschaft auf die Vergleichungen, welche der menschliche Witz zwischen ähnlichen und unterschiedenen Dingen, zwischen ihren übereinstimmenden und von einander abweichenden Eigenschaften, imgleichen zwischen allen Beziehungen derselben zu machen wußte? Das für sich bestehende (l'absolu,) wenn es wirklich vorhanden ist, gehört nicht in den Umfang unserer Einsichten. Wir können von Dingen anders nicht urtheilen, als nach den Verhältnissen und Aehnlichkeiten, welche sie unter einander haben. So oft man sich also in einer gewissen Lehrart mit einem einzelnen Gegenstand beschäftiget, und ihn ohne Rücksicht und Beziehung auf dasjenige betrachtet, was ihm gleichet oder von ihm unterschieden ist, wird man zuverläßig zu keiner wirklichen Kenntniß gelangen, am allerwenigsten aber sich bis zu einem einzigen, allgemeinen Grundsatz erheben. Man wird nichts weiter liefern können, als bloße Namen und Beschreibungen der Sache und aller ihrer Theile. In der That ist auch die Zergliederungskunst, seit drey tausend Jahren, da man anfieng, menschliche Leichname zu zergliedern, bis ietzo noch ein bloßes Wörterbuch; und man scheinet kaum einige Schritte zu ihrem wirklichen Gegenstand, oder zur Wissenschaft der thierischen Oekonomie oder Physiologie gethan zu haben [23].

23) Als Hr. von Büffon dieses schrieb, mußte ihm die Physiologie des großen v. Haller wohl noch gänzlich

Wie fehlerhaft ist nicht auch die Lehrart selbst, welche doch, da es bey ihr bloß auf das Beschauen und auf Benennungen dessen, was man gesehen, ankömmt, nothwendig deutlich und einfach seyn sollte! Da man sich überredet hatte, daß die Kenntniß der Namen die eigentliche Wissenschaft selbst ausmache, war man hauptsächlich darauf bedacht, die Menge der Benennungen zu vermehren und zu vervielfältigen, anstatt sich einer Einschränkung in der Zahl der Sachen zu befleißigen. Man hat sich in umständlichen Beschreibungen vertiefet, und Verschiedenheiten da entdecken wollen, wo alles einander ähnlich war. Durch eine Schöpfung neuer Namen, glaubte man auch neue Sachen bekannt gemacht zu haben. Man beschrieb mit einer nichts bedeutenden Genauigkeit die allerkleinsten Theilchen. Die Beschreibung eines noch kleinern, von den vorigen Zergliederern entweder übergangenen oder nicht geachteten Theilchens, nennte man Entdeckung. Die Namen selbst waren oft von Gegenständen genommen, welche mit denen, die man damit bezeichnen wollte, gar in keinem Verhältniß standen. Dadurch wurde die Verwirrung noch immer größer. Die beym Gehirn sogenannte Testes 24) und Nates 25), was stellen sie wohl anders vor, als Theile

lich unbekannt seyn, er würde sich sonst hoffentlich bey dieser Gelegenheit etwas vortheilhafter für die physiologischen Kenntnisse der heutigen Arzneyverständigen ausgedrucket haben. M...

24) *Testes cerebri* oder Gehirnhoden sind im Gehirn zwo Hodenähnliche Erhöhungen, gleich neben der Zirbeldrüse. M...

25) *Nates cerebri*, Gehirnbacken. Im Gehirn liegen vier sogenannte Zwillingserhöhungen (Tubercula mam-

Theile des Gehirnes, welche dem Ganzen gleichen? wozu also ihre besondere Namen? Diese gerade zu gewählte oder nach Anleitung eines Vorurtheils ertheilte Benennungen, erzeugten in der Folge wieder neue Vorurtheile und gewagte Meynungen. Noch andere Namen, die man entweder nicht hinlänglich betrachtete oder gar nur erdichteten Theilen beylegte, waren abermals Quellen neuer Irrthümer.

Was hat man nicht der Zirbeldrüse und dem vorgeblichen leeren Raum im Gehirne, den man das Gewölbe nennet, für Nutzen und Verrichtungen zuschreiben wollen? da doch erstere nichts, als eine Drüse, die Wirklichkeit des letztern aber noch sehr zweifelhaft ist, und vielleicht, als ein leerer Raum, vielmehr durch die Hand des Zergliederers, oder durch die Art der Zergliederung entstanden, als von der Natur gebildet seyn mag [26]).

mammillaria oder quadrigemina) dichte neben einander. Die obere größere und breitere werden die *Nates*, die zwo untere aber Testes cerebri, genennet.

M. . .

26) Man lese hierüber die Abhandlung des Steno.

A. D. V.

Indessen wär es doch immer sonderbar genug, wenn unter mehr als tausend Zergliederern, keiner gewesen, der diesem Fehler ausweichen können, ein Gewölbe, wo die Natur keines gebildet, hervor zu bringen. Ich müßte hier aber die ganze Zergliederung des Gehirns und einen großen Theil der Physiologie wiederholen, wenn ich in diesem Kapitel den Hr. V. in Anmerkungen widerlegen wollte.

Das schwereste in den Wissenschaften ist also nicht sowohl die Erkenntniß der Dinge, welche die unmittelbare Gegenstände derselben ausmachen, als vielmehr die traurige Nothwendigkeit, ihnen erst alle die unzählige falsche Hüllen abzunehmen, womit sie umhangen, und sie von dem falschen Anstrich zu befreyen, wodurch sie entstellet worden; den Grund oder die Schlüsse der Lehrart, nach welcher man sie lernet, genau zu prüfen, alles Willkührliche davon absondern, und endlich, durch viele Bemühungen, die angenommene Vorurtheile und Irrthümer, die aus einem solchen Gemische des Willkührlichen mit dem Wahren entstehen mußten, einsehen zu lernen. Dies alles wird bloß dazu erfordert, die Natur wieder zu finden. Um sie aber zu erkennen, darf man sie hernach nur immer mit sich selbst vergleichen.

In der ganzen thierischen Einrichtung scheint allerdings die Natur noch sehr versteckt und Geheimnißvoll zu handeln. Nicht sowohl bloß darum, weil der Gegenstand derselben sehr verwickelt und unter allen ihren Werken der menschliche Körper am wenigsten einfach ist, als vielmehr, weil man sie nicht mit ihr selbst verglichen hat. Bloß durch die Vernachläßigung dieser Vergleichungsmittel, die allein fähig waren, uns eine helle Fackel aufzustecken, ist man in der Finsterniß des Zweifels und in der schwankenden Ungewißheit angenommener Sätze geblieben.

wollte. Von wem sollte ich aber dafür einen Dank erwarten? da jeder, dem an der nähern Kenntniß dieser Sachen gelegen ist, lieber die neuern Quellen selbst zur Hand nehmen und alles im Zusammenhang untersuchen, als in kurzen Anmerkungen, sich lüstern machen und nicht sätigen laßen wird. M. . .

blieben. In viel tausend Büchern von Beschreibung des menschlichen Körpers findet man kaum einige verlohren hingeworfene Nachricht vom Bau der thierischen Körper. Die kleinsten Theile des Menschen hat man aufgesucht, gefunden, benennet und beschrieben, ohne sich darum zu bekümmern, ob man bey den Thieren ebenfalls, ich will nicht sagen bloß diese kleine, sondern auch die größern Theile, antreffe. Man eignet gewissen Gliedmaßen bestimmte Verrichtungen zu, man untersucht aber nicht, ob nicht in andern, dieser Gliedmaßen beraubten Wesen, diese Verrichtungen dennoch gleichfalls statt finden? Bey allen Erklärungen also, die man von den unterschiedenen Theilen des thierischen Baues geben wollen, zeigte sich der doppelte Nachtheil, daß man sich so gleich an den verwickeltsten Gegenstand gewaget und hernach von diesem Gegenstand geurtheilet hatte, ohne sich dabey auf andere Beziehungen zu gründen, oder sich des nöthigen Beystandes der Aehnlichkeiten oder Analogie zu bedienen.

Wir sind überhaupt in diesem ganzen Werk einer ganz eignen Lehrart gefolget, und haben allenthalben die Natur mit ihr selbst verglichen, sie nach ihren Verhältnissen, Uebereinstimmungen, Abweichungen und nach ihren äussersten Grenzen betrachtet. Wenn ich mich auch hier nur auf das berufe, was ich bisher von den zur thierischen Einrichtung gehörigen Materien zu sagen Gelegenheit gefunden, als von der Zeugung, den Sinnen, der Bewegung, den Empfindungen und der Natur der Thiere; so wird es nicht schwer seyn, zu begreifen, daß, ausser einer bisweilen ziemlich anhaltenden, allezeit aber nothwendigen Arbeit, die falsche Begriffe auszurotten, die Vorurtheile zu vertilgen, das

das Willkührliche von dem Wesentlichen der Sachen abzusondern, keine andere Kunst, als die Vergleichung, dabey angewendet worden. Sollt es mir also gelungen seyn, etwas zur mehrern Aufklärung dieser Gegenstände beygetragen zu haben; so hat man es nicht sowohl meiner Geschicklichkeit, als der Methode beyzumessen, der ich beständig folgte, und sie so sehr, als meine Einsichten verstatten wollten, zu erweitern und allgemein zu machen suchte. Da sich nun das Maaß unsrer Einsichten, durch Zergliederung und Untersuchung der innern Theile der Thiere, immer mehr vergrößert; da man ferner, um den thierischen Bau richtig beurtheilen zu können, auf diese Art wenigstens alle Thiergeschlechter muß gesehen haben; so werden wir uns, vor gehöriger Bekanntmachung aller einzelnen Erfahrungen, mit Veſtſetzung der allgemeinen Begriffe nicht übereilen.

Genug wenn wir vorläufig nur gewisse Vorfälle beybringen, die zwar von der Theorie der Empfindung und des Geschmackes abhängen, in die wir uns gegenwärtig nicht weiter einlassen wollen, aber doch schon allein genugsam erweisen können, daß der Mensch, im Stande der Natur, sich im Genuß der Nahrungsmittel niemals bloß auf Getreide, Kräuter oder Früchte eingeschränket, sondern von je her sich, wie die meisten Thiere, mit Fleisch zu beköstigen gesucht habe.

Die **Pythagorische Lebensordnung**, welche von alten und neuen Weltweisen, sogar von einigen Aerzten mit so glänzenden Lobeserhebungen beleget worden, hat nie die Natur selbst eingegeben. Im ersten goldenen Weltalter, begnügte sich der Mensch, noch

noch so unschuldig, als die Tauben, vornämlich an Eicheln und Wasser. Sein Unterhalt war allenthalben anzutreffen. Er wußte daher nichts von Unruhe, war ohne Abhängigkeit sein eigner Herr, und lebte mit sich selbst und mit allen Thieren in einem ungestörten Frieden. Sobald er aber seinen Adel vergaß, und seine Freyheit der Geselligkeit, oder Vereinigung mit seines Gleichen aufopferte, traten gleich der Krieg und das eiserne Weltalter, an die Stelle der goldnen Zeit und des Friedens. Die ersten Früchte seiner verderbten Natur waren Grausamkeit, Begierde nach Fleisch und Durst nach Blute. Sitten und Künste vollendeten sein Verderben.

Das waren von je her die Vorwürfe, die gewisse strenge Weltweisen und roh denkende Menschenfreunde, dem geselligen Menschen zu machen pflegten. Sie entwarfen dieses Gemälde, um ihren persönlichen Stolz auf die Erniedrigung des ganzen Geschlechts zu bauen. Das Gemälde schimmert aber bloß in einem seltsamen Kontrast, und hat vielleicht nur darum einen Werth, weil es gut ist, bisweilen den Menschen mit eingebildeten Glückseligkeiten zu schmeicheln.

Dieser eingebildete Zustand der Unschuld, der äussersten Mäßigkeit, der gänzlichen Enthaltung des Fleisches, der vollkommnen Gemüthsruhe des ungestörten Friedens — ist er wohl etwas anders, als ein süßer Traum? als ein Werk der geschäftigen Einbildung? Ist er nicht vielmehr ein Mährchen, worinn der Mensch, wie das Thier, redend eingeführt und, wie bey jeder Fabel, durch Lehren und Beyspiele unterhalten wird? Konnte wohl die Tugend eher, als

die Gesellschaft, statt finden? Kann man wohl mit gutem Gewissen den Verlust dieses wilden Zustandes beklagenswerth nennen? oder den Menschen im Bild eines wilden Thieres höher, als in der Würde des gesitteten Mitbürgers achten?

Der finstre Weltweise wird hier mit einem lauten Ja uns antworten. Denn die Geselligkeit, sagt er, ist allein die Quelle alles Unglückes. Was hätten wir im Stande der Natur an der Tugend eingebüsset, wenn Glückseligkeit unser Loos geblieben, oder auch der Mensch in diesem Zustande nur minder elend, als er jetzo ist, gewesen wäre? Sind nicht Freyheit, Gesundheit und Stärke, der mit einer demüthigenden Sklaverey vergesellschafteten Weichlichkeit, Empfindsamkeit und der Wollust selbst, weit vorzuziehen? Ist nicht Befreyung vom Elend eben so viel werth, als der Genuß der Vergnügungen? und was bedarf man sonst, um glücklich zu seyn, als nichts zu verlangen?

Wenn dieses richtig wäre, so müßten wir auch eingestehen, es wäre viel angenehmer, Pflanzenartig zu wachsen, als zu leben, viel reizender, keine Begierde zu haben, als seine Begierde zu befriedigen; viel besser, in einem unempfindlichen Schlafe zu ruhen, als die Augen zum Gebrauch des Gesichts und zum Genuß unsrer Empfindungen zu öfnen. Das ist aber eben soviel, als unsre Seele der Betäubung, unsern Verstand aber der Finsterniß überlassen, uns nie weder jener, noch dieses bedienen, uns weit unter die Thiere herabsetzen, kurz bloße Klumpen einer an der Erde bevestigten rohen Materie vorstellen wollen.

Nun

Nun wollen wir aber vom Disputiren zu wirklichen Untersuchungen, und von unsern bisherigen Gründen, zu Erfahrungen übergehen. Wir haben alsdann aber nicht mehr den eingebildeten, sondern den wirklichen Zustand der Natur vor Augen. Wofür hat man den wilden Bewohner der Wüsteneyen zu halten? für ein ruhiges Thier? oder für einen glücklichen Menschen? denn wir sind nicht gesonnen, mit jenem Weltweisen, einem der kühnsten Tadler unserer Menschheit, Herrn Rousseau, anzunehmen, daß zwischen dem bloß natürlichen und einem wilden Menschen ein größerer Zwischenraum, als zwischen einem Wilden und uns, statt finde; oder daß die vor Erfindung der Sprache verflossene Zeitalter weit länger, als die Jahrhunderte gewesen, die erfordert wurden, die Zeichen und Sprachen vollkommner zu machen; weil meines Erachtens alle Voraussetzungen da entfernt werden müssen, wo es darauf ankömmt, geschehene Dinge zu beurtheilen, und weil man sichs zu einem Gesetze zu machen hat, seine Zuflucht nicht ehe zu Voraussetzungen zu nehmen, bis alles, was die Natur uns darbietet, erschöpfet worden.

Nun sehen wir aber, daß man auf ziemlich unmerklichen Stufen von den erleuchtetsten und gesittetsten Völkern, zu etwas ungeschicktern, von diesen zu noch rohern, die aber doch durch Könige und Gesetze regieret werden, von diesen rauhen Menschen aber zu den Wilden herabsteigt, welche sich nicht alle gleichen, sondern bey denen man wieder eben so viel unterschiedene Abfälle bemerkt, wie bey gesitteten Völkern; daß einige derselben ziemlich zahlreiche, von gewissen Oberhäuptern beherrschte Völkerschaften, andere hingegen kleine Gesellschaften ausmachen, die

sich bloß nach Gebräuchen richten; diejenigen aber, die noch am einsamsten und am freyesten leben, doch wenigstens Familien ausmachen und ihren Familienvätern gehorsamen. Ein Reich, von einem Monarchen, und eine Familie, von einem Altvater beherrschet, sind die beyden äussersten Grenzen der Gesellschaft, zugleich auch die äussersten Grenzen der Natur. Wenn diese Grenzen in der That sich weiter ausdehneten, würde nicht unter allen, welche die Einöden der Erde durchreiseten, irgend Jemand menschliche, der Sprache beraubte Thiere, taub gegen die Stimme und alle Zeichen, oder zerstreute Männchen und Weibchen, verlaßne Jungen u. s. w. entdecket haben? Ich behaupte sogar, wenn man nicht etwa die vormalige Beschaffenheit des menschlichen Körpers von der gegenwärtigen ganz unterschieden und ein weit schleunigers Wachsthum annimmt, daß unmöglich der Mensch jemals, ohne eine Familie zu bilden, gelebt habe. Die Kinder müßten ja nothwendig umkommen, wenn sie nicht wenigstens einige Jahre hindurch von den Aeltern gewartet und gepfleget würden; da neu gebohrne Thiere hingegen des Beystandes ihrer Mütter nur wenige Monathe bedürfen.

Diese physikalische Nothwendigkeit wäre schon allein zu dem Beweis hinlänglich, daß die Dauer und Vermehrung des menschlichen Geschlechts von der Gesellschaft allein abhänge, die Vereinigung der Aeltern aber mit ihren Kindern eben so natürlich, als nothwendig, sey. Eben diese Vereinigung muß schlechterdings eine gegenseitige dauerhafte Zuneigung zwischen Aeltern und Kindern erzeugen. Das ist aber schon genug, unter ihnen gewisse Geberden,

Zeichen, Töne, kurz alle Ausdrücke der Empfindung und der Bedürfniß vestzusetzen. Die Erfahrung bestätigt genugsam, was wir hier behaupten. Denn die allereinsamsten Wilden verstehen sich unter einander, wie andere Menschen, beym Gebrauch gewisser Zeichen und Worte.

Der bloß natürliche ist also ein ganz bekannter Zustand — nämlich der Zustand eines Wilden in der Wüste, der aber in Familie lebt, seine Kinder erkennet und von ihnen erkannt wird, sich einer Sprache gegen sie bedienet, welche sie alle verstehen. Das in den Wäldern von Champagne vordem gefundene Mädchen [27]), und der wilde Mann, den man in den Hannoverischen Forsten angetroffen, sind keine Beweise für das Gegentheil. Sie haben ihr Leben in einer völligen oder beständigen Einsamkeit zugebracht, und weder von dem, was Gesellschaft, noch von dem, was Zeichen oder Sprache heißt, auch nur die geringsten Begriffe sammlen können. Hätten sie aber einander in der Wildniß begegnet, so würde der natürliche Hang zur Geselligkeit sie hingerissen, das Vergnügen sie vereiniget, und durch eine gegenseitig empfundne Anhängigkeit es bald so weit gebracht haben, einander zu verstehen. Ihre erste Unterhaltung würde die Sprache der Liebe gewesen, und auf diese die Sprache der Zärtlichkeit unter ihnen und ihren Kindern erfolget seyn. Außerdem waren diese beyde Wilden von geselligen Menschen entsprossen, und waren im Wald ohnstreitig, nicht etwan in den ersten Lebensjahren, denn wie hätten sie dann das Leben erhalten können, sondern im 4. 5. oder 6ten Jahre des Lebens, kurz in einem Alter verlassen worden, da ihr

27) S. allg. Gesch. der Natur VI. Band, S. 269 rc

ihr Körper schon genugsame Kräfte besaß, zu Aufsuchung ihres Unterhaltes behülflich zu seyn, ihr Verstand aber noch zu schwach war, die vormals erlangte Begriffe zu behalten.

Nun wollen wir einmal den bloß natürlichen Menschen oder den in Familie lebenden Wilden etwas näher betrachten. Wenn sich auch diese Familie noch so langsam vermehret, so wird er doch früh genug das Oberhaupt einer zahlreicherern Gesellschaft seyn, in welcher alle Glieder einerley Lebensart führen, einerley Gebräuche befolgen und einerley Sprache reden werden. Bey der dritten, höchstens vierten Zeugung müssen dann schon wieder neue Familien entstehen, die zwar von einander abgesondert wohnen, aber doch vermöge der Bande gemeinschaftlicher Gebräuche und Sprache, nur eine, obwohl kleine Nation ausmachen. Mit der Zeit wird eine solche Nation, bey stärkerem Anwachs, entweder nach Beschaffenheit der Umstände, nur Eine starke Völkerschaft bilden, oder jeder Stamm besonders in einem Zustande, gleich demjenigen verbleiben, den wir an wilden Völkern haben kennen lernen. Es wird hierbey vornämlich darauf ankommen, ob solche noch unwissende Menschen nahe bey gesitteten und erfahrnern, oder weit von diesen entfernet wohnen. Wenn sie unter einer angenehmen Himmelsgegend, in einem gesegneten Land, einen ansehnlichen Raum ungehindert einnehmen können, und über dessen Grenzen entweder lauter Einöden oder eben so unwissende Menschen antreffen, so werden sie in ihrer Wildheit beharren, und gegen ihre Nachbarn sich, nach Bewandniß der Umstände, entweder freundschaftlich oder feindselig betragen. Sollten sie aber unter einer

stren=

strengern Himmelsgegend, in einem unfruchtbaren Lande sich durch die Menge beschwerlich fallen, oder sich in Ansehung des Raums zu eingeschränket finden; so werden sie Kolonien errichten, oder Einfälle thun, sich ausbreiten, und mit andern Völkern vermischen, welche sie entweder besiegen, oder von welchen sie zu Sklaven gemacht werden. In jedem Zustand also, unter allen Umständen, und in allen Himmelsgegenden, strebet der Mensch mit gleicher Sehnsucht nach Gesellschaft. Dieses Verlangen ist eine beständige Folge einer nothwendigen Ursache, weil sie selbst auf das Wesen der Gattung, nämlich auf deren Fortpflanzung, gegründet ist.

Genug von der Gesellschaft, welche wir auf solche Art in der Natur selbst gegründet finden! Nun wollen wir einmal die Beschaffenheit der Begierden und des Geschmacks der Wilden untersuchen. Da wird man deutlich sehen, daß kein einziger bloß von Früchten, Kräutern oder Getreide lebet. Alle pflegen vielmehr dem Fleische, den Fischen und andern Nahrungsmitteln den Vorzug einzuräumen. Sie finden keinen sonderlichen Geschmack am lautern Wasser, und suchen sich schmackhaftere Getränke entweder selbst zu verfertigen, oder anders woher zu verschaffen.

Die südlichen Wilden trinken den Palmsaft, die Nördlichen verschlucken den eckeln Wallfischthran in langen Zügen; andere bereiten sich wieder gährende Getränke, und alle haben eine allgemeine bestimmte und unüberwindliche Begierde nach gebrannten Wassern. Die vorzüglichste Geschicklichkeit, welche der anfängliche Mangel an allen Bedürfnissen sie lehrete

und

und wozu ihre natürliche Begierden sie aufmunterten, ist auf die Verfertigung der Geräthschaften zur Jagd und Fischerey eingeschränket. Ein Bogen, Pfeile, eine Käule, Netze, ein Kahn — hierinn bestehen die grösten Künste der Wilden, die sich auch auf keinen andern Gegenstand verbreiten, als auf die Mittel, sich ihrem Geschmack gemäß zu nähren. Ihr Geschmack scheint auch vollkommen mit den Forderungen der Natur überein zu stimmen. Denn wir haben schon anderwärts [28]) erinnert, daß der Mensch nicht von Gewächsen oder Kräutern allein leben könne, und an bloßer Entkräftung umkommen würde, wenn er nicht auch kräftigere Nahrung zu sich nähme. Da er nur einen Magen und kurze Gedärme hat, so kann er nicht, wie der mit vier Magen und einem sehr langen Darmkanal begabte Ochs, auf einmal einen großen Vorrath einer so magern Kost zu sich nehmen, welches doch schlechterdings nothwendig wäre, die schlechtere Beschaffenheit solcher Nahrung durch ihre Menge zu ersetzen. Mit den Früchten und Getreide hat es fast eben diese Bewandniß. Diese würden ihm eben so wenig hinlängliche Nahrung gewähren. Er würde viel zu viel davon genüßen müssen, um daraus den zu seiner Nahrung erforderlichen Vorrath organischer Theilchen zu ziehen. Das Brod wird zwar aus dem reinsten Theile des Korns bereitet; ja das Korn selbst, wie auch unser übriges Getreide und Feldfrüchte, welche durch Hülfe der Kunst vollkommner gemacht worden, sind mit mehrern organischen und nährenden Theilen angefüllt, als die Körner in ihrer natürlichen Beschaffenheit zu seyn pflegen. Dennoch würden, das Brod und die Feldfrüchte, wenn sich der Mensch davon allein ernähren sollte, kaum vermögend

28) S. Geschichte der Vierf. Thiere I. Band, p. 239.

mögend seyn, ihn bey einem siechen und kraftlosen Leben zu erhalten.

Man betrachte nur einmal jene fromme Einsiedler, welche sich alles dessen, was gelebet hat, enthalten, aus heiligen Bewegungsgründen ihren Antheil an den Gaben des Schöpfers freywillig aufgeben, sich der Sprache berauben, alle Gesellschaft fliehen und sich in geheiligten Mauern, woran die Natur selbst scheitern muß, verschlüßen. In diesen Freystädten oder in diesen lebendigen Gräbern eingekerkert, wo lauter Bilder des Todes herrschen, schleichen sie mit erblaßten Gesichtern, halb verloschnen Augen und schmachtenden Blicken herum. Ihr Leben scheint sich mit Gewalt noch zu erhalten. Sie essen, ohne satt zu werden. So sehr sie auch ihr heiliger Eifer aufmuntern mag, (denn die Stärke der Seele verbreitet sich oft auf den Körper,) so sind sie doch in wenigen Jahren das Opfer ihrer grausamen Enthaltung. Ihr scheinbares Leben ist nichts, als ein langsamer, täglich empfundner Tod, ihr Tod selbst aber ist nicht so wohl das Ende ihres Lebens, als die Vollendung ihres langsamen Todes.

An statt also, daß die Enthaltung vom Fleisch der Natur sollte gemäß seyn, dient sie vielmehr zu ihrer wirklichen Zerstörung. Ein Mensch, dem eine solche Lebensordnung zur Nothwendigkeit gemacht würde, könnte wenigstens in unsern Himmelsgegenden, sich eben so wenig erhalten, als vermehren. In südlichen Ländern, wo die Früchte reifer, die Pflanzen kräftiger, die Wurzeln saftiger, die Körner aber nahrhafter sind, wär es vielleicht eher möglich, mit einer solchen Kost sich zu behelfen. Indessen machen

die Brachmanen vielmehr eine Sekte, als ein wirkliches Volk aus, und ihre Religion, so alt sie auch immer seyn mag, hat sich nicht über die Grenzen ihrer Schulen, am wenigsten über die Grenzen ihrer Himmelsgegenden erstrecket.

Diese auf Metaphysik gegründete Religion ist ein stark auffallendes Beyspiel des Schicksales der menschlichen Meynungen. Wenn man die noch übrige Trümmern vormaliger Kenntnisse zusammen nimmt, so wird man gewahr, daß in den ältesten Zeiten die Wissenschaften sehr weit und vielleicht schon höher getrieben waren, als in unsern Tagen. Man wußte schon viel eher, als wir, daß alle beseelte Wesen gewisse unzerstörbare, stets fortlebende, aus einem Körper in den andern übergehende Theilchen enthielten. Diese Wahrheit, welche anfänglich die Weltweisen, und hernach sehr viel andere Menschen annahmen, erhielt ihre Reinigkeit nur in den erleuchteten Jahrhunderten. Weil aber hierauf eine große Finsterniß im Reich der Wissenschaften erfolgte; so erinnerte man sich der belebten organischen Theilchen bloß noch, um sich einzubilden, daß dasjenige, was bey dem Thiere das Leben ausmacht, wahrscheinlich ein unzerstörbares Ganzes wäre, das nach dem Tode sich wieder von dem Körper trennete. Dies eingebildete Ganze nennte man eine Seele, die man hernach, als ein wirklich vorhandenes Wesen, allen Thieren zueignete. Da man diesem eingebildeten Wesen den wahren, aber entstellten Begriff des Ueberganges der belebten Theilchen in andere Körper, noch beyfügte, so hat man daraus endlich eine beständige allmählige Wanderung der Seelen aus einem Körper in den andern gemachet. Hiervon war der

Mensch

Mensch nicht ausgenommen. Die Sittenlehre wurde gar bald mit der Metaphysik vereiniget. Man zweifelte keinen Augenblick mehr an der Wahrheit, daß dieses überlebende Wesen auf seiner Wanderschaft alle seine Neigungen, Empfindungen und Begierden behalte. In schwachen Köpfen erregte dieses kein geringes Entsetzen. Und in der That kann das Erstaunen auch nicht geringe seyn, wenn diese Seele, beym Abzug aus einer angenehmen Wohnung, den Körper eines Insekts oder eines unreinen Thieres beziehen sollte. Das war noch nicht alles. Die Furcht ist eine fruchtbare Mutter des Aberglaubens. Man war nun immer in zitternder Angst, man mögte, bey Abschlachtung eines Thieres, einen Mord an seiner Geliebten, an seinem Vater (oder an andern verstorbnen Freunden) begehen. Glückliches Vorurtheil für die Thiere! Nun wurden sie alle geschonet und als unsere Nächsten verehret. Endlich ward es zu einer allgemeinen Regel, theils aus Liebe, theils aus Pflicht sich des Genusses alles dessen, was Leben gehabt, gänzlich zu enthalten.

Dies war der Ursprung und Fortgang dieser alleraltesten Religion der Einwohner des vesten Landes in Indien. Ihre Entstehungsart beweiset genugsam, wie bald und wie sehr die Wahrheit, wenn man sie dem Pöbel Preis giebet, entstellet wird. Eine philosophische Meynung muß nothwendig erst ihre ganze Gestalt verändern, ehe sie das Ansehen einer gemeinen Sage bekömmt. Vermittelst einer solchen Vorbereitung wird sie aber zu einem desto dauerhaftern Religionsartikel, je allgemeiner die Vorurtheile herrschen, und wird für desto heiliger gehalten, weil eine solche Religion sich auf Mißverständnisse gründet,

welche hinlängliche Dunkelheiten über sie verbreiten, um sie als Geheimnißvoll, erhaben und unbegreiflich, folglich desto Ehrwürdiger darzustellen. Wird nun diese Verehrung des Unbegreiflichen und Geheimnißvollen endlich mit einiger Furcht begleitet; so ist nichts natürlicher, als daß eine solche Religion in Aberglauben und lächerliche Zeremonien ausarten muß, welche dennoch Wurzel fassen und Gebräuche veranlassen, die man zwar anfänglich sehr genau befolget, deren Eindruck aber mit der Zeit unvermerkt sich dermaßen verlieret, daß die Meynung selbst, aus der sie entstanden waren, sich nur noch in falschen Erzählungen und abgeschmackten Mährchen verlieren wird.

Hieraus folgt ganz deutlich, daß jede, bloß auf Meynung gegründete Religion falsch und veränderlich sey, und daß es Gott allein zukomme, uns die wahre Religion zu offenbaren, die eben deswegen unveränderlich, unvergänglich und immer dieselbe bleiben wird, weil sie sich nicht auf unsere Meynungen gründet.

Doch wir müssen unsern Gegenstand nicht aus den Augen verlieren. Die gänzliche Enthaltung von Fleisch muß unsre Natur nothwendig schwächen. Wenn der Mensch sich wohl befinden soll, muß er diese kräftige Nahrung nicht allein genüßen, sondern auch mit allerley Arten derselben öfters abwechseln. Strebt er nach einer starken Leibesbeschaffenheit, so muß er zu dieser Absicht die zuträglichste Nahrungsmittel wählen, und weil er sich nicht anders in einem lebhaften Zustand erhalten kann, als wenn er sich oft neue sinnliche Rührungen verschaffet; so muß er seinen Sinnen hinlängliche Abwechselungen in den Gerichten, wie bey andern Fällen, gewähren, und so

dem

dem durch die Einförmigkeit in der Kost entstehenden Ekel vorbauen. Nur Ueberladung muß er meiden; denn Uebermaße ist weit gefährlicher, als übertriebne Enthaltsamkeit.

Thiere, welche nur einen Magen und kurze Gedärme haben, sind eben so, wie der Mensch, zu fleischiger Nahrung gezwungen. Man wird sich von dieser Uebereinstimmung und von dieser Wahrheit am besten durch eine Vergleichung der Länge des Darmkanals bey Fleisch- und Grasfressenden Thieren überzeugen. Es wird sich alsdann klärlich ausweisen, daß der Unterschied ihrer Lebensart sich auf ihre Beschaffenheit und Bildung selbst gründet, und sie allemal desto kräftigere oder magrere Nahrung zu sich nehmen, je größer oder kleiner der Raum der Behältnisse ist, welche die Nahrungsmittel in sich fassen sollen.

Hieraus muß indessen die Folgerung nicht gezogen werden, als ob die Grasfressende Thiere durch eine physische Nothwendigkeit gezwungen wären, lauter Gras, wie die Fleischfressende, aus gleichem Grunde, lauter Fleisch, zu fressen. Wir behaupten bloß, daß Thiere mit vielen Mägen oder sehr weiten Därmen, die kräftigere und andern Thieren nothwendige Nahrung entbehren, aber nicht, daß sie dieselbe gar nicht genüßen könnten. Hätte die Natur ihnen Waffen verliehen, sich zu vertheidigen, auf Thiere zu jagen und sie zu fangen, sie würden sich derselben ohnstreitig bedienet und sich bald an den Genuß des Fleisches und Blutes gewöhnet haben. Wir sehen ja Schafe, Kälber, Ziegen und Pferde sehr begierig Milch und Eyer, also thierische Nahrung

rung genüßen, und, ohne daran gewöhnt zu seyn, gesalznes und gehacktes Fleisch zu sich nehmen. Man könnte daher annehmen, daß die Begierde nach Fleisch und andern kräftigen Speisen, bey den Thieren allgemein sey, aber mit mehr oder weniger Heftigkeit oder Mäßigung sich äußere, nachdem es die besondere Beschaffenheit jedes Thieres erlaubet. Denn betrachtet man die Natur im Ganzen, so findet sich diese Begierde nicht bloß bey den Menschen und unter den vierfüßigen Thieren, sondern auch unter den Vögeln, Fischen, Insekten und Würmern, für welche leztern alle Arten Fleisch vorzüglich bestimmt gewesen zu seyn scheinen.

Die Ernährung geschieht bey allen Thieren durch die organische Theilchen, wenn diese, durch Hülfe der Verdauung erst vom Unrath im Magen abgesondert, hernach dem Blute beygemischet worden, und sich allen Theilen des ganzen Körpers anpassen. Ohne Rücksicht aber auf diese Hauptwirkung, welche der vornehmste Zweck der Natur zu seyn scheinet, und mit der Beschaffenheit der Speisen immer in genauem Verhältniß stehet, bringen sie noch eine andere Wirkung hervor, welche sich auf das Maaß ihrer Größe und Dicke beziehet. Der Magen bestehet, gleich den Därmen, aus biegsamen Häutchen, welche im Körper einen beträchtlichen Raum ausfüllen. Wenn diese Häutchen sich in ihrer Ausdehnung erhalten, zugleich aber der Kraft anderer nahe gelegenen Theile, gehörig widerstehen sollen, müssen sie beständig zum Theil angefüllet bleiben. Eine gänzliche Ausleerung dieses großen Raumes von allen Speisen, würde, durch den Mangel der nöthigen Ausdehnung von innen, diese Häutchen völlig ein-

einschrumpfen lassen; sie würden einander näher kommen, und endlich eines an den andern anwachsen. Das ist eigentlich die Entstehungsart des Einschrumpfens, der Ausmergelung oder der ersten Zufälle des äußersten Hungers.

Ehe die Lebensmittel also den Körper wirklich zu nähren anfangen, stellen sie vorher im Körper der Menschen dasjenige vor, was in Schiffen der Ballast (oder die Ladung) ist. Ihre Gegenwart und ein gewisser Vorrath ist nothwendig, zwischen den innern, beständig auf und gegen einander wirkenden Theilen ein Gleichgewichte zu erhalten. Wer also für Hunger stirbt, der stirbt nicht, weil es dem Körper an Nahrung, sondern weil es ihm an Ballast fehlte. Daher suchen auch die Thiere, besonders die vielfräßigen und unersättlichen, wenn sie den Hunger oder auch jene Mattigkeit fühlen, die vom innern leeren Raum entstehet, vor allen Dingen den leeren Raum anzufüllen und in dieser Absicht Erde, Steine u. s. w. zu verschlucken [29]. So haben wir Thon in einem Wolfsmagen gefunden [30], und Schweine Lehm fres-

29) Wie das Beyspiel der Straußen, Kasuaren und ähnlicher Vögel, im III. Bande der Vogelgeschichte klärlich zeiget. M. . .

30) Dieses bestätigt auch der berühmte Pontoppidan im II. B. seiner Naturg. v. Norrwegen p. 36 ꝛc. wo er vom Wolfe saget: Wenn der Hunger ihn allzu sehr plaget, frißt er Lehm, wofern er welchen finden kann. Der Lehm bleibt aber in seinen Gedärmen, bis der Wolf endlich Fleisch zu fressen bekömmt, welches

sen gesehen. Die meisten Vögel verschlucken Kiesel-steine u. s. w. nicht aus Wohlgeschmack, sondern aus Noth, und weil das Bedürfniß, ihr Geblüte durch neuen Verdauungssaft zu erfrischen, minder dringend, als die Nothwendigkeit ist, in den Haupttheilen der thierischen Maschine beständig ein gehöriges Gleich-gewicht der Kräfte zu erhalten.

ches dann mit Gewalt den Lehm forttreibet und als-dann hört man ihn vor Schmerz, erbärmlich heu-len. Wenn man seine Losung aufsuchet, findet man dann die Vermischung dieser fremden Materien bey-sammen. M...

Geschichte
der
Fleischfressenden Raubthiere.

Tab. LVII. der Wolff



v. Büff. Vierf Thiere IV. T. Wolff Sc.

XIV.

Der Wolf [1]).

Der Wolf gehört unter die Thiere, deren Begierde nach Fleisch am allerheftigsten ist. Obgleich die Natur ihm auch die Mittel zur Befriedigung dieser Begierde verliehen und ihn mit Waffen, List,

Behen-

1) Le Loup *Buff.* 8vo. T. VII. p. 185 Gr. λύκος Latein. Lupus. Ital. Lupo. Span. Lobo. Engl. Wolf. Schwed. Ulf. Pohln. Wilk. Norrw. Ulven. Varg. Graabeen. S. Pontopp. Lupus. *Gesn.* Ic. Anim. Quadr. p. 79. *Raj.* Syn. An. Quadr. p. 173. Lupus vulgaris *Klein.* Quadr. p. 70. *Briss.* Regn. anim. p. 235.
A. d. V.

Canis Lupus *Linn.* XII. 58. Faun. Suec. §. 6. p. 3. Müllers Linn. Nat. Syst. I. p. 219. Tab. 31 f. 1. Lupus vulg. *Charl.* exerc. p. 15. The common Wolf. *Ejusd.* Onom. p. 13. *Gesn.* Quadr. p. 716, fig. p. 717. sat bona *Aldrov.* Quadr. dig. p. 144. *Jonst.* Quadr. p. 89. T. 58 f. sat bona. *Rzac.* H. Nat. Pol. p. 219. Auct. p. 312. *Briss.* Quadr. in 8vo. p. 170. Das Männchen *Loup.* das Weibchen *Louve*, die Jungen. *Louveteaux.* Hebr. *Zeeb.* Chald. *Deeba Deba.* Arab. *Dib.* Die Wölfin *Zeebah.* Bey den Sabinern Hirpus.

Schwed.

Behendigkeit und Stärke, kurz mit allem ausgerüstet, was ihm nöthig war, seinen Raub aufzusuchen, anzufallen, zu überwältigen, veſtzuhalten und aufzufressen; so befindet er sich doch oft in der äussersten Hun-

Schwed. auch *Warg.* *Krameri* Austr. p. 313. Holzwolf, Rohrwolf. Lupus offic. *Schrœd.* 301. *Schwenckf.* Quadr. Siles. 106. *Dalech.* Pharm. 448. *Charlet.* Exerc. p. 75. Lupus vulg. s. terrestris communis. Canis sylvestris s. nocturnus. S. *Geoffr.* mat. med. VIII. p. 51. Leipz. Wochenblatt für Kinder. IV. B. p. 97—103. it. 105 — 107. (Aus dem Büffon.) it. Geograph. Hist. physikal. und moral. Mancherley II. Band p. 99 — 114. (Die ganze Büffonische Geschichte des Wolfes.) Meyers illum. Vorstell. der Thiere, I. Th. p. 27. Tab. 35. Schrebers illum. Saugthiere II. Tab. 88. Hallens Thiere I. p. 496. D. Merkleins Thierr. p. 229. Ridingers jagdbare Thiere gr. Fol. Tab. 8. Ebendess. Entwurf einiger Thiere Fol. IV. Th. Tab. 68. Der umherstreichende Wolf Tab. 69. Der auf Raub laurende Wolf Tab. 70 ein den Raub verzehrender Wolf. Döbels Jägerpraktik, Fol. p. 34. Stellers Lappl. p. 51. Pontopp. Norrw. II. Th. p. 34. Kraschenini kows Kamtschatka p. 125. Leems Finnmärk. Lappen p. 73 und 101. *Vallm. de Bom.* Dict. Tom. VI. p. 412 — 425. *Onomat.* Forestalis &c. Tom. III. p. 1009, &c. *Onom.* Hist. nat. P. IV. p. 870 — 883. Ludwigs Kaufm. Lex. V. p. 961.

Von der Anatomie des Wolfes lese man ausser dem Dauventon die *Ephem. Nat. Cur.* Dec. II. An IX. Obs. 71. und Cent. X. app. 450. *Valent.* Amphith. Zootom. p. 140.

Wenn

Hungersnoth, weil der Mensch, sein abgesagter Feind, ihn gleichsam in die Acht erkläret, indem er einen Preiß auf seinen Kopf gesetzet, und ihn also zwingt, beständig auf der Flucht zu seyn oder seine Sicherheit in Wäldern zu suchen, wo er keinen andern Raub antrift, als einige wilde Thiere, die sich ihm durch die Schnelligkeit ihres Laufes entziehen, und sich nicht anders, als von ohngefähr, oder durch ein beschwerliches, oft vergebliches Auflauern an den Orten, wodurch sie ihren Weg nehmen, überraschen lassen.

Von Natur ist er plump und schüchtern. Bloß die Bedürfnisse machen ihn Sinnreich und die Noth-

wen-

Wenn wir gesonnen wären, die Ordnung des Hrn. von Büffon zu stöhren, so hätten wir hier zugleich die Geschichte:

1) Des schwarzen Wolfes Canis Lycaon L. S. Büffon in 4to. VI. 1. p. 198 und Schrebers Saugthiere. Tab. 89.

2) Des halbschwarzen Wolfes Canis mesomelas Schreb. l. c. Tab. 95.

3) Des Indianischen Wolfes oder der Hyäne S. Büffon 4to. V. 1. p. 145. Schreber l c. Tab. 96. und

4) Des Goldwolfes Canis aureus. Büff. 4to. VII. 1. p. 145 Jackal. Schreber T. 94. mit anführen können. Allein unser Vorsatz war gleich anfangs, dem Herren von Büffon unverändert in seiner Methode, so wenig sie auch nach unserm Geschmack ist, zu folgen, weil wir uns nur zur Uebersetzung und nicht zur Umschmelzung seines Werkes anheischig gemacht hatten. M. . .

wendigkeit verwegen. Der quälende Hunger verleitet ihn, aller Gefahr zu trotzen, und so gar Thiere, die unter menschlicher Obhut stehen, besonders solche anzufallen, die er so leicht mit sich fortschleppen kann, als Lämmer, kleine Hunde, junge Ziegen u. s. w. Wenn ihm ein räuberischer Anfall dieser Art gelungen, so wiederholt er ihn so oft, bis er endlich von Menschen oder Hunden verwundet, gejaget und übel zugerichtet wird. Nach einem solchen mißlungenen Streich bleibt er den ganzen Tag in seinem Lager, kömmt nur des Nachts zum Vorschein, läuft alsdann auf den Fluren umher, schleicht um die Wohnplätze herum, jagt auf unbewachte Thiere, fällt Schäfereyen an, scharret unter den Thüren die Erde hinweg, und gräbt sich ein Loch, dringt wütend in den Schafstall und reißt ohne Unterschied alles nieder, was ihm vorkömmt, bevor er den fortzuschleppenden Raub aus der Niederlage wählet. Wenn seine Streifereyen Fruchtlos ablaufen, ziehet er sich wieder in die dickste Waldungen zurück, leget sich dort aufs Lauern, suchet, widdert und jaget wilde Thiere in der Hofnung auf, daß ein anderer Wolf sie auf der Flucht anhalten, erhaschen und alsdann seinen Raub mit ihm theilen werde. Nimmt endlich der Mangel und sein Heißhunger überhand, so stellt er sich allen Gefahren bloß, fällt Weiber und Kinder, oft gar Männer an, und geräth bey diesen Ausschweifungen in eine Wuth, welche mehrentheils in Raserey übergehet und sich mit dem Tod endigt.

Der Wolf hat sowohl von aussen, als von innen so viel Aehnlichkeit mit dem Hunde, daß er mit ihm nach einerley Form gebildet zu seyn scheinet. Indessen stellet er höchstens nur die umgekehrte Seite des

Ab-

Abdrucks vor und scheint alle Kennzeichen, die er mit dem Hunde gemein hat, unter einer ganz entgegen gesetzten Gestalt an den Tag zu legen. Es herrscht viel Gleichheit in den Formen dieser beyden Thiere, desto weniger aber in den Abformungen. Ihr Naturel ist so sehr unterschieden, daß nicht allein zwischen beyden eine natürliche Abneigung, sondern auch ein innerer Antrieb zu beständiger Feindseligkeit bemerket wird.

Ein junger Hund schauert beym ersten Anblick eines Wolfes. Die bloße Witterung desselben, so fremd und neu sie auch noch für ihn seyn mag, ist ihm dermassen zuwider, daß er sich zitternd zwischen die Füße seines Herren schmieget. Ein Bauerhund, welcher sich seiner Stärke bewust ist, sträubet sein Haar empor, wird erbittert, greift ihn muthig an, und bemüht sich, ihn in die Flucht zu jagen. Er bedient sich aller Kräfte, sich von einem so verhaßten Anblick loßzumachen. Nie treffen sie zusammen, ohne sich entweder zu fliehen oder mit einander zu kämpfen, und zwar mit einer solchen Erbitterung zu kämpfen, die bloß in dem Tode des einen oder des andern Befriedigung findet. Sieget in solchem Falle der Wolf, so zerreißet und verzehrt er seine Beute; der großmüthigere Hund aber ist mit seinem Siege zufrieden und findet keinen Wohlgeruch an dem Aas eines getödteten Feindes. Er überläßt ihn den Raben und andern Wölfen zur Beute. Denn die Wölfe machen sich kein Bedenken daraus, einander selbst aufzufressen. Wenn einer von ihnen schwer verwundet ist, folgen die gesunden der Spur seines Schweißes und versammlen sich häufig, um ihm den Rest zu geben.

Ein

Ein Hund, selbst ein wilder, hat nichts von dieser wilden Gemüthsart. Er wird leicht gezähmt und hält sich dann mit unverbrüchlicher Treue zu seinem Herren. Einen jung gefangenen Wolf kann man zwar auch zähmen, er hält sich aber zu keinem Menschen. Das Naturell siegt bey ihm über alle Vortheile der Erziehung. Mit den Jahren fühlt er seine natürliche Wildheit mit ganzer Macht, und kehrt, sobald es die Gelegenheit erlaubt, in den Zustand seiner Wildheit zurücke. Die Hunde, sogar die rohesten, bemühen sich um die Gesellschaft anderer Thiere. Sie folgen ihnen und begleiten sie aus natürlichem Antriebe, und es ist mehr das Werk der Natur, als Erziehung, wenn man sie die Heerden begleiten und bewachen siehet.

Der Wolf hingegen verabscheuet allen Umgang, sogar die anhaltende Geselligkeit mit seines gleichen. Siehet man sie ja Truppweise beysammen, so hat man sich darunter keine friedliche Vereinigung, sondern einen feindseligen Trupp vorzustellen, der sich unter einem furchtbaren Geheule versammlet und allemal anzeiget, daß entweder ein großes Thier, ein Hirsch, oder Ochs angefallen oder ein großer Bauernhund verjaget werden soll. Gleich nach geendigtem Feldzuge gehen sie wieder aus einander und kehren stillschweigend nach ihrer Einöde zurücke. Sogar der Wolf und die Wölfin halten wenig Umgang mit einander. Sie pflegen sich des Jahres nur einmal aufzusuchen und nur kurze Zeit beysammen zu bleiben.

Die Wölfinnen werden eigentlich im Winter hitzig; jede wird von vielen Wölfen begleitet, und bey dieser

dieser Versammlung giebt es oft viel blutigere Auftritte, als bey der vorhin erwähnten. Sie streiten mit sichtbarer Grausamkeit um den Besitz der Wölfin. Sie murren, knirschen mit den Zähnen, kämpfen zusammen, und suchen einander zu zerreißen. Dies traurige Loos trift oftmals denjenigen, welchen die Wölfin den übrigen vorgezogen hatte. Gemeiniglich flehet sie lange vor ihnen, ermüdet alle, die sich um sie bewerben, und begiebt sich, wenn die andern am ruhigsten schlafen, mit dem wachsamsten, der ihr am besten gefällt, bey Seite.

Die Ranzzeit dauret nicht länger, als zwölf oder funfzehn Tage. Sie fängt bey den ältesten Wölfinnen an und äussert sich am spätesten bey den jüngsten. Die Wölfe haben keine bestimmte Rollzeit, und würden zu allen Zeiten ranzen können. Sie besuchen eine Wölfin nach der andern, so wie diese allmählig tüchtig werden, sie anzunehmen. Zu den alten Wölfinnen halten sie sich am Ende des Dezembers, und beschlüßen mit den jüngern die Rollzeit im Hornung und im Anfange des Märzes. Die Wölfinnen pflegen ohngefähr drey und einen halben Monath zu tragen, [2]) und man findet neugeworfne Wölfe vom Ende des Aprills bis zum Julius. Dieser Unterschied in der Dauer der Tragezeit bey den Wölfinnen, die länger, als hundert Tage, und bey den Hundinnen, die nicht viel über sechzig Tage währet, beweiset allerdings, daß der Wolf und der Hund, außer der großen Verschiedenheit ihres Naturells, auch

2) S. Nouveau traité de Venerie Par. 1750. p. 75. 76. A. D. V.

auch in Ansehung des Temperaments, als einer der vorzüglichsten Folgen der Einrichtung des thierischen Baues, merklich von einander abweichen. Der Wolf und Hund sind auch sonst von Niemand für einerley Thiere gehalten worden, als von den Namensammlern in der Naturgeschichte, welchen die Natur nur obenhin bekannt war, und welche nie darauf dachten, sie nach ihrem ganzen Umfange darzustellen, sondern sie bloß in ihre fehlerhafte, den Erfahrungen oft widersprechende Lehrart zu zwingen.

Der Hund und die Wölfin sind weder fähig, sich mit einander zu belaufen, noch etwas Lebendes mit einander hervorzubringen [3]). Wir haben zwischen beyden keine Mittelgattung. Ihr Naturell so wohl, als ihr Temperament, sind von einander gänzlich unterschieden. Die Wölfe genüßen eines längern Lebens, als die Hunde; die Wölfinnen pflegen auch nur einmal, die Hündinnen aber zwey, auch wohl dreymal des Jahres zu werfen. Abweichungen genug, um darzuthun, daß diese Thiere ganz von einander verschiedene Gattungen ausmachen! Bey genauer Betrachtung entdeckt man auch leicht, daß der Wolf, so gar im äußerlichen Ansehen, sich vom Hunde durch wesentliche und beständige Merkmale auszeichnet. Das bloße Ansehen des Kopfes ist schon merklich, die Gestalt der Knochen aber nicht minder, unterschieden. Die Augenhöle hat beym Wolf eine schiefe, der Augenrand eine abhängende Lage, die Augen selbst einen funkelnden, bey der Nacht leuchtenden Schein,

3) Man lese hierbey die Versuche nach, welche ich deswegen angestellt und im II. Band, unter dem Artikel Hund, angeführet habe. A. D. V.

Schein, überdies heulet ein Wolf, anstatt zu bellen, und pflegt sich auch auf eine ganz andere Art, als der Hund, zu bewegen. Er hat einen gleichern und beständigern, ob wohl geschwindern und eilfertigen Trapp, einen weit stärkern und geschmeidigern[4]) Leib, vestere Glieder, viel stärkere Kinnbacken und Zähne, auch härtere und dichtere Hare, als man an den Hunden wahrnimmt.

In der Bildung der innern Theile herrscht viel Uebereinstimmung bey diesen Thieren. Die Wölfe belaufen sich eben so, wie die Hunde. Sie haben, gleich diesen, eine beinerne, mit einer Wulst umgebne Ruthe, welche sie, durch starkes Aufschwellen, während der Paarung, verhindert, wieder von einander zu kommen. Wenn die Wölfinnen im Begriff sind Junge zu werfen, suchen sie in den dicksten Wäldern einen dicht bewachsenen Ort zu ihrem Lager. Mitten in denselben machen sie einen gemächlichen Raum ganz eben, indem sie mit ihren Fängen die Dornen abbeißen und ausraufen. Wenn dieses geschehen, bereiten sie daselbst, durch eine Menge herbey geschaftes Moos, ihren Jungen ein bequemes Lager. Gemeiniglich pflegen sie fünf oder sechs, bisweilen sieben oder acht, auch wohl neune, niemals aber weniger

4) Aristoteles irret hier, wenn er dem Wolf ein einziges, in einem fortgehendes Halsbein zueignet. Man findet am Wolf, wie an den Hunden und allen andern vierfüßigen Thieren, viele Wirbelbeine im Halse und kann sie eben so gut bewegen und biegen. Doch findet man bisweilen ein Lendenwirbelbein am nächsten Wirbelbein bevestigt.

A. D. V.

niger, als drey Jungen, zu werfen, die so blind, als die Hunde, zur Welt kommen. Die Mutter säuget sie etliche Wochen, und gewöhnet sie dann bald an den Genuß des Fleisches, welches sie ihnen vorkäuet. Bald hernach bringt sie ihnen lebendige Fledermäuse, junge Hasen, Rebhüner, und anderes lebende Geflügel. Anfänglich treiben die jungen Wölfe ihr Spiel mit diesen Thieren, das Spiel endiget sich aber allemal mit Erwürgung derselben. Hierauf pflückt sie die Wölfin, löset die Haut ab, zerreißt sie, und läßt jedem Jungen seinen Antheil zukommen. Ihren Geburtsort verlassen sie erst nach sechs Wochen oder zween Monaten. Dann folgen sie ihrer Mutter, welche sie nach einem holen Baum oder nahe gelegenen Sumpf zur Tränke, hernach aber entweder zu ihrem Lager zurücke führet, oder, wenn sie Gefahr befürchtet, sie nöthiget, sich anderswo zu verbergen. So folgen sie viele Monathe der Anführung ihrer Mutter. Werden sie angegriffen, so pflegt sie die Wölfin aus allen Kräften, oft mit Wuth, zu vertheidigen; ob sie wohl zu andern Zeiten, wie alle Weibchen, mehr natürliche Schüchternheit, als der Wolf, äußert; so wird sie doch, wenn sie Jungen hat, unerschrocken, sie scheint sich für nichts zu fürchten, und setzt sich allen Gefahren aus, ihre Jungen zu erhalten. Diese verlassen auch die Mutter nicht ehe, bis sie sich, nach vollendeter Mütterlicher Anführung, stark genug fühlen, keines weitern Beystandes zu bedürfen. Dies geschieht mehrentheils im zehnten Monat oder zu Ende des ersten Jahres, wenn sie die ersten Zähne oder Fänge wieder bekommen haben, welche im sechsten Monat ihnen ausfallen [5]), und wenn es ihnen weder an Stärke, noch an

5) S. *La* Vénérie de du *Fouilloux* Par. 1613. p. 100. verso

an Waffen und Geschicklichkeit mehr fehlet, ihren Raub selbst aufzusuchen.

Die Wölfe und Wölfinnen haben in einem Alter von zwey Jahren, die Fähigkeit, ihres Gleichen hervorzubringen. Wahrscheinlich besitzen sie die Wölfinnen, wie die Weibchen fast aller andern Thiergattungen, etwas frühzeitiger, als die Wölfe; wenigstens ist es ausgemacht, daß sie aufs höchste erst im zweyten Winter ihres Lebens, also in einem Alter von achtzehn bis zwanzig Monathen, hitzig werden, und daß eine Wölfin, welche ich auferziehen lassen, erst im dritten Winter, oder nach drittehalb Jahren in diesen Zustand gerathen.

Nach der Aussage der Jäger [6]), pflegen bey jedem Wurf mehr junge Wölfe als Wölfinnen zu fallen. Eine neue Bestätigung der, wenigstens in unserm Himmelsstrich, allgemeinen Beobachtung, daß von allen Gattungen, vom Menschen an gerechnet, mehr Männchen als Weibchen zur Welt kommen! Die Jäger sagen ferner, daß es auch Wölfe gebe, die sich vom Anfange der Ranzzeit zu ihren Weibchen halten, und selbiges bis zu der Zeit, da es wölfen will, ununterbrochen begleiten, daß aber alsdann die Wölfin sich heimlich fortmache, und ihre Jungen aus Furcht, der Vater mögte sie bey der Geburt auffressen, sorgfältig verberge [7]); daß aber der Wolf, wenn

6) S. Le nouveau Traité de la Vénérie p. 276.

7) In der That ist es bey reißenden Thieren, wie der Wolf ist, schon oft bemerkt worden, daß das Männchen mit der Fruchtbarkeit seines Weibchens gemeiniglich sehr schlecht zufrieden sey. Es bemüht

wenn sie erst geboren worden, sie lieb gewinne, ihnen zu fressen bringe, und wenn die Mutter nicht mehr vorhanden wäre, an ihrer Statt für die Jungen Sorge trage. Ich kann für die Wahrheit dieser Nachrichten, welche mir selbst sehr widersprechend vorkommen, nicht die Gewähr leisten.

Diese Thiere haben zwey oder drey Jahre zu ihrem Wachsthume nöthig, und pflegen funfzehn bis zwanzig Jahre alt zu werden. Das stimmet mit dem völlig überein, was wir bereits an vielen andern Gattungen angemerket haben, bey denen die Zeit ihres Wachsthums den siebenten Theil der Dauer ihres ganzen Lebens beträget. Die Wölfe werden im Alter weiß, und haben dann lauter abgenutzte Fänge. Wenn sie ermüdet und gesättigt sind, schlafen sie, aber mehr des Tages, als bey Nachte. Ihr Schlaf ist auch nur ein bloßer leichter Schlummer. Sie saufen oft, und wenn bey trocknem Wetter in den Wagengleisen und alten Baumstämmen kein Wasser vorhanden ist, besuchen sie zu wiederholtenmalen des Tages die Sümpfe und Bäche. Bey aller ihrer natürlichen Gefräßigkeit, sind sie doch fähig, mit weniger Kost vorlieb zu nehmen. Den Hunger können sie vier bis fünf Tage aushalten, wenn es ihnen nur nicht an Wasser fehlet.

Der Wolf besitzt viel Stärke, besonders in den vordern Theilen des Körpers, in den Hals- und Kinnbacken.

müht sich, diesem die Jungen heimlich wegzunehmen, und sie zu zerreißen, als ob es merkte, daß diese Fruchtbarkeit mit der Zeit ihm schädlich werden könnte. S. Reich d. Nat. und Sitten, III. B. S. 254.

M. . .

backenmuskeln. Er trägt in seinem Rachen einen Hammel, ohne diesen die Erde berühren zu lassen, und läuft mit seiner Beute schneller, als der ihn verfolgende Schäfer. Nur die Hunde sind vermögend, ihn einzuholen, und ihn zu nöthigen, daß er seinen Raub muß fahren lassen. Er beisset entsetzlich, und allemal desto grimmiger, je weniger man sich ihm widersetzet. Viel behutsamer ist er bey Thieren, die sich vertheidigen können. Die Sorge für seine Erhaltung macht ihn so schüchtern, daß er sich nie aus Antrieb seines eignen Muthes, sondern bloß aus Nothwendigkeit in einen Kampf einläßt [8]). Wenn man ihn anschießet, und irgend ein Glied von der Kugel zerschmettert wird, giebt er sein Gefühl zwar durch ein Heulen zu erkennen, er winselt aber nicht, wie der Hund, wenn man ihn folgends zu Tode schläget. Er ist härter, unempfindlicher und stärker an Gliedmaßen, als die Hunde. Er trabet, läuft und schleicht ganze Tage und Nächte umher, ist unermüdlich, und unter allen Thieren vielleicht am allerschwersten durchs Hetzen zu bezwingen. Der Karakter des Hundes ist Sanftmuth und Herzhaftigkeit. Beym Wolf ist, seiner Wildheit ohnerachtet, eine wahre

8) Hr. Pontoppidan versichert ebenfalls, daß der Wolf nur gegen die Fliehenden dreuste, beym geringsten Widerstand aber unglaublich schüchtern ist. So lange sich eine Heerde geschlossen hält, so daß die Köpfe vorwärts stehen, wird er sie gewiß nicht angreifen. Man hat gesehen, daß nicht nur eine Kuh, sondern sogar ein Ziegenbock, der ihm die Hörner gezeigt, vor ihm das Feld behalten und ihn in die Flucht gejaget hat. S. dessen Nat. Historie von Norrw. II. Th. p. 36. M. . .

Zaghaftigkeit zu bemerken. Wenn er ohngefähr in einen Fallstrick fällt, ist er so sehr und so anhaltend stuzig, daß man ihn, ohne seine Vertheidigung zu fürchten, umbringen oder lebendig fangen kann. Er läßt sich ein Halsband, Ketten und einen Maulkorb anlegen, auch leiten, wohin man will, ohne daß er sich erkühnte, das geringste Zeichen des Zorns oder Mißvergnügens von sich zu geben.

Er ist mit vorzüglichrn Sinnen, Gesicht, Gehör, und besonders gutem Geruch, begabet. Seine Nase widdert oft weiter, als die Augen sehen. Durch den Aasgeruch wird er oft über eine Meile weit gelocket. Auch lebendige Thiere spüret er von weiten, und pflegt ihnen lange Zeit auf ihrer Spur nachzujagen. Wenn er sich entschlüßt, eine Weile das Gehölz zu verlassen, unterläßt er nie, dem Wind entgegen zu gehen, sich an den Reinen oder Grenzen des Waldes ein wenig zu verweilen, und nach allen Seiten um sich her zu widdern. Dadurch kann er vermittelst des Windes die Ausdünstungen oder Witterung todter und lebendiger Körper von weitem erhalten. Das Fleisch lebendiger Körper ist ihm zwar am liebsten, doch verachtet er im Nothfall auch nicht das stinkendste Luder. Menschenfleisch ist für ihn ein Leckerbissen [9]), und er würde, wenn er den Menschen gewachsen wäre, vielleicht kein anderes fressen. Man hat gesehen, daß Wölfe den Kriegsheeren gefolgt und in großer Anzal auf die Schlachtfelder gekom-

9) In der Chines. Provinz Xantung giebt es Wölfe, die nur Menschen anfallen und Früchte genüßen, sonst aber keine Thiere tödten. S. Dappers China, p.138.

kommen sind, wo man die Leichname nur obenhin verscharret hatte, welche sie entdeckten, ausscharreten und mit unersättlicher Begierde verzehrten. Ferner ist bemerkt worden, daß eben diese, nun an das Menschenfleisch gewöhnte Wölfe, hernach auf die Menschen losgegangen, den Schäfer eher, als die Heerden angefallen, Weibespersonen zerrissen, Kinder geraubet haben u. s. w. Diese schlimme Art von Wölfen hat man im Deutschen Währwölfe, (vor denen man sich wahren soll) im Französischen Loups-garoux [10]) genennet.

Aus diesem Grunde muß man zuweilen ein ganzes Land in Waffen setzen, um solche Wölfe zu vertilgen. Große Herren sind mit hinlänglichen Geräthschaften zu einer solchen eben so nützlichen und nothwendigen als angenehmen Jagd versehen. Die Jäger machen einen Unterschied unter jungen, Alten und großen alten Wölfen. Sie erkennen sie an den Fußtritten oder Fehrten, die sie auf der Erde als Eindrücke zurücklaßen, je älter ein Wolf, desto stärker die Spur seines Fußes. Bey den Wölfinnen ist sie länger und schmäler, mit einer kleinen Ferse, auch zartern Klauen bezeichnet. Zu Aufsuchung des Wolfes wird ein sehr guter Spürhund erfordert, welcher sogar wenn er auf die Spur kömmt, noch muß gereizt und aufgemuntert werden, weil alle Hunde sich vor dem Wolfe scheuen, und leicht kaltsinnig von ihm ablassen.

Wenn der Wolf sich außer dem Lager befindet, werden die Windspiele, die nach ihm jagen sollen, her-

10) Loups dont il faut *se garer.* v. la Chasse du Loup de *Gaston Phoebus.* A. d. V.

beygeführet und in zwey bis drey Kuppel getheilet. Eine behält man zurück, ihn aufzujagen, die andern führet man weiter vor, um ihn ferner zu verfolgen. Die ersten werden also gleich hinter ihn hergeschickt und von einem Jäger zu Pferde unterstützet. Sieben oder acht hundert Schritte weiter vorwärts läßet man, wofern der Wolf zu entrinnen drohet, auch die zwote Kuppel, und endlich die dritte loß, wenn die andern ihm nahe sind, und ihn mit abwechselnden Angriffen beunruhigen. Alle diese Hunde zusammen bringen ihn bald aufs äußerste, und alsdann giebt ihm der Jäger den letzten Fang mit dem Hirschfänger.

Die Jagdhunde bezeigen gar keine Begierde, den Wolf zu reißen, und äußern gegen sein Wildprett eine so grosse Abneigung, daß man es ihnen sehr schmackhaft zurichten muß, wenn sie davon genüßen sollen. Er kann auch mit Jagdhunden gehetzt werden. Weil er aber immer gerade aus fliehet, und einen ganzen Tag laufen kann, ohne sich zu ergeben, so ist seine Jagd ungemein langweilig, wenn die Parforcehunde nicht von Windspielen unterstützet werden, die ihn einhohlen, abwechselnd anfallen, und jenen Zeit laßen, endlich an ihn zu kommen.

Auf dem Lande macht man allerley Anstallten sie zu fangen. Eine Menge Menschen, von guten Haushunden begleitet, jagen sie auf durch Anschlagen an die Gebüsche. Man legt ihnen Fallstricke, lockt sie durch allerley Köder, man machet Wolfsgruben, wirft hin und wider vergiftete Kugeln herum —, und doch ist alles dieses nicht hinreichend, die Anzal dieser Thiere, besonders in sehr waldichten Ländern, merklich zu vermindern. Die Engelländer glauben

ihre

ihre Insel gänzlich von Wölfen gereiniget zu haben, doch versicherte man mich, daß Schottland nicht völlig davon befreyet wäre. Die Ausrottung der Wölfe konnte dort nicht viel Weitläuftigkeit verursachen, weil es in den südlichen Theilen von Großbrittannien wenig Wälder giebet [11].

Die Farbe und das Haar dieser Thiere verändern sich nach den unterschiedenen Himmelsgegenden, und sind bisweilen, sogar in einerley Lande, verschieden. Es giebt in Frankreich und in Deutschland außer den gemeinen Wölfen, eine Art mit dickem, ins gelbe fallendem Hare. Diese Wölfe sind viel wilder aber weniger schädlich, als die andern. Sie nahen sich den

11) Weil die Wölfe besonders in einigen Gegenden Frankreichs oft entsetzliche Verwüstungen anrichtet, ist man in diesem Land auch vorzüglich auf Mittel, sie auszurotten, bedacht gewesen. Man lese davon, Methodes et Projets pour parvenir *à la destruction des Loups* dans le Royaume par Mr. *de l'Isle Moncel* à Par. 1768. Vol. in 12mo. de 332 pag. v. *Journ. des Sçav.* 68. Juill. p. 505 et Nov. p. 29. it. Resultat des Experiences sur les moyens les plus efficaces et les moins onereux au peuple pour parvenir à detruire dans le Royaume l'espece des Bêtes voraces &c. à Par. 1771. Voy. *Gaz. litt.* de l'Eur. 72. Janv. p. 237. *Gaz. litt. de Berlin* 75. p. 102. Berl. Sammlungen VIII B. Frankf. neue Auszüge II. B. p. 406. Pontopp. Norrw. II. Th. p. 38 ꝛc. Die besten Mittel sie zu vermindern, sind, außer dem bey den Wolfsjagden üblichen Gewähr, das **Wolfseisen**, **Wolfsgarn**, **Wolfsgärten** und **Gruben**, deren Beschreibung in der Onomat. forestali &c. III. B. p. 1016 ꝛc. nachzulesen.

den Häusern so wenig, als den Heerden, und leben bloß von der Jagd, nicht vom Raube.

In den nördlichen Gegenden finden sich völlig weiße und ganz schwarze Wölfe. Die letzten sind den gewöhnlichen an Größe und Stärke überlegen. Die gemeine Gattung hat sich allenthalben ausgebreitet. In Asien,[12]) Afrika,[13]) und Amerika,[14]) wird sie, wie in Europa, gefunden. Die Senegalische Wölfe,[15]) sind etwas größer und grausamer, übrigens aber

12) S. Voyage de *Pietro della Valle.* Rouen. 1745. Vol. IV. p. 4. 5.

13) v. Hist. générale des Voyages par Mr. *l'Abbé Prevôt* T. V. p. 85.

14) S. Voyage du *Pere Leclerq.* à Par. 1691. c. p. 488. 489.

15) S. Hist. générale des Voyages par *l'Abbé Prevôt* T. III. p. 285. Voy. du Sieur le *Maire* aux Jsles Canaries, Cap. verd, Senegal &c. à Par. 1695 p. 100.

Hr. Adanson in seiner Senegalischen Reise, Brandenb. 1773 p. 174. erzählt von den Afrikanischen Wölfen einen merkwürdigen Umstand, welchen ich hier nicht übergehen darf.

„Weil die Neger, sagt er, gewohnt sind, ihren Vorrath von Fischen auf den Dächern ihrer Hütten oder auf ihren Rohrmauern zu trocknen; so pfleget ihr Anblick und Geruch Löwen, Tiger und Wölfe ins Dorf zu locken, die beständig um dasselbe herum streifen. Und wehe! den Kindern oder auch Erwachsenen, die sich dann außer ihren Hütten befinden. Es traf

aber dem Französischen ähnlich. Die Aegyptischen,[16]) sind kleiner, als die Griechischen[17]). In den Morgen=

traf sich einst in der Nacht, daß ein Löw und ein Wolf, in Gesellschaft mit einander, bis in den Hof der Hütte kamen, welche mir eben zum Schlafzimmer diente. Sie bäumten sich abwechselnd in die Höhe, sprangen mit ihren Vorderpfoten aufs Dach, welches ich deutlich hören konnte, und hohlten von da ihre gesuchte Beute. — Am folgenden Tage sahe man, daß jedes von beyden Thieren, die aus den im Sand hinterlaßenen Fehrten deutlich zu erkennen waren, einen Fisch geraubt hatte. Bescheiden genug von so Fleischbegierigen Thieren gestohlen! Meines Wissens hat man die Beobachtung, daß der Wolf mit dem Löwen Gesellschaft hält, noch nirgends aufgezeichnet, obgleich dieser Fall nicht unter die seltensten gehöret. Man hört in den Senegalischen Revieren fast alle Abende den Wolf neben dem brüllenden Löwen heulen. Ich bin durch unzählige Beyspiele versichert worden, daß der Wolf nie etwas vom Löwen zu fürchten habe. Nicht, als ob der Wuchs des Afrikanischen Wolfes, der weit größer und stärker, als der Europäische ist, auf den Löwen einen besondern Eindruck machte, sondern weil das Wolfsfleisch den Löwen auf keinerley Weise zum Genuß desselben reitzet. M. . .

16) S. *Aristot.* Hist. anim. L. VIII. c. 28.

17) Die Wölfe sind auch in Kamtschatka sehr zahlreich aber von andern in gar nichts unterschieden. Ihre Pelze werden zur Kleidung sehr hoch geschätzet. Weiße findet man dort selten und hält sie viel höher, als die grauen. Sie bezeigen sich ungemein grimmig und zerreißen oft, nicht nur die wilden Rennthiere,

genländern, besonders in Persien bedienet man sich der Wölfe, dem Volk zuweilen ein Schauspiel zu geben. Man übet sie von der ersten Jugend an im

Tanz

thiere, sondern auch ganze Heerden zahme, obwohl die letzten immer eine Wache bey sich haben. Ihre grösten Leckerbissen scheinen die Zungen von den Rennthieren, so gar von den Wallfischen zu seyn, die ans Ufer geworfen werden. Oft stehlen sie auch Hasen und Füchse aus den Fallen und Schlingen, S. Krascheninnikows Beschreib. des Landes Kamtschatka. Lemgo 1766. 4to. p. 125.

Eine weitläuftige Nachricht von der Begierde der Wölfe nach den Rennthieren, von der Art sich ihrer zu bemächtigen, und von den Mitteln, welche die Lappen anwenden, sie abzuhalten, lieset man in Leems Nachr. von den Lappen in Finnmarken. Leipzig 1771. p. 73 &c. Sie halten sich daselbst häufig auf, und sind, einige von braungelber, andere von weisser Farbe. S. Ebend. p. 101.

In Norrwegen sind sie jetzo, nach Hr. Pontoppidan, zu einer allgemeinen Landplage geworden, da man vor Zeiten im Stifte Bergen und auf der Westseite von Norrwegen nichts von ihnen wuste, ob sie wohl in den östlichen Gegenden des Landes immer ihren Aufenthalt gehabt. S. Naturhist. v. Norrw. II. Th. p. 35. Auf den Dänischen Inseln sind sie zwar ehemals gewesen, jetzo aber längst ausgerottet. Auf dem vesten Lande hingegen, besonders in den Jütländischen Heidegegenden, giebt es deren viele. Doch hoft man sie, durch die daselbst angelegte Kolonien, auch bald folgends auszurotten. S. dessen Naturh. von Dännemark. Kopenh. 1765 p. 160.

M. . .

Tanz oder vielmehr im Kämpfen mit einer großen Anzal von Menschen. Ein zum Tanz wohl abgerichteter Wolf wird nach Chardins Bericht, wohl mit 500 Thaler bezahlet.[18])

Hieraus läßt sich schlüßen, daß diese Thiere, wenigstens durch die Länge der Zeit und anhaltenden Zwang, einigermaßen abgerichtet werden können. Ich ließ in meinem Hause selbst einige füttern und auferziehen. So lange sie jung oder nur ein bis zwey Jahre alt sind, beweisen sie einen ziemlichen Grad von Gelehrigkeit, sogar etwas Schmeichelhaftes, und wenn man ihnen hinlänglich zu fressen giebt, so pflegen sie weder das Federvieh, noch andere Thiere anzufallen. Nach 18 Monathen aber oder in einem Alter von zwey Jahren, verfallen sie gemeiniglich in die angebohrne Wildheit, und nun ist es Zeit, sie an Ketten zu legen, wenn sie nicht entfliehen und Schaden anrichten sollen.

Einer von meinen gezähmten Wölfen, der 18 bis 19 Monathe lang auf einem Hofe mit meinem Federvieh frey herumgegangen, hatte niemals einen Anfall auf selbiges gewaget; beym ersten Versuch aber, der ihm eingefallen, riß er gleich in einer Nacht alle Hüner, ohne davon ein einziges zu fressen. Ein anderer von etwa zwey Jahren, zerriß mit Gewalt seine Fesseln und warf auf seiner Flucht einen Hund, mit welchem er gleichsam aufgewachsen und sehr vertraut gewesen war. Eine Wölfin, die auf meine Veranstal-

18) S. Voyage *de Chardin.* Londres 1686. p. 291. Voyage de *Pietro della Valle.* Rouen 1745. Vol. IV. p. 4.

staltung drey Jahre lang eingehalten und von der ersten Jugend an ganz allein mit einem Bauernhunde von gleichem Alter auf einem geräumigen Hof eingesperret worden, konnte doch in dieser ganzen Zeit sich nicht gewöhnen, mit ihm gesellig zu leben oder ihn auch dann, wenn sie hitzig war, zuzulaßen [19]. Obgleich

19) Je mehr ich, sagt Hr. Dauventon, die Hunde und Wölfe sowohl nach dem Aeusserlichen, als Innerlichen betrachtet, je mehr ich beyde, theils Männchen, theils Weibchen, mit einander in Vergleichung gestellet habe, desto mehr wär ich geneigt gewesen, aus der Aehnlichkeit ihrer Bildung zu schlüßen, daß sie von einerley Gattung wären, wofern Hr. v. Büffons Versuche, den Hund mit der Wölfin zu paaren, nicht ganz Fruchtlos abgelaufen wären. Aristoteles gedenkt in seinem Werke de animal. L. VIII. c. 28. einer Begattung der Wölfe mit den Hunden, in folgenden Worten: Sed vel alibi coitu alienigenarum procreari apertum est, ut in Cyrenensi agro *lupi cum canibus* coeunt. Mir schien dieses in Ansehung der Beschaffenheit ihrer Geschlechtsglieder nicht so unmöglich, als das Belegen der Stute mit dem Stiere, wovon die Jümars kommen sollen. Gesetzt aber, daß eine Wölfin durch die Vermischung mit einem Hunde wirklich trächtig werden sollte, so könnten doch vielleicht nur unfruchtbare Zwitter daraus entstehen. Die Aristotelische Stelle sagt überdies nur so viel, daß die Wölfe sich mit den Zyrenischen Hunden und Indianischen Tigern paareten. Da nun das letzte sehr unwahrscheinlich ist, so wird das erste dadurch ebenfalls zweifelhaft; und man kann sicher den Wolf und Hund als Thiere von zwo unterschiedenen Gattungen betrachten.

Der

gleich schwächer, als der Bauerhund, zeigte sie doch mehr Bosheit, indem sie den Hund beständig zum Kampf

Der Wolf hat einen größern Körper und kleinere Füße, als der Haushund, einen breitern Kopf, eine minder erhabne Stirn, eine noch etwas kürzere, dikkere Schnautze, kleinere, weiter aus einander stehende Augen, kürzere ganz aufrechte Ohren. Er scheint gesetzter, stärker und dicker zu seyn, als der Bauerhund. Hierzu kann aber die Länge des Hares viel beytragen, besonders das Kopfhar, vor der Oefnung der Ohren, imgleichen das dicke Har am Hals, auf dem Rücken, dem Hintern und dem Schwanze. Das Antlitz des Wolfes und Bauernhundes unterscheidet sich besonders durch die Richtung der Oefnung der Augenlieder, die beym Wolf sehr abhängig ist, bey den Hunden aber eine Wagrechte Linie bildet. Die blitzende Augen des Wolfes entdecken vornämlich seine natürliche Wildheit. Seine Gesichtsbildung wird dadurch belebet, und am Ende durch die aufrecht stehenden Ohren erhoben. Wegen seiner kleinen Augen scheint seine Stirne sehr hoch, die Schnautze hingegen sehr länglich zu seyn. Wenn er seine Gesichtszüge nicht verstellet, hat er ein falsch sanftmüthiges und gelehriges Ansehen, welches aber bey den Bauerhunden, Dänischen und Spürhunden, deren Schnautze fast eben so gebildet ist, niemals trüget. Daubenton.

Wenn man glauben darf, was man dem Herrn Vernon erzählet und was er in seiner Reise wiederholet hat, so ist ein ähnlicher Versuch auf dem Schlosse Gottorf besser, als der Büffonische ausgefallen, wo man ihm Jagdhunde, die von einer Hündin und

Kampf aufforderte, ihm anfiel, ihm einen Biß versetzte und es ihm zur Nothwendigkeit machte, sich anfänglich bloß zu vertheidigen, zuletzt aber, sie zu erwürgen.

Am ganzen Thier ist nichts Brauchbares, als der Balg. Aus ihm wird ein starkes, wärmendes, dauerhaftes Pelzwerk verfertigt. Sein Fleisch ist von so schlechtem Geschmacke, daß es alle Thiere verabscheuen. Der Wolf allein frißt gern das Fleisch eines Wolfes. Er haucht einen stinkenden Athem aus seinem Rachen, und weil er, seinen Heißhunger zu befriedigen, ohne Unterschied alles, was ihm vorkömmt, faulendes Fleisch, Knochen, Hare, halb gegerbte und noch überall mit Kalk bedeckte Häute verschlinget; so speyet er oft, und loset noch öfter, als er sich anfüllet. Mit einem Wort, er ist in allen Stücken eines der unerträglichsten Thiere. Schlecht von Miene, wild von Ansehen, furchtbar durch seine Stimme, unerträglich dem Geruche, verdorben am Naturell und ungezähmt in seinen Sitten, ist er allen lebenden Geschöpfen ein Anstoß, schädlich in seinem Leben, und unnütz auch nach dem Tode.

einem Wolf gefallen waren, zeigte. „Sie hatten, „sagt er, ein straubichtes Har und unglaublich viel „Geschwindigkeit; allein man sagte von ihnen, sie „wären bisweilen ungemein boßhaft und verriethen dadurch die Natur ihres Vaters„. S. Pontopp. Dänn. p. 160. M..

Nach-

Nachtrag
zur
Geschichte des Wolfes.

Vom Instinkt und von der List dieser Thiere.*)

Der Wolf ist das stärkste Raubthier der gelindern Europäischen Gegenden. Die Natur legte ihm auch einen Grad von Gefräßigkeit und solche Bedürfniße bey, die seiner Stärke angemeßen waren. Neben der Vortreflichkeit seines Gesichts und Gehöres, entdekt ihm seine feine Nase sicher alles, was ihm auf dem Wege vorkömmt. Durch den Geruch, wenn er erst wohl geübt worden, lernt er zum Theil einsehen, in welchem Verhältniß die äußern Gegenstände sich mit ihm befinden. Ich sage, wenn er wohl geübt ist: Denn man bemerkt einen sehr großen Unterschied zwischen dem Verfahren eines jungen unwissenden, und dem Verhalten eines alten, geübten Wolfes.

Die Stärke der jungen Wölfe nimmt mit ihren Bedürfnissen zu. Die beständige Uebung im Rauben, unter der Aufsicht und nach dem Beyspiel einer

*) Journal *Etranger*, 1762. Sept. Amst. 1763. p. 55—66. Berl. Mag. I. B. p. 174 &c.

schon abgerichteten Mutter, ist fähig, ihnen täglich einige darauf abzielende Begriffe beyzubringen. Sie lernen die stark verwachsenen und finstersten Oerter des Waldes, wo das Wildpret sich verbirgt, kennen. Ihre Sinne stehen allen Eindrücken offen. Sie gewöhnen sich, diese von einander zu unterscheiden, und die Urtheile, welche sie mit Hülfe der übrigen Sinne fällen, durch den Wind oder Geruch mehr zu rechtfertigen.

Bloß die erneuerte Ranzbegierde treibt eine Wölfin an, ihre Jungen sich selbst zu überlassen. Die Rotte junger Wölfe bleibt noch einige Zeit beysammen, und ihre Geselligkeit würde ihnen sehr wohl zu statten kommen; allein ihre Gefräßigkeit trennet sie bald, weil es ihnen unerträglich fällt, einen Raub zu theilen. Die stärksten behalten das Feld; die Schwächern begeben sich weiter, und sind öfters der Gefahr ausgesetzt, Hungers zu sterben. Zu solcher Zeit suchen sie vornämlich auf den Feldern das Aas der Thiere auf. Haben sie aber diese Zeit ihrer Dürftigkeit erst überstanden; so verstatten ihnen ihre verstärkte Kräfte und gesammlete Einsichten mehr Bequemlichkeit zu leben. Sie sind alsdann vermögend, große Thiere zu werfen, wovon sie ein einziges auf etliche Tage sättigen kann. Haben sie ein solches Thier gerissen, so verzehren sie davon einen Theil, und pflegen das Uebrige sorgfältig aufzubewahren. Diese Vorsicht macht sie aber nicht nachläßig im Raube. Sie nehmen ihre Zuflucht nur dann zum verborgnen Fraß, wenn sie nicht neue Beute machen können. Der Wolf lebt also in einer beständigen Abwechselung des nächtlichen Raubes und eines unruhigen leichten Schlafes am Tage. So ist seine bloß natürliche Lebensart beschaffen.

An

An denjenigen Orten, wo seine Bedürfnisse mit den Begierden der Menschen zusammentreffen, zwingt ihn die Nothwendigkeit, den ihm gestellten Netzen zu entgehen, und die Sorge für seine Sicherheit, seine Geschäftigkeit und seine Begriffe auf eine viel größere Menge von Gegenständen auszudehnen. Sein von Natur ungezwungener, trotziger Gang wird vorsichtiger und schüchterner. Seine Freßbegierde wird öfters eine Weile durch die Furcht unterdrücket. Er unterscheidet die Empfindungen, welche sein Gedächtniß ihm wieder darstellet, von denenjenigen, die er durch den wirklichen Gebrauch seiner Sinnen erhält. Zu eben der Zeit also, da er eine in ihre Hürden verschloßne Heerde Schafe auswittert, ruft ihm das Gedächtniß, die Vorstellung vom Schäfer und seinem Hunde zurück, welche dem wirklichen Eindruck das Gleichgewicht hält, welchen die Gegenwart der Schafe auf ihn machte. Er mißt in Gedanken die Höhe der Hürden ab, vergleicht sie mit seinen Kräften, urtheilt, wie schwer es ihm seyn werde, mit dem Raub in seinem Rachen über diese Hürden und Horden zu setzen, und macht hieraus den Schluß, wie gefährlich es für ihn seyn werde, diesen Versuch zu wagen.

Dagegen wird er mitten aus einer im freyen Felde verbreiteten Heerde, selbst vor dem Angesichte des Schäfers, sich ohne Bedenken eines Schafes bemächtigen; vornämlich, wenn ein naher Wald ihn hoffen läßt, sich in demselben bald unsichtbar machen zu können.

Ein alter Wolf, der sich in der Nähe bewohnter Gegenden aufhält, begreift aus wenigen Erfahrungen, daß der Mensch sein Feind ist. So oft er

demnach einen Menschen in der Nähe wittert, wird in ihm dadurch der Begriff der Gefahr lebendig. Man legt ihm die verführerischste Lockspeisen so lange vergeblich vor, als er ihr nicht ohne Furcht beyzukommen vermag, und wenn er sie wirklich ohne Gefahr erhaschen könnte, bleibt sie doch ihm noch lange verdächtig. Zu dieser Zeit kann sich der Wolf die Gefahr nicht anders, als abstrakt gedenken, weil er den Fallstrick nicht sieht, welchen man ihm leget. Indessen kann er diese Vorstellung nicht anders loß werden, als durch den unmerklichen Fortgang, womit er sich dem verdächtigen Gegenstand immer mehr und mehr nähert. — Viele Nächte sind kaum hinlänglich, ihn wieder sicher zu machen. Der Bewegungsgrund zum Mißtrauen ist zwar nicht mehr vorhanden. Die Erinnerungskraft scheint ihn aber immer von neuem darzustellen, und seinen Argwohn dadurch zu unterhalten. So bald er einen Menschen denket, fallen ihm allemal die Nachstellungen wieder ein, wodurch ihm die leckerhaften Lockspeisen verdächtig werden.

Man sieht, wie nothwendig es ist, daß dieses Thier, wenn es auf seine Erhaltung bedacht seyn soll, so wohl von denjenigen Verhältnissen unterrichtet seyn müsse, welche die Gegenstände unter einander selbst, als von denen, welche sie in Absicht auf ihn haben können. Wenn gleich der Wolf nicht, wie wir, Schlüsse zu machen weis, muß er doch wenigstens urtheilen, um die Empfindungen vorauszusehen, die er von diesen Gegenständen zu fürchten und zu hoffen hat. Im natürlichen Zustand ist er freylich mehr ungeschickt, als mißtrauisch, die Erfahrung aber macht ihn vorsichtig, und die Nothwendigkeit erfinderisch. Diese Eigenschaften mußte er sich erst erwerben.

Denn

Denn Vorsicht ist ihm so wenig, als Erfindsamkeit natürlich.

Wenn man mit Jagdhunden dem Wolfe nachsetzt, so entgeht er der Verfolgung bloß durch die überlegene Geschwindigkeit und durch die Länge seines Athems. Er nimmt seine Zuflucht weder zu Umwegen, noch zu andern Ränken schwächerer Thiere. Die einzige Vorsicht, die er braucht und brauchen muß, ist: auf der Flucht immer den Wind entgegen zu haben. Der Geruch zeigt ihm die gefährlichen Gegenstände treulich an, die auf seiner Flucht ihm aufstoßen können. Er hat den Grad der Empfindung, den ein Gegenstand in ihm erregt, mit dem Abstand, in welchem er sich mit demselben befindet, diesen Abstand aber mit der Gefahr vergleichen gelernt, die er davon zu fürchten hat. Er weicht ihr weit genug aus, um sie zu vermeiden, aber nie läßt er den Wind aus der Nase, dessen er sich beständig als seines Kompasses bedienet. — —

Jedes Thier, das beständig entweder auf den Raub ausgeht oder schläfet, und folglich der langen Weile nicht ausgesetzt ist, kann mehr nicht, als drey wichtige Bewegungsgründe haben, welche den Grund seiner Einsichten, seiner Beurtheilungen, seiner Entschlüßungen und seiner Unternehmungen abgeben, nämlich, seine Nahrung aufzusuchen, die zu seiner Sicherheit nöthige Vorsicht anzuwenden, und, wenn der Vermehrungstrieb dringend wird, sich ein weibliches Thier seiner Art auszusuchen.

Man siehet, wie der Wolf, bey Ausspürung des Fraßes, alle seinen Kräften angemessene Ge-

schicklichkeit und Fleiß anwendet. Er nimmt seine Maasregeln, wie er einen sichern Ort ausmachen soll, der ihm seinen Raub darbietet. Wenn er bey dieser Nachforschung einen Ort einem andern vorziehet; so setzt diese vorsichtige Wahl Umstände voraus, welche schon vorher ihm bekannt geworden seyn mußten. Hierauf überlegt er lange Zeit die verschiedenen Arten der Gefahr, denen er sich aussetzt. Er überrechnet sie genau, und die Summe der Wahrscheinlichkeiten, die daraus entsteht, erhält ihn so lange unentschlossen, bis endlich der Hunger das Gleichgewicht seiner Ueberlegungen aufhebt, und ihn zu einer vesten Entschlüßung zwinget.

Die Vorsicht, die ein Thier auf seine Sicherheit zu verwenden hat, erfordert noch eine viel grössere Zahl von Vorfällen, die sich seinem Gedächtniß tief eingegraben haben müssen. Alle diese Vorfälle müssen aber erst mit der gegenwärtigen wirklichen Empfindung des Thieres verglichen und die Aehnlichkeit beurtheilet werden, welche zwischen diesen Vorfällen und den wirklichen Empfindungen herrschen. Endlich muß das Thier, nach dieser Gegeneinanderhaltung einen Entschluß fassen. Lauter unumgänglich nöthige Handlungen!

Man würde sich also fälschlich überreden, daß die durch ein plötzliches Lärm bey den Raubthieren erregte Furcht bey den meisten ein bloß Maschinenmäßiger Eindruck wäre. Das Rauschen eines Blattes erregt bey jungen Wölfen bloß eine Bewegung der Neubegierde. Der Wolf hingegen, der aus Erfahrungen weis, daß ein solches Geräusch der Blätter auch bisweilen die Gegenwart eines Menschen angekün-

kündigt, entsetzt sich davor mit gutem Grunde, weil er von der Verbindung urtheilet, in welcher diese beyden Erscheinungen mit einander stehen. Wenn dergleichen Beurtheilungen oft wiederholet worden, diese Wiederholungen aber die darauf erfolgende Handlungen zur Gewohnheit gemacht haben; so giebt die Geschwindigkeit, in welcher die Handlung auf die Beurtheilung folgte, derselben das Ansehen einer Maschinenmäßigen Handlung. Es ist aber bey geringer Aufmerksamkeit leichtlich zu begreifen, wie sie zuerst entstanden, und hernach Stufenweise immer vollkommner geworden.

Es kann sich zutragen, daß der Begriff von diesem Verhältniß zwischen der Bewegung eines Blattes und der Gegenwart eines Menschen oder eines andern Gegenstandes, erst sehr lebhaft, hernach aber durch unterschiedene Vorfälle wesentlich geworden. Alsdann pflegt sie sich dem Gedächtniß, als ein allgemeiner Begriff, tief einzudrücken. Der Wolf wird sich also falschen Vorstellungen und unrichtigen Urtheilen, als einer Frucht seiner Einbildung, ausgesetzt finden. Wenn diese falschen Urtheile sich auf eine gewisse Zahl von Gegenständen erstrecken, so wird er endlich Fallstricke sehen, wo keine sind, und durch die heftige Furcht wird seine Erinnerungskraft in Unordnung gerathen, und ihm die verschiedenen gesammleten Empfindungen in einer andern Ordnung darstellen, die Einbildungskraft wird sie zu falschen Blendwerken umschaffen, und er den abgezognen Begriff der Gefahr damit verknüpfen. An den Raubthieren kann man dies allenthalben, wo sie oft gehetzt und beständig mit Fallstricken umgeben werden, in der That sehr leicht bemerken.

Wenn der Jäger der Spur eines Thieres nachgehet, suchet er bloß den Hinterhalt auszuspühren, wo sich dasselbe zu verbergen pfleget; allein der Weltweise lieset im Walde die Geschichte seiner Gedanken. Er merket auf dessen ängstliche Furcht und auf dessen Hofnungen. Er siehet auf die Bewegungsgründe, die seinen Gang vorsichtig machten, ihn aufhielten, oder beschleunigten.

Es ist schwer auszumachen, ob die Ranzbegierde den Wölfen viel Begriffe beybringet. Nur das ist gewiß, daß es unter ihnen mehr Wölfe, als Wölfinnen giebt, ja, daß unter ihnen, des Genußes wegen, blutige Kämpfe vorfallen. Man weis aber noch nicht sicher genug, ob die ranzige Wölfin allemal dem stärkern Wolf zu Theil wird, oder ob eine freye Wahl sie dem Genuß deßen überläßt, welchen sie andern vorzieht. Doch weis man, daß eine Art von Koquetterie sich in das Betragen der Wölfin mit einmischet, welche fast allen Weibchen eines jeden Thiergeschlechtes eigen zu seyn scheinet. Sie wird zuerst hitzig; allein sie verstellt sich und weigert sich noch lange dessen, was sie doch wirklich begehret. Es ist also ziemlich wahrscheinlich, daß bey ihrer Paarung eine Art von Wahl statt finde; denn sie entflieht mit dem Wolf, den sie einmal zugelassen und entziehet sich allen andern Mitbuhlern. So lange sie dicke geht, bleibt sie dem Wolf, den sie entweder gewählt, oder der sie erobert hat. Alsdann theilen sie sich einige Zeit in die Vorsorge für ihre Familie. Die Gesellschaft mag also entstanden seyn, wie sie will; so errichtet sie doch gewisse Gesetze, die eines gegen das andere zu beobachten hat, und giebt zu neuen Ideen Anlaß.

Jede Rotte von Wölfen pflegt eine Zeitlang gemeinschaftlich auf den Raub auszugehen. Der Beystand, welchen sie sich leisten, macht ihnen den Raub leichter und sicherer. Wenn es darauf abgesehen ist, eine Heerde anzufallen, so stellt sich die Wölfin vor den Hund, welchen sie dadurch von der Heerde ablockt, daß sie von ihm sich verfolgen läßt. Der Wolf überfällt indessen die Heerde und raubet ein Schaf, das der Hund nicht mehr vertheidigen kann. Ueberhaupt bedient sich der Wolf aller Hülfsmittel, die man von der Herzhaftigkeit und List eines Thieres erwarten darf, nur so lange, als er sich allein befindet. So bald ihn der Antrieb der Natur mit einer Wölfin gesellschaftlich vereiniget, zeigt er, in Absicht auf die Jagd neue Begriffe, die aus der Bequemlichkeit flüßen, welche die Geselligkeit ihnen verschaffet [2].

In den Gesellschaftlichen Erzählungen [3] wird einem Siebenbirgischen Edelmanne nacherzählet, daß Wölfe, die auf den Raub ausgiengen, nicht nur ordentliche Fallstricke zu legen wüßten, sondern sich auch vorhero mit Erde dick fräßen, damit sie hernach schwer genug wären, ein laufendes Pferd, wenn sie es einmal gefasset, aufzuhalten [4].

Man

2) Wir haben das listige Verfahren des Wolfes in diesem Fall bereits im VII Th. der allgem. Geschichte der Natur p. 138 im Anhang vom Instinkt der Thiere, beschrieben. Cf. Mannigf. I. Jahrg. p. 242 &c.

3) Hamb. 1753. I. B. p. 184.

4) Die Sache selbst haben wir zwar oben schon aus dem Pontoppidan bestätigt; ob aber die hier vorausgesetzte Absicht ihren Grund habe, das scheint uns noch unentschieden.

Man sagt von den Wölfen, daß ihnen gewisse Töne zuwider wären und so wohl Abscheu, als Furcht in ihnen erregten; man beweißt es auch mit der Geschichte eines von Wölfen angefallenen Musikanten, der sich durch den Klang seiner Violine das Leben gerettet und seine Raubgierige Feinde soll verjagt haben. Auch das Rasseln der Ketten sollen sie nicht ertragen können, daher die Reisenden in Pohlen dergleichen mit Fleiß hin und wieder an ihre Wagen hängen lassen [5]). Hr. Pontoppidan versichert [6]), in einigen Provinzen des Landes, wo sich ein schmaler Isthmus oder ein anderer enger Weg befände, pflegte man Strohseile herum zu streuen, welche der Wolf anfänglich scheuete; doch währete seine Furcht nur so lange, bis er erst besser damit bekannt wäre. Nach anderer Aussage fürchtet er sich sogar für einer aufgezogenen Leine [7]). D. Merklein [8]) sezt hinzu, sie scheueten den stachlichten Igel, erschröcken vor dem Zusammenschlagen zweener, besonders Feuergebender Steine, besonders vor der Trommel.

Was die Jäger insbesondre gern vom Wolfe lesen mögten, ob wir uns gleich ihrer gewöhnlichen Sprache durchaus zu bedienen bemühet haben, werden sie ausführlich in Döbels Jägerpraktik, aber auch deutlich, kurz und hinlänglich im 3ten Theil des Forst- Fisch- und Jagdlexikons, Frankf. 1773 gr. 8vo. unter dem Artikel Wolf antreffen.

5) Ges. Erz. l. c. p. 185. und Merkl. Thierr. p. 237.
6) S. dessen Naturh. von Norrw. II. Th. p. 39.
7) S. Berl Samml. VIII. B. p. 36.
8) S. dessen Thierreich p. 236.

IIter Anhang
Vom Nutzen und Gebrauch des Wolfes und einzelner Theile seines Körpers.

Herr von Büffon hat zwar die ganze Benutzung dieses an sich schädlichen und gefährlichen Thieres bloß auf seinen Balg eingeschränkt. Die alten wußten aber einen weitläuftigern Gebrauch von ihm zu machen und es scheint uns nicht ganz überflüßig, wenigstens eine historische Kenntniß vom ganzen Umfang der Benutzung des Thierreichs zu haben.

In der Handlung nutzt man von den Wölfen

1) Die Bälge oder Felle, die sowohl von Rauchhändlern geführet, als von Kirschnern bearbeitet werden. Sie geben,

a) Mit den Haren zugerichtet, ein sehr warmes Pelzwerk, worinn sich kein Ungeziefer aufhält, und welches daher, wenn es von gewöhnlicher grauer Farbe ist, sowohl zu Pferdedecken und Kummeten für Zugpferde, als zu Decken vor Stubenthüren, die Schuhe daran zu reinigen, gebrauchet wird. Man läßt es auch schwarz färben und Fußsäcke oder große Muffen daraus verfertigen. Aus den weißen Rußischen Wolfsbälgen, an welchen die Hare feiner und oft Sil-

Silberfarbig ausfallen, verfertigt man diejenigen Reise= Winter= oder auch Regenröcke, die unter dem Namen der Wolfs= oder Wildschuren bekannt sind.

b) Wenn das Har abgebeitzet und das Leder auf sähmische Art oder Weißgaar gegerbet ist, Handschuhe auch andere Sachen, die man aus dergleichen Leder zu verfertigen pflegt.

2) Die Zähne, welche sehr hart und glatt sind, und, in lange hölzerne Stiele eingefaßt von den Goldschmieden, Kupferstechern und Vergoldern zur Glättung ihrer Arbeit, imgleichen von Buchbindern zur Glättung des Schnittes der Bücher gebrauchet, sehr oft auch, in Silber eingefaßt, kleinen Kindern um den Hals gehänget oder in die Hand gegeben werden, damit sie, wenn sie zahnen, das Zahnfleisch daran reiben und also die Zähne desto leichter durchbrechen mögten.[9])

Das Fleisch der Wölfe gehört unter die widrigsten Speisen, vor welchen sogar die Fleischfressenden Thiere gröstentheils einen Abscheu haben; auch die Kamtschadalen, ob sie gleich, nach Hr. Krascheninninkow, allgemeine Fresser sind, vergreifen sich doch nie am Fleisch der Wölfe und Füchse [10]). Doch genüßen es die Tungusen im Nertschinskischen Gebiethe, die ohnedies nicht leicht ein zahmes Thier schlach=

9) S. Ludovici Kaufm. Lex. V. B. p. 961. D. Merkl. Thierr. p. 238.

10) S. dessen Beschreib. von Kamtschatka p. 125

schlachten, sondern sich lieber mit verreckten beköstigen [11]). Auch die Armen unter den Lappen müssen sich oft mit Fuchs- Wolfs- oder Hundefleisch behelfen [12]).

In der Medizin brauchte man sonst von diesem grimmigen Thiere das Herz, die Leber, die Galle, die Gurgel, die Därme, so gar die Losung oder den Wolfskoth, an dessen statt auch wohl ein bisweilen darinn gefundnes Beinchen, vermuthlich ein unverdautes Ueberbleibsel seines Fraßes, die pulverisirte Knochen, das Blut, mit Oel vermischt, das Fett, den ganzen Kopf, das rechte Auge, die Schnauze, die Ruthe, Standarte, oder den Schwanz u. s. w. zu tausenderley, theils lächerlichen, theils abergläubischen Absichten. In unserm glücklichern Zeitalter ist endlich dafür gesorgt, daß wir unsere Zuflucht nicht mehr zum Paullinus und seiner übel berüchtigten Apotheke nehmen dürfen; daher ich auch in Ansehung des eigentlichen Gebrauchs aller angeführten Theile des Wolfes, unsere Leser, an statt sie zu ermüden, lieber auf andere Schriftsteller verweisen will [13]).

Einen gewissen ökonomischen Gebrauch des Wolfskothes darf ich hier nicht ganz mit Stillschweigen

11) Gmelins Reise in den Götting. Samml. Tom. V. p. 126. 127.

12) S. Hochströms Lappl. Stockh. 1748. S. 150 ꝛc.

13) S. D. Merkleins Thierr. p. 238—242. Pontopp. Norrw. II. p. 39. *Geoffroy* mat. med. VIII. p. 52. 53. Onomat. forestal. &c. III. p. 1015 &c.

gen übergehen. Herr Matthias Samstedt übergab der Schwedischen Akademie der Wissenschaften [14]) ein selbst versuchtes Mittel, zu verhüten, daß die Wölfe den Schafen und andern Hausthieren keinen Schaden thun. Man weichet Wolfskoth in Wasser auf, machet eine dünne Röhre daraus und bestreicht das Vieh damit am Rücken, Hals und an den Seiten, daß es einige kleine Flecken bekömmt, die sich so vest an die Hare anhängen, daß sie nicht abgehen, wenn man sie nicht abschneidet; daher man sie auch nur einmal im Jahre, wenn sie zuerst im Frühling ausgetrieben werden, damit bestreichen darf. Der Wolf soll solche bestrichne Thiere scheuen und ihnen keinen Schaden thun können. Dieses Bestreichen soll auch den Schafen auf keine Weise schaden.

14) S. Abh. der Schwed. Akad. der Wissenschaft. XV. B. p. 245. M..

Tab. LVIII. der Fuchs



v. Büff. Vierf. Thiere IV. T. Wolff sc.

XV.

Der Fuchs. [1])

Der Fuchs [2]) hat sich durch seine List berühmt gemacht, und man kann ihm in der That unter den Thieren diesen Vorzug nicht abstreiten. Was die Stärke beym Wolf ausrichtet, thut die Ver=

1) Franz. Le *Renard.* Griech. Ἀλώπηξ. Lat. *Vulpes.* Ital. *Volpe.* Span. *Raposa.* Deutsch Fuchs. Engl. *Fox.* Schwed. *Ralf.* Pohlnisch *Liszka. Lis.*
Vulpes Gesn. Ic. Anim. quadr. p. 88. fig. 89.
— *Raji* Synopſ. Anim. quadr. p. 177.
— vulgaris: *Kleinii* Hiſt. nat. Quadr. p. 71.
Canis fulvus, pileis cinereis intermixtis *Briſſ.* Reg. anim. p. 239. A. d. V.

Der Fuchs. Hallens Thiere p. 501. Reinicke. S. Heppens wohlred. Jäger p. 34. D. Merkl. Thierr. p. 46 &c. Meyers illuminirte Thiere I B. p. 27. Tab. 36. Pennants Britt. Thierg. p. m 24. Tab. II. Schrebers illum. Saugthiere II Tab. 90. Ridingers Entw. einiger Thiere. V Th. Tab. 73—75. Ebend. Jagdbare Thiere in gr. Fol. Tab. 14. Müllers Linn. Naturſ. I. p. 224, Tab. 31. fig. 2. Holl. Vos. Hebr. Schual. Beckm. Naturg. p. 27. Hiſtor. phyſikal. 2c. Leipziger Mancherley II B. p. 128 —

Verschlagenheit beym Fuchse, und oft mit besserm Erfolge. Da er sich weder mit Hunden einläßt noch

140. Döbels Jägerpraktik p. 38. Ludovici Kaufm. Lex. II B. p. 1891. Onomat. forestalis &c. oder vollste Forst- Fisch- und Jagdlex. I B. p. 955—987. Pontopp. Dänn. in 4to. p. 160. Ebend Naturh. von Norrw. II B. p 42—44. Köhlers Samml. neuer Reisen I B. p. 325. Egedens Grönl. p 86. Kranzens Grönl I. p. 97. Berl. Mag. 1 B. p. 187—197. Krascheninninkows Kamtschatka p. 115. Leems Nachr. v. den Lappen p. 101 Trampers Wallfischf. p. 65.

Canis *vulpes*, caudâ rectâ, apice albo: *Linn.* Syst. N. XII p. 59. n. 4. *Ejusd.* Fauna Suec. p. 3 n 7. Vulpes vulgaris. Le Renard. *Briss* Quadr. 8vo. p. 173. *Gesn.* Quadr. p 55 u. p 1081 fig. bona *Aldrov.* Quadr. p. 195. *Jonst.* Quadr. Tab. 56. *Charl.* onom. p. 14. *Rzac.* Hist. Nat. Pol. p. 231. *Ejusd.* Auctuar. p. 324. Chald. *Thaal.* Arab. *Thaleb. Krameri* Austria p 313. *Geoffroy* mat. med. VIII. p. 53. Renard. *Goupil.* Vulpes offic. *Schrœd.* p. 312. *Dalech Pharm.* 448. *Schwenckf.* Quadr. Siles. p. 133. *Merr* Pin. 167. *Valm. de Bom.* Dict. Tom. IX. p. 521. Renard. Goupil. *Cours d'Hist. Nat.* II p. 193. M...

2) Der Fuchs ist von Gestalt viel schlanker, als der Wolf. Die Verhältnisse seines Körper zeigen mehr Biegsamkeit an. Seine Schnauze, welche lang und schmal, wie bey dem Windhund ist, entdecket das Schlaue seiner natürlichen Triebe. Die Lage seiner Augen aber und Richtung seiner Ohren, ist wie bey dem Wolfe beschaffen, und sein Schwanz zottichter, als bey diesem, auch so lang, daß er die Erde berühret. Daubenton im Büffon 4to. IV B. I Th. p. 48.

noch dem Schäfer zu nahe kömmt, weder einen Einfall auf die Heerden waget, noch sich mit Geäße schleppet, kann er seines Lebens mit viel mehrerer Sicherheit genüßen. Er stränget seinen Witz stärker an, als seine Kräfte, und scheint alle nöthige Hülfsmittel in sich selbst zu verschlüßen; er ist also desto sicherer, seinen Endzweck nicht leicht zu verfehlen. In so fern er eben so schlau, als vorsichtig, Sinnreich und verschlagen ist, auch nicht leicht seine Geduld verlieret, macht er oft Abänderungen in seinem Betragen, und weis jedes vorräthige Hülfsmittel zur bequemsten Zeit in Anwendung zu bringen [3]. Seiner Erhaltung pflegt er die größte Sorgfalt zu widmen [4]. Zwar ist er eben so unermüdet, und über-

3) Von der besondern Verschlagenheit der Füchse und ihren vorsichtigen, überlegten Anstalten, ihre Nahrung und Erhaltung zu befördern, lese man im Berl. Mag. I Band p. 187 — 197. Mannigfalt. I Band p. 243 — 245. Bonnets Betracht. über die Natur 1772. p. 554 &c. besond. *Gaz. litt. de Berl.* 1773 p. 40 wo von der gemeinschaftlichen Jagd der Nordamerikanischen Füchse mit dem Vielfraß (Quincajou) auf den Original, eine Art von Elenn, geredet wird. M. . .

4) Der Prokanzl. Pontoppidan sagt ausdrücklich in seiner Naturg. von Norrw. II Th. p. 43 &c. Wenn man auch, mit gewissen Philosophen, allen andern Thieren ihren Verstand oder einen gewissen Grad von Vorstellungs- und Ueberlegungskraft absprechen und sie zu bloßen Maschinen machen wollte; so würde doch dieses mit dem Fuchs am wenigsten angehen. Der Nordische Bauer hat von der List und Spitzfin-

noch weit flüchtiger, als der Wolf, dennoch verläßt er sich nicht bloß auf die Schnelligkeit seines Laufes, er

digkeit der Füchse die allerhäufigsten Beyspiele. Ausser denen, welche Olaus Magnus (Hist. L. XVIII. c. 39. 40) anführet, sind folgende wenn man sie glauben darf, die merkwürdigsten:

Wenn der Fuchs von Flöhen geplagt wird, und sie gern loß seyn will, nimmt er einen Büschel Moos, Heu, oder so etwas in die Schnautze, geht alsdann rücklings, doch sehr langsam, und allmählig immer tiefer, ins Wasser, damit seine Flöhe Zeit behalten, sich nach und nach an die trockne Stellen des Halses und Kopfes zu begeben, den er endlich noch allein über dem Wasser behält. Zuletzt versammlet er alle seine Feinde im angezeigten Büschel Moos oder Heu. Wenn sie da hinein sich verkrochen haben, so läßt er sie mit solchem Büschel alle zugleich auf einmal ins Wasser fallen und kann sodann gereinigt und frey von seiner Plage wieder aufs Land gehen.

Seinen langen wollichten Schwanz, den ihm die Natur nicht umsonst gegeben zu haben scheinet, braucht er unter andern, Krebse damit zu fangen, welche das Wollichte gern suchen, und sich daran vesthängen, bis er sie mit seinem Schwanz ans Land ziehet. Wenn die Hunde der Füchsin zu nahe kommen, bepisset sie den Schwanz und schmeißt mit selbigem so um sich her, daß es den Hunden in die Augen beisset uud sie von ihnen befreyet wird (S. Flemmings Deutsch. Jäger p. 112.)

Ein gewisser Mann, sagt Pontoppidan ferner, wunderte sich, als er sahe, daß der Fuchs bey einem Fischerhause herumgieng und eine Menge

Dorsch=

er legt vielmehr noch einen besondern Bau an, in welchem er, zur Zeit einer dringenden Gefahr, eine sichere Freystadt, außerdem aber eine bequeme Wohnung, und einen friedsamen Ort, seine Jungen zu erziehen, findet. Man hat ihn demnach nicht als ein bloß herumschweifendes, sondern als ein eingerichtetes, gleichsam angesessenes Thier zu betrachten.

Dieser Unterschied, welcher so gar unter den Menschen sehr merklich ist, hat bey den Thieren viel merklichere Wirkungen, und muß folglich unter ihnen auch viel größere, wichtigere Ursachen voraussetzen. Der bloße Begriff einer ordentlichen Wohnung leget schon eine große Aufmerksamkeit auf sich selbst zum Grunde. Die Wahl des Wohnplatzes, die Geschicklichkeit, ihn bequem anzulegen und nach den Bedürfnissen einzurichten, auch seine Zugänge behutsam zu verbergen, sind lauter Beweise von einer vorzüglichen Ueberlegung und Einsicht. Der Fuchs besitzt sie wirklich. zugleich aber die Fähigkeit, alles zu seinem Vortheil anzuwenden. Er gräbt seinen Bau an den äußersten Grenzen des Gehölzes, in der

Dorschköpfe ordentlich Reihenweise vor sich legte. Dem Zuschauer schien dies Verfahren unbegreiflich. Er nahm aber bald wahr, als der Fuchs sich versteckt hatte, daß eine Krähe kam, ein Stück davon zu hohlen und sogleich dem listigen Fuchs zur Beute wurde. *Ibid.* p. 44.

Die Liebe zum Leben ist beym Fuchs ein so starker Naturtrieb, daß er, wenn er im Fuchseisen mit einem Fuße vest hänget, ihn oft selbst abbeisset, um sein Leben zu retten. S. Pontopp. Dänn. p 161.

Nachbarschaft der Bauerhöfe [5]). Da hört er in der Nähe das Krähen der Hähne und das Geschrey des Federviehes. Er sucht sie von fern auszuwittern, auch die rechte Zeit mit Vorsicht zu wählen. Sein Vorhaben und seine Fehrte verbirgt er so schlau, und kömmt schleichend so unbemerkt am Orte seiner Bestimmung an, daß ihm da nur selten ein räuberischer Versuch fehlschläget. Wenn er durch einen guten Satz über die Umzäunungen kommen, oder unter denselben wegkriechen kann; so verliert er keinen Augenblick, bricht im Hünerhof ein, erwürgt alles, was ihm vorkömmt,

5) Obgleich der Fuchs gern in der Erde wohnet, bauet er sich doch selten ein eignes Lager, sondern bemüht sich, einen Dachsbau anzutreffen, den Dachs aber, wenn er ihm gewachsen ist, entweder mit Gewalt auszutreiben, oder wenn er bemerkt, daß der Dachs ausgegangen, seine Losung häufig vor die Röhre zu legen. Der Dachs verläßt sogleich, wenn er den Gestank bey der Ankunft bemerkt, seine Wohnung und nun steht es dem Fuchse frey, sie zu beziehen. Findet er aber keinen Dachsbau, so muß er nothwendig selbst einen graben. Das geschieht mehrentheils unter einem wurzlichten Baum, oder unter einem Stein und nur mit einer Röhre. Die Fuchsgruben auf ebenen freyen Kornfeldern pflegt man einen Nothbau zu nennen. Sie gehören auch nur jungen Füchsen an, die von ihren alten vertrieben worden und, sich selbst zu nähren, nirgends hin wissen.

Mit den Schlangen sollen sie in ihren Höhlen sehr friedsam, desto feindlicher, aber mit den Raben leben, die oft ihre Junge rauben. S. *Onomat.* forest. I. 958.

kömmt, und schleicht hernach in der Stille mit seinem Raube fort, welchen er entweder unter Moos verbirgt oder in seinen Bau träget. Wenig Augenblicke darauf kömmt er mit gleicher Lüsternheit zurück, seinen Raub zu vervielfältigen, und ihn eben so behutsam, aber an einer andern Stelle, zu verbergen; dies wiederholt er zum dritten, zum vierten und zu mehrernmalen, bis entweder der Anbruch des Tages, oder ein Geräusch im Haus, ihm eine Warnung giebt, sich davon zu machen und für diesmal nicht wieder zu kommen.

Eben so macht es der Fuchs auf den Vogelheerden und in den Geschneiden, wo man Krammetsvögel und Schnepfen fänget. Er kömmt hier dem Vogelsteller zuvor, und besuchet vor Anbruch des Tages, bisweilen mehr als einmal, die Schlingen und Leimruthen, nimmt allmählich die Vögel aus, die sich darinn gefangen haben, und sucht sie alle an unterschiedenen Stellen, besonders an den Wegen, in Fahrgeleisen, unter dem Moose oder unter einer Wachholderstaude zu verbergen. Bisweilen läßt er sie daselbst wohl zween bis drey Tage liegen, und weis, im Fall der Noth, sie unfehlbar allemal wieder zu finden. Auf dem freyen Felde jagt er die jungen Hasen, die alten überfällt er bisweilen im Lager, und nie werden ihm diese, wenn sie verwundet sind, entgehen. Die Kaninchen pflegt er in ihren unterirrdischen Wohnungen aufzusuchen, die Rebhüner- und Wachtelnester auszuspüren und hier die Mutter mit ihren Eyern wegzuschleppen, kurz, unter dem Federvieh erstaunliche Verwüstungen anzurichten. Der Wolf ist also dem Bauer, der Fuchs dem Edelmann am nachtheiligsten.

Die Fuchsjagd erfordert nicht allein weniger Geräthschaften, als die Wolfsjagd, sondern sie gewähret auch mehr Bequemlichkeit und Vergnügen. Vor dem Wolf scheuen sich alle Hunde, die sich mit größter Bereitwilligkeit und Freude zur Fuchsjagd gebrauchen laßen. Ohnerachtet ein Fuchs eine stark riechende Witterung nach sich läßt [6]), jagen sie ihn doch oft lieber, als den Hirsch, das Reh, oder den Hasen. Er wird mit Dachsen, Windspielen und andern Jagdhunden gehetzet. So bald er sich verfolgt siehet, kriecht er zu Baue, wohin ihm die krummbeinichten Dachshunde am leichtesten folgen. So läßt sich am besten ein ganzer Wurf, oder eine ganze Familie von Füchsen, die Mutter mit allen Jungen, fangen. Während ihrer Vertheidigung und des Kampfes zwischen den Füchsen und Schliefern oder Dachshunden, bemühet man sich, den Fuchsbau oben zu öffnen, hernach aber sie, vermittelst gewisser Zangen zu tödten oder lebendig zu greifen. Weil aber ein solcher Fuchsbau oft in Felsen, unter Baumstämmen, oder bisweilen sehr tief in der Erde sich befindet; so geht ein solcher Fang nicht allemal nach Wunsch von Statten [7]).

Die

6) Ohnerachtet ihres widrigen Geruches haben die Füchse doch ein Fleckchen Hare, gleich über der Standarte, die wenn man sie ausrupfet und daran riechet, einen Geruch, wie blaue Veilchen, von sich duften, daher es auch die Viole genennet wird, Döbel l. c. I. 39. M. . .

7) Von der Fuchsjagd überhaupt, von den Fuchsbehältern oder Zwingern, Fuchseisen oder Fallen, Fuchsfang und mancherley Arten desselben, Fuchsgarten,

Die gewöhnlichste, lustigste und sicherste Fuchsjagd ist, wenn man gleich anfangs den Bau verrammet, hernach die Schützen Schußgerecht stellet, und nun die Spürhunde nachschicket. So bald sie den Fuchs auf der Spur haben, eilt er nach seinem Bau, wo ihn, wider sein Vermuthen, der erste Schuß erwartet. Verfehlt man ihn, so nimmt er, auf der schnellesten Flucht, einen großen Umweg, und kehrt noch einmal nach seinem Bau zurück, wo man zum zweytenmal nach ihm schießet. Wird er endlich die Verrammung des Einganges zu seinem Bau gewahr, so entschlüßt er sich, seine Rettung in der Ferne zu suchen, und in der Absicht, niemals wieder zu kommen, gerade fortzulaufen. Nun ist es Zeit, wenn man ihn verfolgen will, die Jagdhunde auf ihn loszulassen, die er ohnehin dadurch sehr ermüden wird, weil er mit Fleiß immer durch die dichtesten Gebüsche flüchtet, wo es den Hunden schwer wird, ihm zu folgen, und weil er auf dem freyen Felde sehr weit, ohne sich zu ruhen, fortläuft.

Noch bequemer ist ihre Vertilgung durch Fallen, die mit Fleisch, mit einer Taube oder mit anderm lebenden Geflügel, geködert sind [8]). Einst hatte

 ich,

gärten, Fuchskasten, vom Fuchsprellen u. s. w. lese man ausführlich in der Onomat forestali &c. l. c. p. 960—987. it Döbel im 3. Th. seiner Jägerpraktik. Cf. Berl. Mag. I B. p. 192.

M...

8) Wenn alle Röhren des Baues mit Fallen besetzet sind, wittert sie der Fuchs gleich aus, bemerkt sie und setzt sich lieber der Gefahr des grausamsten Hun-

ich, neun Fuß hoch über der Erde, an einem Baum Ueberbleibsel einer Jagdmahlzeit, als Wildprett, Knochen, Brod u. s. w. aufhängen lassen. Gleich die erste Nacht hindurch hatten sich die Füchse dermaßen im Springen darnach geübet, daß die Erde um den ganzen Baum herum einer glatt getretenen Scheuntenne ähnlich sah.

Der Fuchs besitzt eben so viel natürliche Gefräßigkeit, als Begierde nach Fleische. Er frißt alles mit gleichem Appetit: Eyer, Milch, Käse, Obst, und besonders Weintrauben. Wenn es ihm an jungen Hasen und Rebhünern fehlet, kann er sich auch mit Ratzen, Mäusen, Schlangen, Eidexen, Kröten u. s. w. eine Weile begnügen, deren er eine große

Hungers aus, bevor er sich darinn fangen ließe. Man hat gesehen, daß einige derselben vierzehn Tage lang auf solche Art hartnäkkig in ihrem Bau ausgehalten und sich nicht eher entschlossen haben, hervor zu kommen, bis der übermäßige Hunger ihnen keine andere Wahl mehr übrig ließ, als welches Todes sie sterben wollten? Die Furcht, welche den Fuchs zurückhält, ist alsdann weder Maschinenmäßig, noch unwirksam. Es läßt sich kein Versuch denken, den er nicht anwenden sollte, um sich der Gefahr zu entreissen. So lang er noch Klauen hat, arbeitet er an einem neuen Ausgange, wodurch er den Nachstellungen des Jägers oft entrinnet.

Wenn etwan ein Kaninchen, das mit ihm zugleich eingesperrt ist, sich in einer Falle gefangen hat, urtheilet sogleich der Fuchs, die Maschine habe ihre Wirkung gethan und geht hernach ohne Bedenken über die Falle. S. Berl. Mag. l. c. p. 192.

M. . .

große Menge verzehret; der einzige Vortheil, den man von ihm erwarten darf! Außerdem hat er eine ungemeine Begierde nach Honig, welche ihn reizt, so wohl den wilden Bienen, als Wespen oder Hornissen und Hummeln eifrig nachzustellen, die sich aber angelegen seyn lassen, ihn durch unzählige Stiche mit ihrem Stachel zu verjagen. Er scheint auch wirklich zu weichen; es geschieht aber bloß durch eine Wendung, wodurch er sie zu erdrücken suchet, und welche das listige Thier so lange wiederholet, bis er sie aus dem Wespennest vertrieben, welches er dann ausscharret, und ohne weitere Hinderung das Wachs und Honig verzehret. So gar die Igel sind vor seiner Nachstellung nicht gesichert. Er wälzt sie mit seinen Läuften so lange hin und wieder, bis die gequälten Igel sich endlich ausstrecken und ihm zum Raube werden. Endlich pflegt er auch Fische, Krebse, Käfer und Heuschrecken ꝛc. zu fressen.

Dieses Thier gleicht sehr dem Hunde, besonders in Ansehung seiner innern Theile. Am Kopf entdeckt man aber einen beträchtlichen Unterschied, als welcher, in Vergleichung mit dem ganzen Körper, ungemeln dick und groß ist. Auch die Ohren sind kleiner, der Schwanz viel größer, das Har länger und zottichter, die Augen schreger, als am Hunde. Dazu kömmt beym Fuchse noch der ihm eigne widrige Geruch und endlich das Naturel, als das wesentlichste Unterscheidungsmerkmal. Denn ein Fuchs läßt sich nicht leicht, und niemals zähmen. Er wird siech und elend, sobald ihm die Freyheit fehlet und stirbt, wenn man ihn lange häußlichen Zwang anlegt, für langer Weile. Mit einer Hündin wird er

sich

sich nie belaufen [9]). Wenn beyde keine natürliche Abneigung gegen einander haben, so herrscht unter ihnen doch eine vollkommne Gleichgültigkeit von beyden Seiten.

Die Füchsin wirft jährlich einmal und nur wenige Jungen. Ihr Wurf erstreckt sich auf ohngefähr vier oder fünf, selten auf sechs, niemals auf weniger, als drey Junge. Die trächtige Füchsin hält sich sehr eingezogen, verläßt ihren Bau nur selten und macht in selbigem ein Lager für die erwartete Nachkommenschaft zu rechte. Die Ranzzeit fällt in den Winter [10]) und man findet im Aprillmonath schon junge Füchse. Merkt sie, daß man ihren Aufenthalt ausgespüret oder die Jungen in ihrer Abwesenheit beunruhiget hat; so trägt sie eines nach dem andern fort und sucht für sie eine sichere Wohnung [11]). Sie kommen blind auf die Welt und brauchen, wie die Hunde, zu ihrem völligen Wachsthum achtzehn Monath bis zwey Jahre. Ihr Lebensziel geht ebenfalls, wie bey diesen, in dreyzehn oder vierzehn Jahren zu Ende [12]).

Die

9) Man sehe hierbey im II Bande von den vierf. Thieren unter dem Art. Hund die Versuche nach, welche ich deshalb angestellet habe. A. d. V.

10) Besonders in den Februar, wo die Füchsinnen fleißig zu Baue kriechen und bisweilen zween bis drey Füchse bey sich haben: Während ihrer Vermischung hängen sie, gleich den Hunden zusammen und gehen auch, wie diese, neun Wochen dicke. Sie wölfen 5. 6. 7, bisweilen mehrere Jungen. Döbel l. c. I. p. 38. M. . .

11) S. Berl. Mag. l. c. p. 193. M. . .

12) Um Jakobi laufen die Jungen schon mit den Alten

Die Füchse haben, wie der Wolf, sehr scharfe Sinne und ein feines Gefühl, aber noch biegsamere und vollkommnere Werkzeuge der Stimme. Vom Wolf hört man nichts, als ein fruchtbares Heulen. Der Fuchs hingegen kann klaffen (glapir,) bellen, und einen traurigen Laut, fast wie das Geschrey eines Pfauen, von sich geben. Die Töne pflegen bey ihm nach der Verschiedenheit seiner Leidenschaften abzuwechseln. Er hat in seiner Gewalt einen besondern Ton, wenn er gejaget wird, einen besondern Ausdruck der Begierde, den klagenden Ton der Traurigkeit und ein eignes Geschrey des Schmerzes, das man ehe niemals höret, als in dem Augenblick, wo ihm durch einen Schuß irgend ein Glied zerschmettert worden. Andere, leichtere Wunden können ihm kein Klagegeschrey ablocken, vielmehr läßt er sich, wie der Wolf, zu Tode prügeln, ohne sich zu beklagen, aber nicht, ohne sich bis auf den letzten Blutstropfen aufs tapferste zu vertheidigen.

Der Fuchs beißt erschröcklich und so hartnäckig, daß man genöthigt ist, mit einem Eisen oder Stock seine Schnautze, wenn er sich verbissen hat, wieder aufzubrechen. Sein Klaffen ist eine Art von Gebelle, das mit gleichen, sehr hurtig auf einander folgenden Tönen geschiehet. Gemeiniglich pflegt er, am Ende des Geklaffes, einmal stärker und höher anzuschlagen und gleichsam im Ton eines Pfauengeschreyes aufzuhören. Im Winter, besonders wenn Schnee und Reif gefallen ist, läßt er fast immer seine Stim-

me

ten aus und lernen selbst ihre Nahrung suchen. Gegen Martini hat ihr Balg seine Vollkommenheit erhalten. *Onom* Forest. l. c.

M. . .

me hören; da er hingegen im Sommer fast gänzlich stumm zu seyn scheinet; weil in dieser Jahreszeit ihm sein Har ausfällt und sein Balg sich wieder erneuert. Daher werden auch Bälge von jungen oder im Sommer gefangenen Füchsen wenig oder gar nicht geachtet.

Das Fleisch der Füchse ist nicht so widrig, als das Wolfsfleisch. Die Hunde fressen es und es giebt sogar Menschen, die es im Herbste, besonders wenn der Fuchs mit Weintrauben gefüttert und gemästet worden, genüßen. Sein Winterbalg liefert ein sehr gutes Pelzwerk. Er schläft gemeiniglich sehr vest, und es ist nicht schwer, ihm zu solcher Zeit, ohne ihn aufzuwecken, beyzukommen. Seinen Schlaf wartet er in einer eben so gekrümmten Lage des Körpers ab, wie die Hunde. Wenn er aber bloß ruhet, so liegt er auf dem Bauche mit ausgestreckten Hinterläuften. Das ist auch die gewöhnliche Stellung, in welcher er längs der Hecken die Vögel belauret. Sie haben auch gegen den Fuchs eine so natürliche Abneigung, daß jeder Vogel, bey seinem Anblick, in ein warnendes Geschrey ausbricht. Besonders pflegen ihn die Krähen und Amseln von der Höhe der Berge, unter beständiger Wiederhohlung eines warnenden Geschreyes, zu begleiten und oftmals bis auf zwey oder dreyhundert Schritte zu verfolgen.

Ich ließ einige sehr jung eingefangene Füchse auferziehen. Ihres starken Geruches wegen kann man sie aber bloß an abgelegenen Oertern, in Pferdeställen oder andern Ställen, wo man sie nur selten zu sehen bekömmt, aufbehalten. Das ist vielleicht auch

auch die Ursache, warum sie nicht so zahm werden, als der Wolf, den man am Hause näher um sich haben kann. So bald meine junge Füchse den fünften oder sechsten Monath erlebt hatten, verfolgten sie schon die Enten und Hüner [13]. Nun war es also Zeit, sie an Ketten zu legen. Drey derselben, ein Weibchen und zwey Männchen, ließ ich zwey Jahre lang verwahren. Mann bemühete sich vergeblich, sie mit Hündinnen zur Parung zu bringen; Ob sie gleich nie Weibchen von ihrer Gattung gesehen, auch eine starke Ranzbegierde zu äussern schienen; so konnten sie sich doch nicht überwinden, sich mit einer Hündin jemals einzulassen [14]. So bald man aber die

13) Die Füchse lassen sich zwar zahm erziehen, und lernen, wenn man sich Mühe mit ihnen geben will, allerley Künste, z. B. mit ihrem Herrn zu Holze, aufs Feld u. s. w. zu gehen; Man muß ihnen aber alsdann in der Jugend kein rohes Fleisch zu fressen geben, und sie scharf bestrafen, wenn sie ohngefähr sich an jungem Federvieh vergreifen. Dergleichen zahm erzogne Füchse, sind besonders beym Entenschießen ungemein wohl zu brauchen. S. *Onom.* Forest. l. c. p. 969. M..

14) Döbel versichert indessen l. c. daß zahm erzogne Füchse sich auch mit Hunden vermischten. Cf. *Onom.* Forestal. I. 957. Herr Daubenton zweifelt nicht, man würde eine Art von Hunden erlangen können, die eine größere Aehnlichkeit mit dem Fuchs, als der Wolfshund (Chienloup) mit dem Wolfe, hätten, wenn man Siberische oder kleine Dänische und Irrländische mit Wolfshunden belaufen liesse. Von jenen würden die aus dieser Vermischung entstehende Blendlinge die dünne, große Schnauze des Fuchses,

die eigentliche Füchsin zuließ, belegten sie diese, ohne dabey sich ihrer Fesseln zu erinnern. Sie hat auch zur gehörigen Zeit wirklich vier Junge geworfen.

Eben diese Füchse, welche zur Zeit ihrer Freyheit Enten und Hüner anfielen, rühreten keine derselben an, so bald sie an der Kette lagen. Man bevestigte oft neben ihnen eine lebende Henne, man ließ diese des Nachts bey den Füchsen, die sogar den Tag vorher nichts zu fressen bekommen. Aber so wenig der Hunger, als die bequeme Gelegenheit reitzten sie, die Henne zu berühren, oder die Fesseln, die sie trugen, zu vergessen.

Diese

ses, von diesen, eben so langes Har und einen so zottichten Schwanz, als der Fuchs hat, bekommen. Es ist auch, wie er meynet, sehr glaublich, wenn man den Fuchs den Hölzern und Fluren entrisse, um ihn, wie die Hunde, in Häusern zu erziehen, daß von ihm viele Rasen entstehen mögten, unter denen einige gewissen Hunden, sowohl nach ihrer äusserlichen Leibesbeschaffenheit, als nach ihrer innern Bildung, ähnlich seyn würden.

Der empfindliche Geruch, welcher von dem Körper der Füchse ausdünstet und vielleicht die Abneigung der Hunde gegen sie verursachet, würde sich, bey den zahm gemachten Füchsen ohnstreitig, nach einer langen Reihe von Erzeugungen, durch die veränderte Nahrung und Ruhe verlieren, alsdann könnten die Hunde sich mit den Füchsen belaufen, durch diese Vermischung aber Blendlinge werfen, welche den Lazedämonischen Hunden, deren Aristoteles gedenket, ähnlich wären. *Laconici canes*, sagt er, *ex vulpe et cane generantur. de Anim.* L. VIIII. c. 28.

M. . .

Diese Thiergattung ist unter allen den Einflüssen der Himmelsgegenden am stärksten unterworfen, und man findet unter den Füchsen eben so viel abändernde Verschiedenheiten, als unter den Gattungen der zahmen Thiere. Unsere meisten Füchse haben eine röthliche Farbe; doch giebt es auch einige mit Silbergrauen Haren. Alle beyde haben eine weiße Blume oder Spitze des Schwanzes. Die letzten werden in Burgund Kohlenfüchse (Renards Charbonniers) genennet, weil sie mit schwärzern Füßen, als die andern begabet sind. Ihr Leib scheint auch, weil ihr Har glätter anliegt, etwas kürzer zu seyn. Es finden sich auch noch andere, die einen längern, gestrecktern Leib, als die übrigen, und eine fast eben so unreine Farbe, wie die alten Wölfe, haben. Ich will aber nicht entscheiden, ob dieser Unterschied in den Farben wirkliche Abänderungen ausmacht? oder ob er eine Wirkung des Alters ist, und also die Füchse vielleicht im Alter grau oder weiß zu werden pflegen?

In den nördlichen Ländern giebt es Füchse von allerley Farben, schwarze [15]), blaue [16]), graue

15) Schwarze Füchse. Hallens Thierr. p. 504. n. 4. Ludovici Kaufm. Lex. I. p. 1891. Ihre Bälge werden zu den kostbarsten gerechnet. In Rußland bedienen sich ihrer die vornehmen Herren zu Mützen, und bezahlen einen solchen Balg oft mit zehn bis funfzehn Dukaten. Cf. *Klein Quadr.* p. 71. Vulpes niger. Merkleins Thierr. p. 47. Müllers Linneisch. Nat. Syst. I. 224. leg. vio. *Gaz. litt. de Berl.* 73 p. 87. *Onom.* Forest. I. 956. Voy. de *Lahontan* II. 42. M...

16) Blaue Füchse. Vulpes caerulescens. Isatides. *Jonst*

graue [17]), Eisenfarbige, Silbergraue [18]), ganz weiße,

S. Hallen l. c. p. 504. n. 3. Ihre Farbe fällt ins Aschfarbige oder grau blaue und ihr gewöhnliches Vaterland ist im nördlichen Schweden. Cf. Ludov. l. c. p. 1892. Auch in Grönland zu Spitzbergen giebt es blaugraue Füchse, die aber zottiger am Leibe, als in andern Ländern zu seyn pflegen. S. Andersons Island p. 172. Canis Lagopus β, cærulescens *Linn.* 59. n. 6. β. Schw. Blaraf (im Sommer) Fiäll Racka (im Winter.) M..

17) Graue oder Aschfarbige Füchse, S. Ludov. l. c. Einige Meilen von Tumeen, am Flusse Tura, in der Rußischen Tartarey ist ein Gehölze, Heetkoi-Wollok genannt, worinn sich eine Gattung grauer Füchse befindet, deren Farbe sich im Winter nicht, wie an den andern, verändert. Diese Füchse sind noch einmal so stark, als die ordentlichen; sie haben ein sehr dichtes Leder und einen so schönen Balg, daß er für eine der kostbarsten Rauchwaaren geachtet wird. Weil man aber dieses Pelzwerk nur an diesem einzigen Ort in Rußland findet; so ist es unter hohen Strafen verbothen, damit zu handeln oder selbiges außer Landes zu führen. Es bleibt einzig und allein zum Gebrauch des Hofes bestimmet. Man will an diesen Füchsen das besondere noch bemerkt haben, daß, wenn sie eine andere Art Füchse in der Gegend ihres Aufenthaltes bemerken, diese von ihnen umgebracht und verzehret werden. S. *Gaz. litt. de Berl.* 73 p. 86. M..

18) *Vulpes cinerea* f. Canis cinereo-argenteus. Le Renard gris. *Briss.* Quadr. p. 174. n. 7. Vulpes cinereus Americanus. *Klein.* Quadr. p. 71. *Catesby* II Fig. p. 78.

weiße [19]), auch weiße mit fahlen Pfoten, weiße mit schwarzem Kopfe, weiße mit einer schwarzen

 Blume,

p. 78. Engl. Gray-Fox. wohnt in Karolina und Virginien in hohlen Bäumen. Der Amerikanische Silberfuchs. Hallen l. c. p. 505 n. 7. S. Schrebers Saugth. II. T. 92. Canis cinereo arpentus. In Luisiana giebt es auf den Waldichten Gebirgen eine Menge solcher Füchse. Ihr Har ist fein, wollicht und dunkelbraun, über diesem liegt aber ein längeres Silberhar, das diesen Füchsen ein vortreflich Ansehen giebt. S. Hamb. Mag. XIV. p. 615.

M.

19) Weisse Füchse. Vulpes alba s. Canis hyeme albus, æstate ex cinereo coerulescens. Le *Renard blanc*. *Briss.* Quadr. p. 174 n. 8. Vulpes alba. s. *Lagopus Linn.* XII. p. 59. n. 6. Canis arcticus *Pennant*. v. Isatis Büffon 4to. VII B. 1 Th. p. 152 &c. Schrebers Saugth. II. T. 93. Cf. Beckm. Biblioth. I. 306. Müll. l. c. p. 226. Der Hasenfuß. *Aldrov.* Quadr. p. 220. fig. p. 221 bona. *Jonst.* Quadr. p. 93 Isatis *Nov. Comm.* Acad. Petrop. V. 358. Schw. Fial Racka. *Faun. Suec.* p. 4. n. 8. Hallen l. c. p. 504 n. 6. Von diesen weissen Füchsen giebt Hr. von Büffon allerley Abänderungen an. Die mit schwarzem Kopfe hat Martens auf den Spitzbergen angetroffen. In Grönland sind sie nach Hrn. Trampler in seiner Beschreibung des grönländischen Wallfischfanges Leipz. 71 p. 65 &c. ohngefähr noch einmal so groß, als die Eichhörner. Sie hatten ihren Aufenthalt zwischen den Steintrümmern, und man fand, wenn man ihrem Aufenthalt nahe kam, oft eine ganze Niederlage von allerhand Federvieh, welches in

Blume, rothe mit ganz weißem Bauch und Kehle, ohne die geringste Beymischung einer schwarzen Farbe, ingleichen so genannte Kreutzfüchse [20]), die sich durch einen schwarzen Streif längs des Rückgrades, und einen andern, der quer über die Schultern läuft, auszeichnen. Die letztern haben unten einen schwarzen

in einer solchen Ordnung aus einander gelegt war, daß es füglich ausbluten konnte. Ihr Geschrey oder Gebelle beschreibt er so, als wenn ein Mensch herzlich überlaut lachte. Ihre List beweisen sie besonders damit in Grönland, daß sie mit den Pfoten im Wasser platschen und so die Fische an sich locken, welche sie dann verzehren. Cf. Ludov. l. c. p. 1893.

M..

20) Der Kreutzfuchs, Kreutzträger. *Vulpes crucigera* s. Canis fulvus crucem nigram in dorso gerens. Le Renard croisé. *Briss.* Quadr. p. 173 n. 6. Schwed. Korssräf. Canis cruciatus *Faun. Suec.* 4. n. 7 β. Vulpes crucigera *Gesn* Jcon. Quadr. fig. p. 90 bona. *Aldrov.* Quadr. p. 221 fig. p. 222 bona. *Jonst.* Quadr. p. 93. *Rzac.* Hist. nat. Pol. p. 231. Kolbens Vorgeb. 4to. p. 346. Pohln. Krzyzaki. Hottent. Tenlic. Kennlée. (Sie scheinen aber dadurch vielmehr den Jackal anzudeuten) *Klein.* Quadr. p. 71. Hallen l. c. p. 504 n. 3. Ludov. Kaufm. Lex. I. 1892. Diese haben vom Maul an, bis über den Kopf, Rücken und Schwanz einen gleichschwarzen Strich, welchen ein anderer schwarzer Querstrich von den Schultern bis an die beyden Vorderfüße durchkreutzet. Sie sind etwas größer, als die gemeinen rothen, auch dicker an Haren. Cf. D. Merkl. l c. p. 47. Müllers Nat. Syst. I. 225. *Gaz. litt. de Berl.* 73 p. 87. *Onom.* Forest. I. 956.

M..

zen Hals, und pflegen die andern an Größe zu übertreffen.

Die gemeine Gattung der Füchse hat sich überhaupt mehr, als die andern Arten [21]), ausgebreitet. Sie wird fast allenthalben angetroffen, in Euro-

21) Zu den bekanntesten Abänderungen der gemeinen Füchse gehören:

a) Die Bergfüchse, welche nach Hr. Altmanns Vorgeben, in seiner Beschreibung der Helvetisch. Eisberge, Zürich 1763 p. 211 gelb und weißlich, auch nicht häufig anzutreffen sind. Sie halten sich im Winter nicht gern in Wildnissen und Klüften auf, sondern begeben sich dann ins Thal, wo sie bessere Nahrung finden.

b) Die Birk- oder die Rothfüchse Hallen 501. 1. b. als die gemeinsten, an denen Ohren, Schwanz und Läufte roth und bräunlich, die Blume des Schwanzes aber weiß erscheinet. Cf. *Onom.* Forest. I. 956. Ludov. l. c. 1892. *Linn.* Faun. 4. n. 7. a) Canis Vulpes fulvus vel communis. Schwed. *Räf.*

c) Die Brand- oder Braunfüchse. Die Rostfarbige. Canis Vulpes ferrugineus. Schwed. Brand räf *Linn.* Faun. Suec. p. 4. n. 7. S. Hallens Thiere, p. 501. n. I. a und p. 504 n. 5. Diese kennet man leicht an den braunschwarzen Harflocken der Spitze oder Blume des Schwanzes. An der Schnautze, den Ohren und Läuften sind sie schwarz, unter dem Bauch ein wenig dunkelroth, übrigens etwas grau gefärbet. Cf. von Heppens wohlred. Jäger 134. Döbels Jägerpr. p. 38. Onomat. Forest. I. 956.

pa [22]), im nördlichen [23]) und gemäßigtern Theile von Asien, so gar in Amerika [24]). In Afrika hingegen ist er selten [25]), und überhaupt nur sparsam in den an den Aequator grenzenden Ländern zu finden. Die Reisenden, welche den Fuchs in Kalekut [26]) und in andern mitternächtlichen Provinzen Indiens, gesehen zu haben vermeynen, verwechselten die Chakals mit eigentlichen Füchsen. Selbst Aristoteles [27]) ist in einen ähnlichen Irrthum verfallen, wenn er von den Aegyptischen Füchsen saget, sie wären kleiner, als die Griechischen. Denn diese kleine Aegyptische Füchse sind Iltisse [28]) von unerträglichem Gestanke.

Unsere ursprünglich aus kalten Gegenden herstammende Füchse, sind nun in den gemäßigtern Gegenden einheimisch geworden, und haben sich nach den mittägigen Ländern zu, nicht über Spanien und Japan ausgebreitet [29]). Eigentlich kommen sie aus

22) Les oeuvres *de Regnard* à Par. 1742. Tom. I. p. 175.

23) S. Relat. du Voyage d'Adam *Olearius* Par. 1656. T. I. p. 368

24) S. Voyage de la *Hontan* Tom. II. p. 42.

25) Doch hat ihn Hr. Adanson in Senegal angetroffen. S. dessen Reise ꝛc. 1773 p. 258. M...

26) S. Voyage de François *Pyrard* à Par. 1619 T. I. p. 427.

27) *Arist.* Hist. Anim. L. VIII. c. XVIII.

28) S. *Aldrov.* Quadr. p. 197.

29) S. l'Hist. du Japon par *Kämpfer* à la Haye 1719. Tom. I. p. 110.

aus den kalten Ländern, weil man bloß dort, und sonst nirgends, alle Abänderungen der Gattungen zusammen antrift. Sie dulden auch, ohne Beschwerde, die grimmigste Kälte. Man findet ihre Gattung so wohl neben dem Süder= 30), als gegen den Nordpol 31).

Die Bälge der weißen Füchse stehen gar nicht in besonderer Achtung. Sie pflegen zu stark auszuhären; die Silbergrauen hält man für besser, die blauen und Kreutzfuchsbälge werden ihrer Seltenheit wegen am höchsten geachtet. Am allerschätzbarsten sind allerdings die schwarzen, die man auch, nach dem Zobel, für das schönste und kostbarste Pelzwerk erkennet. Sie werden vornämlich zu Spitzbergen 32), in Grönland, Lappland 33), und

30) S. le Voyage de *Narborough* à la mer du Sud. Sec. Vol. des Voy. *de Coreal.* Par. 1722 T. II. p. 184.

31) S. *Récueil* des *Voyages du Nord.* à Rouen 1716. T. II. p. 113 114. it. le *Récueil des Voyages* qui ont servi à l'Etablissement de la Compagnie des Indes orientales. à Amsterd. 1702. Tom. I. p. 39. 40.

32) S. le Recueil des Voyages du Nord. &c.

33) Ganz Lappland ist voller Füchse. Fast alle haben eine weisse, nur wenige die gemeine Farbe. Die weissen stehen in geringem Ansehen. Die schwarzen aber, die man bisweilen findet, werden sehr theuer und selten geachtet. Einen solchen Balg bezahlt man oft mit 30 bis 40 Thalern. Ihr feines Har ist so lang, daß es auf jeder Seite, wo man will, herabhänget, und, wenn man den Balg beym Schwanz

und Kanada [34]), wo es auch Kreutzfüchse giebt, und wo auch die gemeine Gattung nicht so roth, als in Frankreich, auch mit längerm, dichter aufliegendem Har versehen ist, angetroffen.

Schwanz aufhebt, neben den Ohren herunter fällt. S. Oeuvres *de Renard* Tom. I. p. 175.

34) S. Voy. du Pays des Hurons par *Sagard Theodat.* Par. 1632. p. 304 &c.

Kurzer Anhang.

Vom gegenwärtigen und ehemaligen Gebrauch der Theile des Fuchses.

Von der unterschiedenen Güte der beliebten Fuchsbälge hat bereits Hr. von Büffon das nöthigste beygebracht. Man bedienet sich derselben zu Mannsmüffen, zu Kleiderfutter, Aufschlägen u. s. w. Die schönsten Fuchsschwänze braucht man, unter diesem Namen, zu einer Art von Halskrause, die auf Reisen im Winter gute Dienste leisten. Die schlechtern werden bisweilen genutzet, um den Staub damit von Gemälden und anderm kostbarem Hausgeräthe, das man gern rein halten will, abzufegen. Sie werden in dieser Absicht am Ende eines Stiels, wie ein Flederwisch, bevestigt.

Das Fleisch der Füchse wird in Europa wohl nicht leicht, aber doch bisweilen in andern Welttheilen genossen. Die Grönländer zum Beyspiel, deren gewöhnlichste Speisen gekochte Seehunde, Rennthier- und Hundefleisch sind, verachten auch das Fuchsfleisch nicht, wenn sich zu dessen Genuß gute Gelegenheit anbiethet [35]). Von den Tungusen, welche Bären, Wölfe, Murmelthiere u. s. w. verzehren, weis man, daß ihnen auch die Füchse zu

 gleicher

35) S. Olearii Reise nach Moskau und Pers. p. 86.

gleicher Absicht willkommen sind [36]). Eben dieses wird auch von den armen Lappen erzählet [37]).

In den Apotheken führte man sonst, aber zum Glück jetzo nur sparsam oder gar nicht, das Fett oder Schmalz, die Lungen, Leber, Milz, den Balg, das Geblüte, den ganzen Fuchs, das Fuchsöl, Fuchskoth, die bereitete Zungen u. s. w. [38]). In unserm glücklichern Zeitalter laßen wir den Füchsen, wie andern Thieren, ihren Koth und ihre Eingeweide, und begnügen uns höchstens mit ihrem Balg und ihrem Schwanze.

36) S. Gmelin in den Götting. Samml. von Reisen V. 126.

37) S. Hochströms Lappl. p. 150 &c.

38) S D. Merkl. Thierr. p. 49 &c. Ludov. l. c p. 1894. *Quom.* Forest. I. 959 &c. *Geoffr.* mat. med. VIII. 54.

XVI.

Tab. LIX. der Dachs



v. Büff. Vierf. Thiere IV. T. Wolff sc.

XVI.

Der Dachs. 1)

Der Dachs, ein träges, mißtrauisches, einsames Thier, zieht sich nach den abgelegenen Oertern zurück, und verbirgt sich in den finstersten Wäldern, in einem selbst gegrabenen unterirrdischen

1) Fr. *Blaireau*, *Blerau*, *Taisson*, *Tesson*; Lat. *Meles*, *Taxus*. Ital. *Tasso*. Span. *Tasugo*, *Texon*. Deutsch Dachs, Tachs, Tax. Engl. *Badger*, *Brock*, *Gray*, Baysson pate. Schwed. *Graf-Swin*. Norw. Brock, Greving, Svinsok. Pohln. *Jazwicc*, *Bossuc*, *Koldziki*, *Zbik*, Meles. *Gesn* Ic. anim. Quadr. p. 86. Taxus, s. Meles *Raji* Syn. Quadr. p. 185. Coati caudâ brevi, *Taxus* ,*Meles*, Coati griseus *Klein* Quadr. p. 73.

Meles, pilis ex sordidè albo & nigro variegatis vestita, capite tæniis alternatìm albis & nigris variegato. *Briss.* Regn. Anim. p. 253.

A. d. V.

Der Dachs. Hundsdachs und Schweinsdachs. Hallens Thiere. p. 515. Beckm. Naturg p. 28. Müllers Linn. Naturs. I. p. 281. D. Merkleins Thierr. p. 20. Taxus. Taxo. Daxus. Meles, Melis, Melus, Tachs. Meyers illum. Thiere. II. Th. p. 8 Tab. 31.

Ridin-

schen Baue. Alle Gesellschaft, so gar das Tages-licht, scheint ihm verhaßt zu seyn. Wenigstens drey Viertel seines Lebens bringt er in seinem unterirr-dischen finstern Aufenthalte zu, den er bloß in den Augenblicken verlässet, in welchen er durchkriechen muß,

Ridingers Entwurf einiger Thiere. V. Th. Tab. 78. 79. Desselben jagdbare Thiere mit ihren Fehrten, Fol. Tab. 17. Pennants Britt. Thierg. p. m. 27. Holländ. *Varkens Das.* Dän. *Gevlin. Brok.* Pontopp. Dänn. 4to. p. 161. Ebend. Norrwegen 8vo. II. Th. p. 54. Leems Lappen. p. 124. Not * Döbels Jäger-prakt. I. p. 37. *Onom.* forest. I. p. 441. Bankrofts Guiana. p. 84. Geogr. hist. physikal. Mancherl. I. Th. Leipz. 1773. p. 71 ꝛc. Wochenbl. für Kinder. VII. p. 105. (in beyden die Büffonische Geschichte). Neue Mannigf. I. Jahr, p. 255 — 261. (Eben daher) Ludovici Kaufm. Lex. I. p. 801. *Geoffroy* mat. med. VIII 170. Taxus Offic. Loniceri Kräuter- u. Thierb. Ulm 1703. p. 616. c. 48. Griech. Μελίς. Franz. Grisare, (soll vielleicht *Grisart* heißen) *Schræd.* 308. *Dalech* Pharm. 449. *Shwenckf.* Quadr. 129. *Herrmanni* Cynof. 738. *Aldrov.* Quadr. 264. *Jonst.* Quadr. 101. T. 64. *Charl* Exerc. 18. Onomastic. p. 17. *Ephem. Nat. Cur.* Dec. II. An. V. p. 55. *Gesn.* Quadr. p. 686. *Tassus, Taxo, Melus, Melo, Melotus, alias Melosum animal, Blerellus. Krameri* Austria, p. 313. *Linn.* S. Nat. XII. p. 70 n. 2. *Ursus Meles*, caudâ concolore, corpore suprâ cinereo, subtùs nigro, fasciâ longitudinali per oculos auresque nigrâ. *Faun.* Suec. p. 7. n. 20. Ed. 1. no. 15. *Merr.* Pin. p 168. Taxus suillus. Meles. *Briss.* Quadr. 8vo. p. 183. Meles *Rzac.* Auct. Pol. 315. Hist. Nat. Polon. 233. *Cours* d'*Hist.* Natur. II. 203. Le Blaereau. *Vallm. de Bom.* Dict. p. 82. *Catholic.* B. p. 219.

M...

muß, das dringende Bedürfniß des Hungers zu befriedigen. Sein länglichter Körper und seine kurze Pfoten, wovon hauptsächlich die vordersten mit sehr langen, starken Klauen bewaffnet sind, machen es ihm leichter, als irgend einem andern Thiere, die Erde aufzuscharren, sich in dieselbe einzugraben, auch den Schutt hinter sich auszuwerfen, und so mit den schreg angelegten Röhren seines Baues zuweilen ungemein tief in die Erde zu dringen. Der Fuchs, welchem es schon beschwerlicher fällt, einen solchen Bau anzulegen, macht sich die Arbeiten des Dachses zu Nutze. Weil er mit Gewalt nichts gegen dies Thier auszurichten vermag; so zwingt er es durch List, seinen Bau zu verlassen. Er bemühet sich, den Dachs auf alle mögliche Weise zu beunruhigen, ihm vor dem Eingang aufzulauern, und so gar den Bau durch seine stinkende Losung zu besudeln [2]). Dann bemächtigt er sich dieser fremden Wohnung, erweitert sie nach seiner Bequemlichkeit, und macht aus derselben für sich ein schickliches Lager.

Der aus dem eigenthümlichen Bau verdrängte Dachs, bleibt dem ohnerachtet in eben derselben Gegend. Nicht weit vom alten bestrebt er sich, ungesäumt einen neuen Bau zu graben, den er nur zur

Nacht=

2) Excrementa vulpina multum abhorret *Meles*, quæ malitiosa vulpes in transitu ante januam foveæ taxinæ deponere solet, *ut exitum prohibeat*, recenti stercore suo, quam diu duret. *Klein* Quadr. p. 74. Die Sache selbst ist richtig, allein die Absicht des Fuchses ist nicht, den Dachs in dem Bau dadurch vest zu halten, sondern vielmehr aus demselben zu vertreiben.

M . . .

Nachtzeit verläßt, wovon er sich nie weit entfernet, und wohin er, so bald ihm eine Gefahr zu drohen scheint, augenblicklich wieder zurück eilet. In seinem Bau findet er das einzige Mittel seiner Sicherheit, weil es ihm unmöglich ist, sich durch die Flucht zu retten. Zu einem schnellen Lauf hat er viel zu kurze Pfoten. Die Hunde fassen ihn augenblicklich, wenn sie ihn einige Schritte vor dem Ausgang seines Baues überraschen. Selten können sie sich desselben sogleich, ohne menschliche Beyhülfe, bemächtigen. Er ist mit einem sehr dicken Har, mit ungemein starken Pfoten, Kinnbacken, Zähnen und Klauen versehen [3]. Er wirft sich auf den Rücken, und

3) Der Dachs hat so kurze Ohren und Füße, daß der Bauch die Erde zu berühren scheinet. Allein diese Blendung kömmt bloß von der Länge des Hares, welches am ganzen Körper des Dachses, außer auf der Schnautze, auf der Stirn, und an den Füßen, eben so lang ist, als das Har unten am Bauche. Dies verursachet natürlicher Weise, daß man die Gestallt des Leibes nicht wohl unterscheiden kann, und er weit größer, als er in der That ist, aussiehet. Dies Har dekket beynahe ganz die Ohren, und man sollte meynen, daß der Schwanz blos aus langen zerstreuten Haren bestünde, wenn man beym Anfassen desselben, den Stumpf nicht fühlte. Die Schnauze ist länglicht, wie bey den Bauernhunden, Dänischen und Schäferhunden, auch die Nase ist wie bey den Hunden gestalltet. Die Augen sind klein, die Ohren kurz und rund, fast wie bey den Ratzen. Der Schwanz reicht nur bis an die Ferse, die nicht weit vom Hintern absteht, weil das Knie dergestallt gebogen ist, daß der Schenkel und das Bein einen scharfen

und bedient sich nun aller seiner Kräfte und seiner gefährlichen Waffen 4), sich den Hunden muthig zu widersetzen, die er auch gemeiniglich durch tiefe Wunden bezeichnet. Ueberhaupt hat er ein sehr zähes Leben, viel Kräfte, den Kampf lange auszuhalten, auch Muth genug, sich aufs äusserste zu vertheidigen.

Vor Zeiten, als diese Thiere noch gemeiner, als jetzo waren, richtete man zu ihrer Jagd Schliefer ab, sie aufzusuchen und in ihrem Kessel zu fangen. Bloß

sen Winkel machen und ihre Richtung fast horizontal erscheinet. Jeder Fuß hat fünf Zeen, mit starken Klauen, die an den Vorderfüßen weit länger sind, als an den hintern. Das Har des Dachses ist von dreyerley, von schwarzer, weisser und rother Farbe, deren Vertheilungen Herr Daubenton mit vieler Ausführlichkeit beschrieben. S. die Ausg. in 4to. 4. Th. I. B. p. 62. 63.

M....

4) Zu seinen gefährlichen Waffen gehören, außer den Klauen, besonders die Zähne. Auf jedem Kinnbakken desselben stehen sechs Schneide- und zween Hundszähne. Die ersten sind größer, die letzten kleiner, als beym Fuchse. Der obere Kinnbakken hat nur vier Bakkenzähne auf jeder Seite, der untere fünfe; in allem 34 Zähne. Die ersten, obern und untern Bakkenzähne sind beynahe, wie bey den Hunden und Katzen, gestaltet, und berühren einander nicht, wenn gleich das Maul nicht offen stehet. Die vierten obern und untern Zähne sind allemal die größten unter allen. Daubenton l. c. p. 69.

M...

Bloß den krummbeinigen Dachshunden ist es leicht, in die Röhren des Dachsbaues hinein zu kriechen. Der Dachs vertheidigt sich hier im Weichen und scharret einen Haufen Erde los, um die Hunde damit aufzuhalten, oder zu verschütten. Anders kann er gar nicht gefangen werden, als wenn man oben den Bau öffnen läßt, so bald man glauben kann, daß die Hunde demselben im Kessel beygekommen. Dann zwänget man ihn mit Zangen, und knebelt ihm so die Schnauze, daß ihm die Lust, um sich her zu beissen, vergehet. Man hat mir viel auf solche Weise gefangene Dachse gebracht, wovon einige sich lange Zeit bey mir gehalten.

Junge Dachse können leicht gezähmet werden. Sie spielen mit jungen Hunden und folgen, wie diese, denenjenigen auf dem Fuße nach, welche sie kennen, und von denen sie gefüttert werden. Alt gefangene Dachse hingegen, verharren auf immer im Zustand ihrer Wildheit. Man kann ihnen zwar weder die Boßheit, noch Gefräßigkeit des Wolfes und Fuchses zur Last legen, dennoch gehören sie zu den Fleischfressenden Thieren. Sie fressen von allem, was man ihnen anbiethet: Fleisch, Eyer, Käse, Butter, Brod, Früchte, Nüße, Getreide, Wurzeln u. s. w. rohes Fleisch aber am allerliebsten [f]). Sie schlafen die ganze Nacht hindurch, und wohl noch drey viertheile des Tages, ohne doch, wie die Siebenschläfer und Murmelthiere, der Winterbetäubung unterworfen zu seyn

f) Besonders Kaninichen, Kröten, Gänse, Hüner, und andere Vögel, welche sie erhaschen können, mehrentheils Käfer, Würmer und andere Insekten. S. Geoffr. l. c. p. 173. M. . .

seyn [6]). Ihr häufiges Fett haben sie mehr dem anhaltenden Schlaf, als dem vielen Fraß zu danken; denn in der That freßen sie nur wenig, und können daher auch den Hunger leicht ertragen. Oft stecken sie, besonders wenn Schnee lieget, wohl drey bis vier Tage lang im Keßel ihres Baues, ohne sich um des Hungers willen von der Stelle zu bewegen.

Ihren Bau pflegen sie ungemein reinlich zu halten, und niemals ihre Losung hinein zu legen [7]). Das Männ-

6) Es ist wahr, die Alten haben vom Winterschlafe des Dachses nichts erwähnet; einige neuern aber scheinen ihn mit vieler Zuversicht zu behaupten. *Sibbaldus* in Scotia illustr. P. II. L. III. p. 9. saget von den Schottländischen Dachsen: eas urgente hyeme occultari & somno pinguescere, latibula cum duobus ostiis facere, stante Austro septemtrionale aperire, stante Borea australe; sed victum pro hyeme colligere. Auch bey Herrn *Klein* de Quadr. p. 74. finden wir diese Stelle: Ajunt Venatores, tempore brumali in cunibulo effosso jacente, rostrum folliculo applicare, perpingue tum temporis *animal*, & *somnolentum*, nutrimentum ex se ipso capere. Cf. à *Bergen* dissert. de animalibus hyeme sopitis. Franc. 1752 p. 7. §. IX. it. Mannigfalt. I. p. 644. und *Geoffr.* mat. med. VIII p. 172 &c. M...

7) Der Dachs gräbt seinen Bau, nach Gelegenheit des Bodens, wohl Klaftern tief in die Erde, von aussen aber arbeitet er etliche Röhren hinein, auch hat er unten Kessel, wo zwo bis drey, auch wohl mehrere Röhren zusammen laufen. Er hält seinen ordentlichen Kessel, worinn er liegt, führet ihn rein aus, bringet gegen den Winter das nächst herum liegende

Männchen findet man selten in Gesellschaft der Dächsin. Bey herannahender Heckzeit rupft letztere vorräthiges Gras und Kräuter ab, und macht einen Bündel daraus, welchen sie zwischen ihren Pfoten bis in den Keßel ihres Baues schleppet, wo sie daraus für ihre jungen ein bequemes Lager bereitet. Ihre Wurfzeit ist im Sommer [8]), und ein Wurf besteht

Laub hineln, wo er im Winter seine Losung hinwirft, und sich in besondere Röhren begiebet. In einem recht großen oder Hauptbau macht er auch einige Röhren gerade auf, daß er darinn die Luft empfinden kann. Das Helle scheuet ein Dachs dermaßen, daß er, wenn in kurzen Sommernächten der Tag ihn zu eilig überraschet, aus Furcht vor dem Tageslicht, sich oft in hohle Bäume oder schlechte Fuchsbaue verbirget. Döbel l. c.

Wenn es wahr ist, was man vom Dachse saget, daß er wenig Empfindung und nur ein sehr dunkles Gesicht habe; so kann man ihm wenigstens ein subtiles Gehör nicht absprechen. Er hat eine helle Stimme und macht ein durchdringendes Geschrey; er bellt aber nicht, wie der Hund, sondern grunzet vielmehr, wie die Schweine. Den Bissen des Hundes kann er durch seine steife Hare, den härtesten Schlägen aber, durch die Dicke seiner Haut, widerstehen. Man giebt vor, daß er, wenn er von Jägern verfolgt wird, seine Vorderfüße auf den Kopf legt, sich wie eine Kugel zusammen rollet und so, nach der Bärenart, von Höhen und Felsen herabstürzt. Geoffr. l. c. p. 173. M..

8) Nach Hr. Döbel ranzen sie zu Ausgang des Nov. oder im Anfange des Dezembers, gehen wie andere derglei-

steht gemeiniglich aus drey oder vier jungen Dachsen. Wenn diese nun ein wenig erwachsen sind, bringt sie denselben ihr Futter. Dies hohlt sie blos des Nachts zusammen, und wagt sich zu solcher Zeit weiter als jemals von ihrem Baue. Sie scharret Wespennester auf, um diesen ihr Honig zu rauben, dringet in die Kaninchenhöhlen, fängt junge Hasen, Feldmäuse, Eidexen, Schlangen, Heuschrecken, raubet Vogeleyer und eilt mit ihrer Beute zu den wartenden Jungen, welche sie oft bis an den Rand ihres Keßels heraus lockt, um sie entweder zu säugen, oder ihnen Futter zu geben.

Diese Thiere sind von Natur sehr frostig. Wenn man einige derselben im Haus erziehet, kann man sie nicht von den Feuerstädten wegbringen. Oft kommen sie der Glut so nahe, daß ihre Füße Gefahr laufen zu verbrennen, und schwerlich wieder geheilet zu werden. Auch sind sie der Kräze stark unterworfen, womit sie auch die Hunde, die man in ihren Bau schickt, leicht anstecken, wenn sie nicht gleich sorgfältig abgewaschen werden.

Das Har des Dachses ist immer fettig und unrein. Zwischen dem Weideloch und seinem Schwanz findet sich eine ziemlich weite Oefnung (oder Saugeloch [9]), etwan einen Zoll tief; sie hat aber keine Ge-

dergleichen Raubthiere, 9 Wochen dicke und sezen im Februar 3 — 5 Junge. Daß aber der Februar erst ihre Ranzzeit seyn solle, das läugnet Hr. Döbel gänzlich, aus eignen Erfahrungen. M...

9) Von dieser merkwürdigen Oefnung liefert Hr. Daubenton

meinschaft mit den innern Theilen, doch schwitzet beständig eine klebrige Feuchtigkeit, von üblem Geruch heraus, welche der Dachs gern aufsauget [10]). Sein Fleisch ist nicht schlechterdings zu verachten [11]). Von seinem Felle pflegt man grobe Pelze, Halsbänder für die Hunde, Pferdedecken u. s. w. zu verfertigen [12]).

Von

benton l. c. p. 66 und T. VIII die ausführlichste Beschreibung mit einer sehr deutlichen Abbildung.

M...

10) Der Dachs bleibt, so bald es frieret und zuwintert, gänzlich im Bau, kömmt weder Tag noch Nacht heraus und zehret sein stark aufgelegtes Fett wieder vom Leibe. Dazu hat er unter dem Schwanz und über dem Weideloch das besondre Saugeloch, welches gerade so weit und so tief ist, daß er seine Nase hinein stecken kann. Und so nährt er sich auf eine bewundernswürdige Art, die Wintermonathe hindurch von seinem eignen Leibe. S. *Onomat. Forest.* I. 443 *Cf. Klein* Quadr. p. 73. Döbel l. c. p. 37.

M...

11) Die Franzosen und andere Völker, die einen feinen Geschmack besitzen wollen, halten eine Dachskeule mit Blumenkohl für etwas ganz Vortrefliches (N. Mannigfaltigk. I. 259) und die Hottentotten essen ungemein gern Dachsenfleisch mit einer Art kleiner Wurzeln. S. Dappers Afrika p. 607. *Onom. Forest.* I. 445. Merkl. l. c. p. 23.

M...

12) In der Handlung kommen drey Stücke vom Dachse vor:

1) Die Haut oder das Fell, welches unter das gemeine Pelzwerk gehöret. Es ist aber so dauerhaft veste,

daß

Von dieser Gattung kennen wir keine unterschiedene Arten. Den Schweinedachs [13]), dessen die Jä-

daß durchaus kein Regen oder Nässe durchdringen kann; daher man ausser den angeführten Stücken, auch Ranzen, Jägertaschen und Fußsäcke daraus machet, Reisekasten und Pferdekumpte damit beschläget, auch die Büchsenschlösser damit verdecket. 2) Die Hare braucht man zu Pinseln. 3) Das Fett oder Schmalz, welches die Würz- und Spezerey-krämer verkaufen, auch zur Medizin in den Apotheken verbraucht wird. Man lese hiervon besonders Döbel l. c. 38 und *Onom. Forest.* I. 445.

In der Medizin brauchte man vor diesem den ganzen Dachs, das Blut, das Fett, das Gehirn, die Leber, die Galle, u. s. w. S. Merkl. Thierr. p. 23. Ludovici l. c. p. 801. Döbel und *Onom. Forest.* l. alleg. *Geoffr.* l. c. p. 174. M. . .

13) *Blaireau-lochon.* Prochin. Sowohl die Jäger, als fast alle oben angeführte Schriftsteller unterscheiden einen Schweinedachs und einen Hundedachs. Erster soll sich durch einen stärkern gelblichten Kopf, kürzere Nase und gebogneres Gebiß; letzterer aber (Chenin) durch einen weissen Kopf und Kehle mit spitziger zulaufender Nase, auszeichnen. Cf. *Cathol.* B. 219. Quicquid dicatur, sagt *Klein* de Quadr. p. 73 *de suillo* et *canino Taxo*, porcinum hactenus nemo vidit; caninum novimus. *Icon Taxi suilli* apud *Aldrov.* p. 267 est Icon *Coati mondi*, qui me Judice pro *suillo* habitus, rostro quasi porcino mobili.

Hr. Daubent. sagt l. c. p. 63. Man hat niemals wegen der Merkmale, die den vergeblichen Schweinsdachs vom Hundsdachs unterscheiden sollen, recht einig

ger gedenken, haben wir allenthalben vergeblich suchen laßen. Du Fouilloux [14]), redet ebenfalls von zweyerley Dachsen, den Schwein- und Hundedachsen. Die ersten beschreibt er etwas fetter, weißer, stärker von Leibe und etwas dickköpfiger, als die letzten. Dieser Unterschied ist von keiner sonderlichen Bedeutung, wie man siehet, und er selbst gestehet, man könne den Unterschied kaum bemerken, wenn man sie nicht beyde genau und in der Nähe betrachtet. Ich vermuthe daher, daß diese Eintheilung in Hundedachse (Blaireau-

einig werden können. Nach etlicher Schriftsteller Meynung ist jener von diesem bloß in Ansehung der Gestalt seiner Füße und Anzal der Zeen unterschieden. Man giebt vor, daß dieser Dachs einen gespaltnen Fuß haben müsse; andere setzen hinzu, daß auch seine Schnautze einem Saurüssel gleiche. Wegen der Anzal und Gestalt der Zähne beobachtet man durchaus ein tiefes Stillschweigen und man weis nicht, ob er große hervorragende Hauer, wie die Schweine, oder noch einige andere Aehnlichkeit mit selbigem habe? Die meisten Schriftsteller gestehen, daß ihnen der Schweinsdachs nie vorgekommen und man hat Ursache zu glauben, daß die übrigen, wegen der Wirklichkeit dieses Dachses, sich auf das gemeine Vorurtheil gründeten. Wenigstens müßte der Schweinedachs vom Hundedachs dergestalt unterschieden seyn, daß man diese beyden Thiere nicht mit einander vermengen oder beyde mit der Benennung eines Dachses belegen und in einem Kapitel abhandeln sollte, wie die meisten thaten, welche davon geschrieben haben. Cf. *Onom. Forest.* I. p. 443 und *Geoffroy* l. c. p. 171. M..

14) S. La Vénérie di *du Fouilloux* Par. 1613 p. 72 verso et 73 recto. A. d. V.

reau-chien) und Schweinedachse, nur ein bloßes Vorurtheil sey, welches durch die doppelte Lateinische Namen Meles und Taxus, im Französischen Blaireau und Taisson 2c. entstanden, folglich ein abermaliger, durch die Nomenklatur erzeugter Irrthum ist.

Ausserdem sind auch die Gattungen, wovon es viel Abänderungen giebt, mehrentheils häufig vorhanden und sehr weit ausgebreitet. Von dem Dachsgeschlechte muß man aber sagen, daß es in Ansehung der Zahl sowohl, als der Orte seines Aufenhaltes, vorzüglich eingeschränket sey. Es ist noch zweifelhaft, ob sich in Amerika Dachse finden; man müßte dann das Thier, welches aus Neuyork geschickt, und von Hrn. Brisson[15]) als ein weißer Dachs kurz beschrieben worden, für eine Abänderung dieser Gattung halten wollen. In Afrika ist er gar nicht anzutreffen; denn das Thier vom Vorgebirge der guten Hofnung,

15) Meles alba, infrà ex albo flavicans. Le *Blaireau blanc. Briss.* Regn. anim. p. 255. *Quadrup.* in 8vo. p. m. 185. Er hat in der Länge von der Spitze der Schnautze bis an den Ursprung des Schwanzes 1 Fuß neun Zolle; sein Schwanz ebenfalls 9 Zolle. Die Augen sind im Verhältniß mit seinem Körper nur klein, die Ohren kurz, noch kürzer die Pfoten, die Klauen weiß, der ganze Körper ist mit einem sehr dicken auf dem obern Theil des Leibes weißen, am untern Theil weißgelblichen Har bedecket. Hr. von Reaumür hat ihn aus Neu-York erhalten.

Man könnte dieser Beschreibung noch beyfügen, daß er im Ganzen kleiner als unser Dachs, auch mit einer kürzern Nase versehen sey; daß man aber an dem ausgestopfen Fell nicht wahrnehmen könne, ob er unter dem Schwanz auch das oben beschriebne Saugeloch habe. A. d. V.

welches Kolbe [16]) unter den Namen des Stinkdachses [17]) beschreibet, ist ein ganz anderes Thier, und wir zweifeln sehr, ob der Madagaskarische Foßa des Flakkurt in seiner Reisebeschreibung S. 152, welcher dem Dachs in Frankreich besonders gleichen soll, wirklich unter die Dachse gehöre. Andere Reisende schweigen gänzlich vom Dachse. Der D. Shaw meldet sogar [18]), daß man in der Barbarey von diesem Thiere gar nichts wisse. Auch in Asien scheint man es nicht zu kennen. Den Griechen war es ebenfalls fremd, weil Aristoteles deßen gar nicht erwähnet, und man im Griechischen auch nicht einmal für den Dachs einen eigenen Namen hat.

Folglich hat sich diese, dem gemäßigten Europäischen Himmelsstrich eigne Thiergattung nicht weit über Spanien, Frankreich, Italien, Deutschland, Engelland, Pohlen und Schweden ausgebreitet, und ist überall nur in geringer Anzal zu finden. Sie hat nicht allein wenig oder gar keine Abänderungen, sondern sogar nicht einmal mit einer andern Gattung etwas Aehnliches. Der Karakter des Dachses ist ganz eigen und besonders. Die abwechselnde Streifen auf seinem Kopfe, das besondere Saugeloch unter dem Schwanze, sind bloß ein Eigenthum des Dachses. Sein Körper ist oben beynahe ganz weiß, unten fast ganz schwarz gefärbet. Das Widerspiel von allen andern Thieren, deren Bauch allezeit bläßer, als der Rücken, zu seyn pfleget!

16) Blaireau puant. *Kolbe* Descr. du Cap de Bonne Esp. Amst. 1741. T. III. p. 64 Deutsch in 4to. p. 347.
v. B. und M.

17) Viverra Putorius. Linn. XII. p. 64. M..

18) S. les Voyages de *Shaw*. la Haye 1743. T. I. p. 320.

Der

Tab. LX. die Fischotter von vorne und von der Seite anzusehen.



v. Büff. Vierf. Thiere IV. T. Wolff sc.

XVII.

Der Fischotter [1]).

Der Fischotter ist ein sehr gefräßiges Thier, aber lüsterner nach Fischen, als nach Fleisch. Daher verläßt er selten die Ufer der Flüsse und stehen-

1) La Loutre. Ἔνυδρις. Lat. *Lutra, Lutris, Lytra. Lutrix.* Ital. *Lodra, Lodria, Loutra.* Spanisch *Nutria.* Engl. *Otter.* Schwed. *Witer.* Pohln. *Wydra* in Savoyen *Leure.*

Lutra *Gesn.* Hist. Quadr. p. 684. *Icon.* anim. quadr. p. 85. *Raj.* Quadr. p. 187. *Klein* Quadr. p. 91. Lutra castanei coloris *Brisson* Regn. anim. p. 277. A. D. V.

Müllers Linn. Natursf. I. p. 262 n. 2. Die Flußotter. Tab. XIV. f. 1. Beckm. Naturgesch. p. 32. Hallens Thierr. p. 564. n. 1. D. Merkleins Thierr. p. 152. Otter. Pennants Britt. Thiergeschichte p. 28. Tab. III. illum. Ridingers Entw. einiger Thiere, V. Th. Tab. 82. 83. Ebendess. jagdb. Thiere mit ihren Fehrten, Tab. 16. Perraults und anderer. Akadem. Abhandl. rc. I Band T. XXII. XXIII. p. 175. Leipziger Histor. rc. physikal. Mancherley I Theil p. 115 — 119. Beckm. Beschr. der Mark Bran-

dens

der Seen und entvölkert oft ganze Teiche. Er schwimmt mit viel mehr Fertigkeit, als andere Thiere, sogar leichter als der Bieber. Denn dieser ist nur an den Hinterfüßen mit Schwimmhäutchen, an den Vorderfüßen aber mit freyen Zeen, der Flußotter hingegen an allen vier Füßen mit Schwimmhäuten ver-

denburg I Th. p. 586. Döbels Jägerprakt. p. 40. *Onom. Forestalis* &c. I B. p. 804. Canis fluviatilis Fischotter. *Onom. Hist. Nat.* IV. p. 899. Ludovici Kaufmannslex. II. 1665. Von Heppe's wohlredender Jäger, p. 123. *Geoffr.* mat. med. VIII. p. 157. Von der Zergliederung dieser Thiere lese man, ausser dem Perrault und Daubenton des Grafen *Marsigli* Danub. Pannon. Roy. fol. Tom. VI p. 16. Tab. 22. 23. und *Valent.* Amphith. Zoot. p. 174. Cf. Leems Nachr. v. d. Lappen p. 111. Pontoppid. Dänn. 4to. p. 161. Ebend. Beschr. v. Norrw. II Th. p. 54. Abh. der Schwed. Akad. XIV Th. p. 147 &c. Lutra Offic. *Loniceri* Kräuter- und Thierb Ulm 1703. p. 620. c. 54. *Grew's* Muf. 16. *Morton's* Northamp. 444. *Sibbald.* Scot. 10. Dän. und Holl. *Otter.* *Herrm.* Cynof. 732. *Dalech.* Pharm. 449. *Merr.* Pin. 167. *Charlet.* Exerc. p. 18. *Onomastic.* p. 17. *Schwoenevelde* Ichthyol. 46. *Schwenckf.* Quadr. 107. *Bellon.* aquat. 31. *Aldrov.* Quadr. 294. *Jonst.* Quadr. 104. *Scotti* Physic. 45. Lutra, Leutria, Canicula fluviatilis, Catus aquae s. paludis quorundam *(Geoffr.)* *Briss.* Quadr. 8vo. p. 201. n. 1. Lutra. La Loutre *Rzac.* Hist. nat. Polon. p. 221. Auctuar. p. 313. *Mustela Lutra*, plantis palmatis nudis, caudâ corpore dimidio breviore. *Linn.* S. N. XII. p. 266. n. 2. *Viverra Lutra.* *Ejusd.* Faun. Suec. p. 5. n. 12. Schw. *Utter.* *Kramer.* Austria p. 312. *Vallm.* de

versehen [2]. Er kann daher fast eben so hurtig schwimmen, als laufen; doch pflegt er sich nicht, wie der Bieber, ins Meer zu wagen, sondern bloß die Flüsse, in einer beträchtlichen Weite, auf- und abwärts zu durchwandern, oft auch in selbigen lange unterzutauchen, hernach aber zum Athmen wieder auf die Oberfläche zu kommen.

Eigentlich zu reden gehöret der Fischotter nicht unter die Amphibien, die so gut in der freyen Luft, als im Wasser leben können. Seine Bildung ist nicht so beschaffen, daß er lange im letzten Element sich aufzuhalten vermögte [3]. Er muß, beynahe wie alle

de Bomare Dict. Vol. VI. p. 430. *Cours d'Hist. Nat.* Tom. II. p. 208.

2) Alle Zeen des Fischotter hängen vermittelst eines starken Häutchens zusammen, welches an den Hinterfüßen länger ist, als an den Vorderfüßen, weil auch die Zeen der Hinterfüße mehr Ausdehnung in der Länge haben. Die Anzal der Zeen beläuft sich an jedem Fuß auf fünfe. Die sämmtliche Zeen der Vorderfüße und die große Zee der Hinterfüße haben kleine krumme Klauen; die an den vier übrigen Zeen der Hinterfüße sind am breitesten. (Daubenton). M. . .

3) Der Körper des Fischotters ist eben so lang und so dick, als der Körper des Dachses; aber seine Füße sind noch um ein gutes Theil kürzer. Dieses Thier hat einen platten Kopf, eine sehr breite Schnauze; der untere Kinnbacken ist schmäler, und nicht so lang, als der obere. Der Hals ist kurz und so dick, daß er einen Theil des Kopfs auszumachen

alle übrige Landthiere, nothwendig Athem schöpfen. Wenn sichs daher zuträget, daß er, bey Verfolgung eines Fisches, in eine Fischreuse geräth, so ist es gleich um sein Leben geschehen, und man wird finden, daß er nicht Zeit gehabt, alle Ruthen der Fischreuse zu zerbeissen, und so dem Tode zu entrinnen.

Er hat eben so gebildete, doch in Vergleichung mit seinem Körper größere und stärkere Zähne als der Hausmarder [4]). Wenn es ihm an Fischen, Kreb=

machen scheinet. Der Leib ist sehr länglich, der Schwanz beym Ursprung dick, am Ende zugespitzt. An jeder Seite der Schnautze stehen dicke Barthare, von weisser und brauner Farbe. Am Unterkinnbacken finden sich wieder Hare über den Ecken des Maules, und nahe beym hintersten Augenwinkel. Die grösten dieser Barthare haben beynahe 3 Zoll in der Länge.

Man bemerket übrigens am Fischotter zweyerley Hare, wovon einige dicht und lang, andere so zart und weich, als feine Seide sind, auch am grösten Theil ihrer Länge eine graue weißliche, an der Spitze eine braune Farbe haben. Die längsten Hare sind grauweißlich, auf der Hälfte ihrer Länge, von der Wurzel an, und sehr hellglänzend braun auf der übrigen Länge, bis an die Spitze. S. Daubenton l. c. p. 78, &c. M...

4) Der Fischotter hat sechs Schneidezähne in jedem Kinnbacken, zween Hundszähne und zehn Backenzähne, zusammen also sechs und dreyßig. Die mittlern Schneidezähne sind weit kleiner, als die am Ende stehenden. Obgleich sechs Backenzähne weniger, als

Krebsen, Fröschen, Wasserratten oder anderer Nahrung fehlet, begnügt er sich, zarte Zweige abzufressen, die Rinde der am Wasser stehenden Bäume abzunagen, auch wohl im Frühling junges Gras zu fressen. Vor der Kälte scheuet er sich eben so wenig, als vor der Nässe. Die Ranzzeit des Weibchens ist im Winter [5]), und im März pflegt sie dann ihre Jungen zu bekommen; doch sind mir auch oft im Anfange des Aprill junge Fischotter gebracht worden.

Junge Thiere haben sonst gemeiniglich ein artiges Ansehen. Bey den Fischottern ist es umgekehrt. Ihre Jungen sind häßlicher, als die alten. Ihr unförmlicher Kopf, ihre niedrig sitzende Augen, ihr finsteres Ansehen, ihre verkehrte, seltsame Bewegun-

als beym Hunde vorhanden sind, und nur zween mehr, als beym Dachse; so gleichen sie doch, der Figur nach, mehr den Backenzähnen des Hundes, als des Dachses. Nur der erste Zahn auf jeder Seite des einen Kinnbackens berühret den nicht, welcher im andern Kinnbacken ihm entgegen stehet, wenn das Maul zu ist. Die beyde letzten Zähne des obern Kinnbackens, und die letzten, ohne einen, des untern, sind hier die grösten. (Daubenton)

M...

5) Besonders im Februar, und man kann sie alsdann des Nachts einander pfeifen hören, wie einen Menschen der einen starken, geraden Ton pfeifet. Neun Wochen gehen sie dicke und haben ihre 3—4 Jungen unter den holen Rändern, säugen sie eine Zeit lang, bis diese mit ausgeführet und zum Fischfang abgerichtet werden können. S. Döbel p. 41. M...

gungen, ihre durchaus unedle mißgestaltete Figur, ihr Maschienenmäßiges, unaufhörlich wiederholtes Geschrey, alles scheint ein überaus dummes Thier anzukündigen; mit zunehmendem Alter werden aber diese Geschöpfe dennoch erfinderisch, wenigstens geschickt genug, die Fische mit glücklichstem Erfolge zu bekriegen, die freylich in Ansehung ihrer Naturtriebe und Empfindungen sehr weit unter andern Thieren stehen. Es kostet mir aber viel Ueberwindung zu glauben, daß der Fischotter nicht allein die Naturgaben des Biebers, sondern sogar einige demselben beygelegte Gewohnheiten habe, z. B. anfänglich immer gegen den Strom zu schwimmen, um sich den Rückzug zu erleichtern, und sich, wenn er gesättigt, oder mit Raube beladen ist, bloß vom Strome fortführen lassen zu dürfen [6]), oder eine eigne Wohnung zu bauen, und sich, durch Verfertigung eines Fußbodens wider die Nässe zu sichern, ein grosses Fischmagazin anzulegen, um nie daran Mangel zu leiden, und endlich so gelehrig zu werden oder in dem Grad sich abrichten zu lassen, daß er zum Vortheil seines Herren fischen und ihm seine Beute nach der Küche bringen sollte.

Mir ist sonst nichts bekannt, als daß die Fischottern ihren Bau nicht selbst graben, sondern sich in das erste Loch, welches ihnen vorkömmt, unter die Wurzeln der Pappeln, der Weiden, in die Felsenritzen und sogar in die Balken des Floßholzes verkriechen, auch daselbst ihre Jungen auf einem Lager von Holzspänen und Kräutern, bringen; daß man auf ihrem

6) S. *Gesn.* Hist. Quadr. p. 685 ex *Alberto Bellonio, Scaligero, Olao magno &c.*

ihrem Lager Fischköpfe und Gräten antrift; daß man sie oft ihren Aufenthalt verändern siehet; und daß, nach sechs Wochen oder zween Monathen die Mütter ihre Jungen entweder mit sich herum schleppen oder an mehrerley Orte vertheilen; daß diejenigen, welche ich zahm zu machen gedachte, sich, auch wenn sie noch saugten, und noch nicht stark genug waren, Fische zu käuen, dennoch bemüheten, um sich her zu beissen, aber nach wenigen Tagen zahmer wurden, vielleicht weil sie sich kränklich und schwach fühlten; daß anstatt sich an eine häußliche Zucht gewöhnen zu können, vielmehr alle diejenige in ihrem ersten Alter dahin starben, die bey mir sollten aufgezogen werden; endlich, daß der Fischotter, seiner Natur nach, wild und grausam ist, und wenn er in einen Fischhalter gelangen kann, in selbigem eben so mörderisch, als der Iltis in einem Hünerhause, verfähret, viel mehr Fische, als er verzehren kann, umbringet, und hernach in seinem Rachen eine reiche Beute mit fortschleppet.

Das Har des Fischotter pflegt nicht leicht auszufallen; dennoch ist sein Winterbalg brauner, als der Sommerbalg, und beym Verkauf theurer, als der letzte. Man verfertigt aus demselben sehr gutes Pelzwerk [7]). Man genüßt sein Fleisch zur Fastenzeit,

7) Das vornehmste an dem Fischotter sind, Balg und Hare. Jener giebt schöne Müffe, Strümpfe, Schuhe und Gebräme, die nicht leicht ihren Glanz verlieren, auch von Wasser und Regen so leicht nicht beschädigt werden; aus den Haren aber laßen sich schöne Hüte verfertigen, die für weit besser, als die

zeit, es ist aber in der That von unangenehmem, Fischartigem und schlammichtem Geschmacke [8]).

Sein Bau ist mit einem häßlichen Gestank von faulen Fischen angesteckt, die er nicht alle verzehren konnte, und er selbst von widrigem Geruche. Die Hunde jagen ihn gern, und pflegen ihn auch sehr bald einzuholen, wenn er weit von seinem Lager und vom Wasser entfernt ist. So bald sie aber ihn zu greifen drohen, stellt er sich zur Wehre, beißt entsetzlich, und bisweilen mit solcher heftigen Gewalt und Erbitterung auf die Hunde loß, daß er ihnen die Knochen der Beine zermalmet, und man ihn so gleich tödten muß, wann er soll ablassen [9]). Ob indessen gleich der Bieber nicht unter die starken Thiere zu rechnen ist, so verjagt er dennoch den Fischotter, und verstattet ihm nicht, an den von ihm besuchten Ufern sich blicken zu lassen.

Diese Gattung ist wohl nicht eben zahlreich, aber doch allenthalben in Europa, von Schweden bis

die Kastorhüte, gehalten werden. Wie wohl *Savary* dieses im Dict. de Commerce Tom. II. p. 1195 nicht einräumet. Dem Balg werden auch viel Medizinische Kräfte beygelegt; überhaupt brauchte man sonst vom Fischotter, das Blut, Schmalz, Leber und Gailen. S. *Geoffr.* l. c. p. 161. Merkl. l. c. p. 155. Ludov. l. c. 1666. *Onom. Forest.* I. 808. M...

8) Cf. Pennannt, Geoffroy, Merkl. Ludovici 2c. locc. alleg. M...

9) Von der Art, wie der Fischotter mit Tellereisen, Stangeneisen, Fischotterfallen, Netzen und Hunden zu fangen sey, lese man in der *Onom.* Forest. I. p. 809 — 814.

bis nach Neapolis verbreitet, auch im nördlichen Amerika wieder anzutreffen [10]). Den Griechen war sie recht wohl bekannt [11]), und sie läßt sich wahrscheinlicher Weise in allen gemäßigten Himmelsstrichen, besonders in Wasserreichen Gegenden, finden; denn zu ihrem Aufenthalt schicken sich weder heißer Sandboden, noch trockne Wüsteneyen. Sie entfernt sich eben so weit von Fischleeren, als von oft besuchten Flüssen. Ich zweifle, daß man in sehr heißen Ländern sie antreffen würde.

Der Jiya oder Caregueibeju [12]), welchen man den Brasilischen Fischotter nennet, und auch zu Kayenne [13]) findet, scheinet mit dieser Gattung zwar verwandt, aber doch von ihr unterschieden zu seyn; da hingegen der Nordamerikanische Fischotter in allen Stücken, außer in der Farbe des Balges, gleichet, welcher schwärzer und schöner ist, als der Balg des Schwedischen und Moskovitischen Otter [14]).

10) S. le Voyage *de la Hontan* Tom. II. p. 39. Castors blancs.

11) S. *Aristot.* Hist. Anim. L. VIII. c. 5.

12) *Iiya*, quae et *Cariguaibeju* appellatur à Brasiliensibus. *Marcgrav.* Hist. Brasil. p. 234. *Lutra* Brasil. *Raji* Quadr. p. 189. *Mustela Lutris Linn.* S. N. XII. p. 67. n. 1. Le Loutre du Brasil. v. *Briss* Quadrup. p. 202. n. 2.

Anmerk. Diese Art wird im VII Band I Theil des Hrn. v. Büffon in 4to. p. 176 unter dem Namen, Saricovienne beschrieben. Cf. Ludovici l. c. p. 1666. M...

13 *Lutra nigricans*, caudâ depressâ et glabrâ. *Barrere* Hist. de la France équinoxiale, p. 155.

14) S. Le Voyage *de la Hontan* Tom. I. p. 83. (nicht 84.)

XVIII.

Der Hausmarder. 1)

Die meiste Naturforscher haben die Haus- und Feldmarder für einerley Thiere gehalten. Gesner und Ray 2) schrieben es dem Albert nach, daß beyde sich mit einander paareten. Uns ist aber diese

1) Fr. *Fouine.* Lat. *Martes domestica, Foyna. Gainus. Schismus.* Ital. *Foina, Fouina.*

Martes domestica *Gesn.* Jc. anim. p. 97. 98.

— aliis Foyna. *Raji.* Syn. Anim. Quadr. p. 200.

Mustela fulvo nigricans, gulâ pallidâ. *Martes. Linn.*

Martes saxorum, non fagorum, seu domesticus. *Klein.* Quadr. p. 64.

Mustela pilis in exortu albidis, castaneo colore terminatis vestita, *gutture albo*, *Foyna. Briss* Regn. anim. 246.

A. D. V.

Müllers Linn. Natursf. I. 267. Der Hausmarder, Steinmarder. Cf. Hallens Thiere p. 459. Der Steinmarder. Martes domesticus, Beckm. Naturg. p. 25. Pennants Britt. Thierg. p. m. 33. Tab. VI. Hausmarder, Martes domestica. Engl. The *Martin.* or *Martlet.* Meyers illum. Thiere II B. T. 4. p. 2. Stein- oder Buchmarder. Ridingers Entw. einiger Thiere

Tab: LXI. a/ Hausmarder.



Büff: 4 füss: Thiere. IV Theil. J. D. Philipp geb: Sysang sc

diese von keinem Naturforscher mehr unterstützte Meynung sehr zweifelhaft vorgekommen. Wir glauben vielmehr das Gegentheil, und halten sie für zwo unterschiedene, getrennte Thierarten. Ich kann den Gründen, welche Hr. Daubenton 3) anführet, noch

K 2 sehr

Thiere Tab. 85. Steinmarder. *Loniceri* Kräuterb. Ulm. 1703 fol. p. 621. Buch- Dach- Haus- Steinmarder. *Charleton* Exerc. 20. The Mertrick. *Onom.* p 19. 6. *Marten. Martern Martin's* West Isles. 36. *Gesn.* Quadr. 764. Span. *Fuina. Marta Zebellina.* Holl. *Marter.* Schwed. *Mard.* Dän. *Maar.* Merkl. Thierr. p. 217 n. 2. Dach- oder Dachmarder, Buch- oder Steinmarder *Geoffr.* Mat. med. VIII. p. 167. Martes offic. *Scot.* phys. 1068 *Schwenckf.* Quadr. 119. Dach- Haus- oder Steinmarder, Griech. Σαρθεριον *Aristot.* Πελεαῖον. *Aldrov.* Quadr. 331. *Jonst.* Quadr. 107. Mustela, quæ Martes, quam *Foinum* vel *Foinam* dicimus. Martes nostras saxatilis, *Fuina* tectorum, domorum, s. domestica, guttur album habens. *Mustela* foenaria s. grandior, Martarus. Marturellus, *Nonnull.* Fr. *foinn, fouinne*, Marte domestique, Martre commune. *Kram.* Austr. 311. Steinmarder *Rzac.* Hist. nat. Pol. p. 222. et Auctuar. p. 314. Martes fagina. *Linn.* XII. p. 67. Mustela *Martes gutture albo.* *Brisson* Quadr. 8vo. p. 178. La Fouine *Linn.* Faun. p. 6. n. 15. *Valentin* Amph. Zoot. p. 190. Ludovici l. c. III B. p. 1817. *Onom.* Forest. II. p. 776. von Heppe l. c. p. 214. Döbel l. c. p. 42. *Cours d'Hist. Nat.* II. p. 216 &c. Fouine. *Vallm. de Bom.* Dict. IV. p 532. M...

2) v. *Gesn.* Hist. anim. quadr. p. 76. *Raji* Syn. quadr. p. 200.

3) In seiner Beschreibung des Feldmarders, deutsche Ausg. in 4to. VI. B. I Th. p. 108 &c.

sehr einleuchtende Beyspiele hinzufügen. Wenn der Feldmarder wirklich ein wilder Hausmarder, oder der Hausmarder ein zahmer Feldmarder wären; so müßten sich diese beyden Thiere gegen einander gerade so, wie die wilde zur Hauskatze verhalten. Der Karakter des ersten würde beständig unverändert bleiben, der letzte würde mancherley Abänderungen leiden, wie man dieses an der wilden Katze, die sich immer ähnlich bleibt, und an der Hauskatze, die allerley Farben annehmen kann, sehr deutlich bemerket. Am Hausmarder entdeckt man aber keine Veränderung. Seine spezifische Kennzeichen sind ihm alle besonders eigen, alle nicht minder, als die Merkmale des Feldmarders, beständig. Das wäre schon allein hinlänglich, zu erweisen, daß beyde nicht bloß als Abänderungen zu betrachten sind, deren Unterschied sich auf den Zustand eines häuslichen Aufenthaltes gründet. Außerdem ist es ganz falsch, wenn man den Hausmarder einen zahmen Marder nennet, weil er eben so wenig, als der Fuchs und Iltis, als zahm kann angesehen werden, und sich, wie diese, bloß des Raubes willen, den Häusern zu nähern pfleget, auch mit Menschen eben so wenig Umgang oder Gemeinschaft hat, als andere Thiere, die wir mit dem Beynamen der wilden belegen. Der Hausmarder ist also vom Feldmarder in Ansehung der natürlichen Eigenschaften und seines Temperaments unterschieden, weil der letzte die freyen Oerter fliehet, sich in den dichtesten Wäldern auf den Bäumen aufhält, auch nur in kalten Ländern häufig angetroffen wird; da hingegen der Hausmarder den Wohnungen sich nähert, und so gar in alten Gebäuden, auf Heuböden oder in Mauerklüften seinen Aufenthalt suchet, auch die Gattung selbst in gemäßigten, so gar in warmen

men Ländern, als auf Madagaskar [4]), auf den Maldiven [5]), häufig ausgebreitet, in den kalten Ländern aber gar nicht zu finden ist.

Der Hausmarder zeigt in einer feinen Gesichtsbildung die lebhaftesten Augen, springt mit ungemeiner Leichtigkeit, hat sehr biegsame Gliedmaßen, einen schlanken Körper, und ist sehr schnell in allen seinen Bewegungen. Er hüpft und springet viel mehr, als er gehet. An Mauren, welche nicht glatt beworfen sind, klettert er leicht in die Höhe, schleicht sich in die Taubenschläge und Hünerhäuser, frißt Eyer, Tauben, Hüner u. s. w. richtet unter ihnen bisweilen große Niederlagen an, und versorgt alsdann seine Jungen mit reicher Beute. Zur Abwechselung fängt er auch Mäuse, Ratzen, Maulwürfe, und Vögel auf ihrem Neste.

Wir haben lange Zeit einen solchen Marder gehalten. Er läßt sich zwar gewissermaßen zähmen, aber ohne gesellig zu werden. Von seiner Wildheit bleibt immer so viel übrig, daß er beständig muß an einer Kette liegen. Der unsrige fiel die Katzen an, und verfolgte die Hüner, so bald ihm eine zu nahe kam. Er suchte oft zu entweichen, ob ihm gleich seine Fesseln mitten um den Leib geleget waren. Im Anfang blieb er noch ziemlich in der Nähe, und pflegte nach etlichen Stunden am gehörigen Orte sich wieder einzufinden, ohne doch einige Heiterkeit oder

4) S. Voyages de Jean *Struys.* à Rouen 1719 Tom. I. p. 30.

5) S. Voy. *de François Pyrard* à Par. 1619. Tom. I. p. 132.

Zuneigung für irgend einen Menschen zu äußern. Indessen bediente sich dies Thier eben der Art, wie Hunde und Katzen, sein Fressen zu fordern. Bald hernach blieb er schon länger entfernet, und endlich kam er gar nicht wieder. Damals war er anderthalb Jahr, also vermuthlich eben in dem Alter, wo die Natur anfieng, die Oberhand über den vorigen Zwang zu erhalten.

Er fraß von allem, was man ihm vorlegte; nur keinen Sallat oder Kräuter. Honig war für ihn ein Lieblingsbissen und Hanfsamen behielt vor allen Körnern den Vorzug. Man hat ihn sehr fleißig beym Saufen angetroffen und gesehen, daß er bisweilen zween Tage hintereinander geschlafen, bisweilen aber auch zween bis drey Tage Schlafloß zubrachte. Vor dem Einschlafen hatte er sich in die Rundung zusammen gekrümmet, seinen Kopf untergestochen und mit seinem Schwanz bedecket. In den Stunden der Wachsamkeit war er beständig in so heftiger und ansträngender Bewegung, daß man ihn doch wenn er auch das Federvieh ungestört gelassen, bloß deswegen hätte anbinden müssen, daß er nicht alles, was in der Nähe war, zerbräche.

Wir hatten auch etliche in Schlingen gefangene Hausmarder, die aber nichts von ihrer natürlichen Wildheit ablegten. Sie bemüheten sich, einen jeden der sie anzugreifen strebte, zu beissen, und ließen sich mit nichts, als rohem Fleisch beköstigen.

Die Hausmarder gehen, wie man sagt, so lange dick, als die Katzen. Da man vom Frühling an, bis in den Herbst junge Marder antrift; so müssen sie jährlich, aller Wahrscheinlichkeit nach, wohl mehr als einmal Junge setzen. Die jüngsten pflegen drey oder vier, die alten aber wohl sieben Jungen auf

einmal zu werfen. Gegen die Heckzeit bereiten sie ein bequemes Lager auf einem Heuboden, oder in einer Mauerkluft, welche sie mit Stroh und Kräutern ausfüttern, auch wohl in einem Felsenriß oder Baumstamm, den sie mit Moos auslegen. Sobald sie beunruhiget werden, verlaßen sie gleich die gemachte Einrichtung und suchen ihre Jungen, die sehr bald heranwachsen, anderwärts in Sicherheit zu bringen.

Der Marder, den wir auferzogen hatten, war in Jahresfrist beynahe zu seiner völligen Größe gelanget. Hieraus läßt sich bey diesen Thieren auf ein Alter von acht oder höchstens zehn Jahren schlüßen. Sie haben einen falschen, aber nicht ganz unangenehmen Bisamgeruch an sich. Man findet sowohl an den Haus- und Feldmardern, als an vielen andern Thieren, innwenvig kleine Bläschen, mit einer Materie angefüllet, welche beynahe so riechet, als die wohlriechende Feuchtigkeit einer Zibetkatze [6]. Ihr Fleisch hat etwas von diesem Geruch angenommen, doch läßt sich das Fleisch eines Feldmarders noch wohl genüßen. Das Fleisch des Hausmarders ist schon von schlechterm Geschmack, auch sein Fell von weit geringerem Werthe.

6) An jeder Seite des äussersten Mastdarm Endes liegt, wie Hr. Daubenton saget, ein Eyförmiges Gefäße, dessen gröster Durchmesser vier Linien, der kleinste drey Linien beträget. Jedes dieser Gefäße hat am Rande des Hintern eine ziemlich weite Oeffnung und enthält eine gelbliche, dicke, von einem weissen Häutchen umgebne Materie. Sie hat fast einen Bisamgeruch, welcher sich auch dem Unflathe des Thieres mittheilet. S. die deutsche Ausg. in 4to. IV B. I Th. p. 96. Tab. XIX. f. 1. litt. B. C.

Anhang.
Nach Herrn Daubenton.

Der Hausmarder hat, nach Hr. Daubentons Beschreibnng, einen kleinen Kopf, länglichten Körper, und so kurze Füße, daß er mehr auf der Erde zu kriechen, als zu gehen scheinet, ob gleich alle Bewegungen dieser Thiere mit einer sehr schnellen Fertigkeit geschehen. Vermöge der natürlichen Leibesgestallt, kann ein Marder leicht in Oefnungen hineindringen, die seiner Dicke nicht gemäß zu seyn scheinen. Sein Körper folgt ohne Schwierigkeit allenthalben durch Höhlungen, die seinen Kopf durchlassen. Daher auch einige Naturforscher den Hausmarder und ihm ähnliche Thiere mit einem Wurm vergleichen, um ihre längliche Figur und ihren kriechenden Gang dadurch auszudrucken 7).

Das gemeine Wiesel gehöret unter diese Zahl, und man sollte selbiges nach Proportion für schmächtiger und länger, als den Hausmarder halten, weil es viel kürzeres Har träget, welches ohnstreitig daran Schuld ist, daß man das gemeine Wiesel zum Gegen-

7) In den meisten methodischen Eintheilungen ist das Geschlecht, welches den Haus- und Feldmarder, den Iltis, das wilde und gemeine Wiesel, das Hermelin ꝛc. in sich fasset, genus vermineum genennet worden. Daubenton.

genstande der Vergleichung genommen hat, wenn man den Hausmarder und andere Thiere bezeichnen wollte, deren Körper einerley Verhältniße mit dem Körper des gemeinen Wiesels zeigen. Ihr lateinischer Name hat gleichfalls zur Benennung dieser Thiere gedienet, weil die Wortsammler ihn dem Geschlechte, das alle unter sich begreift, beygeleget haben [8].

Ich würde mich, fährt Hr. Daubenton fort, nach diesem Plane gerichtet und hier das gemeine Wiesel vor dem Hausmarder und übrigen Thieren, deren Bildung mit den gemeinen Wieseln am stärksten übereinstimmet, beschrieben und abgehandelt haben, wenn es nicht besser zu seyn schien, den Anfang mit den grösten Thieren zu machen, weil deßen Theile sämmtlich am deutlichsten zu sehen sind, und in der Folge die bey den kleinern Thieren damit übereinstimmende Theile sich am besten darnach beurtheilen laßen.

Der Kopf des Hausmarders ist auf dem Scheitel platt, und fast wie ein Dreyek gebildet. Das Ende der Schnauze stellet eigentlich die Spitze dieses Dreyeks vor, die Ohren befinden sich an den Enden des Grundes. Die Schnautze ist dünn und spitzig, die Nase geht über die Lefzen. Die Augen sind hervorragend und weit von einander abstehend, die Ohren kurz und rund; der Hals ist nicht lang, aber fast eben so dik, als der Kopf, der Leib selbst nicht viel dicker. Das Thier hat vorn kürzere Füße als hinten, und einen langen Schwanz mit zottichten Haren.

Man sieht am Hausmarder zweyerley Hare; ein weiches, fast wie Flaumfedern, von sehr blasser,

8) Genus mustelinum vermineum.

Aschgrauer oder weißlicher Farbe, und ein längeres, stärkeres, auch dünner stehendes, als das erstere. Auf der halben Länge von der Wurzel an ist es gleichfalls Aschfarbig. Dieser Theil des Hares scheint auch dünner, als der übrige, der einen merklichen Glanz und eine braunschwärzliche Farbe hat, mit einigen röthlichen Flecken, die man aber nur in einem gewissen Gesichtspunkte wahrnimmt.

Weil die braunen Hare nicht in genugsamer Menge vorhanden sind, um die weichen völlig zu decken, so erblickt man ihre weißlichte oder Aschgraue Farbe, die sich mit der braunröthlichen und schwarzen vermischen, so, daß man auf dem grösten Theile des Leibes, graue, braune und rothe Schattirungen, nach den unterschiedenen Stellungen des Thieres, und seinen mannigfaltigen Bewegungen entdecket.

Die vier Füße und der Schwanz sind schwärzlich. Das dichte Har ist am längsten, und beträgt ohngefähr zween Zolle. Brust und Bauch sind nicht so braun, aber Aschgrauer, als der Rücken. Zween braune Streifen erstrecken sich von den Achseln bis an den Schooß; an der Kehle geht ein weißer Fleck über einen Theil des Unterkinnbackens, fast bis an die Ohren, über die untere Fläche des Halses, über das Vordertheil der Brust, und auf jeder Seite über die Vorderfläche der Vorderfüße, bis an die Bewegung des Ellenbogens. In diesem weißen befinden sich kleine braune Flecke, die bey verschiedenen unterschiedlich stehen. Der Umfang der weißen Farbe ist auch mannigfaltiger, als er sonst bey wilden Thieren zu seyn pfleget. Die Länge der längsten Barthare beträgt etwa drey Zolle. Ueber den Ecken des Maules

les befinden sich kürzere Hare, wie auch oben auf dem vordern und unter den hintern Augenwinkeln.

Der Hausmarder hat in jedem Kinnbacken sechs Schneidezähne. Der äußerste auf jeder Seite des Oberkinnbackens ist stärker, als die vier mittelsten, die alle von gleicher Größe sind, und fast wie bey den Hunden, kleine Lappen haben. Die beyden äußersten Zähne des untern Kinnbackens findet man kleiner, als die äußersten des Oberkinnbackens, aber größer, als die beyden mittelsten des untersten Kinnbackens, die etwas rükwärts begogen liegen.

Alle Schneidezähne des untern Kinnbackens scheinen Gabelförmig, weil sich auf der Oberfläche, von vorne nach hinten zu eine Rinne befindet. Ausserdem zählet man vier Hundszähne, an jedem Kinnbacken zweene; die obersten größer, als die untersten. Hunds- und Schneidezähne haben fast eben die Gestalt und Lage, wie bey den Hunden, Katzen u. s. w. Auch die Backenzähne haben in Ansehung ihrer Figur viel Uebereinstimmendes mit den Backenzähnen dieser Thiere, aber nicht in Ansehung der Anzal. Hr. Daubenton fand auf jeder Seite oben fünf, unten sechse, zusammen acht und dreyßig, und wunderte sich, daß Ray nicht mehr als zwey und dreyßig entdeckte. Sie haben alle die größte Gleichheit mit den Zähnen des Hundes, ausser daß der lezte Zahn auf jeder Seite der Kinnbacken des Hundes bey dem Hausmarder fehlet.

XIX.

XIX.

Der Feldmarder. 1)

Dieser Marder ist ein Abkömmling der Nördlichen Länder, und gehöret in dem kältern Himmelsstrich zu Hause, wo er sich in so grosser Anzal findet, daß man sich des Erstaunens über die Menge

1) Fr. *Marte.* Lat. *Martes*, *Marta*, *Marterus*. Ital. *Marta*, *Martura*, *Martaro*, *Martorello*, *Martire*. Span. *Marta*. Deutsch. Feldmarder, Wildmarder. Engl. *Martin*, *Martlet*. Schwed. *Maard*, *Mard*. Pohln. *Kuna*.

Martes sylvestris, Martis altera species nobilior. Gesn. Ic. Quadr. p. 99.

Martes *Raji* Syn. Quadr. p. 200.

Mustela fulvo nigricans, gulâ pallidâ. *Martes Linn*

— Martes *Klein*. Quadr. p. 64.

Mustela pilis in exortu ex cinereo albidis, castaneo colore terminatis vestita, *gutture flavo*. *Brisson*. Regn. anim. p. 247. A. D. V.

Der Marder. Müllers Linn. Naturs. I. p. 267. Buschmarder, Waldmarder, Wildmarder, Büchen- und Tannenmarder, nach ihrem gewöhnlichsten Aufenthalt; wegen seines rothgelben Pelzes, der Goldmarder. Hallens Thiere p. 475. n. 4. a. Der Baummarder, Abietum martes. Pennants Britt. Thierg.

Tab. LXI. Das Mart. Hausmarder.



v. Büff. Vierf. Thiere IV. T. Wolff sc.

ge des daselbst verbrauchten und versendeten Marderpelzwerkes unmöglich enthalten kann. In gemäßigten Himmelsgegenden wird er aber nur selten, in warmen Ländern gar nicht angetroffen [2]). Einige finder

Thierg. ill. p. 34. Der Baummarder, Martes abietum Meyers illum. Thiere II B. Tab. V. p. 2. Feld- oder Baummarder. Ridingers Entw. einiger Thiere, V Th. Tab. 86. Der Baummarder; desselb. jagdb. Thiere Tab. 19. Martes abietum *Raji* Quadr. 200. *Lonicerus* l. c. Baum- Feld- Tannen- oder Viehmarder. Engl. *The yellow breasted Martin.* Holl. *Marter.* Merkl. Thierr. p. 218. Baum- Feld- oder Wildmarder. *Krameri* Austr. p. 312. Edelmarder der Jäger. *Schwenckf.* Quadr. 110. Baum- Feld- oder Wildmarder. Martes arborea. Σαρθέριον ἄγριον *Aristot.* wird wieder in Buchmarder. Martarus faginus und Tannen- oder Fichtenmarder, Martes abietina getheilet. *Ibid.* p. 111. *Linn.* S. N. XII. p. 67. Mustela *Martes gutture flavo. Briss.* Quadr. 8vo. p. 179. La Marte. Pontopp. Norrw. II. 46. Birken- und Espenmarder. (Erster ist die kleinste, dunkelste und seltenste, letzter die hellste und gröste Art). Ebendess. Dännem. in 4to. p. 161. Leem in s. Nachr. von den Lappen 106 gedenkt einer dreyfachen Art von Finnmarkischen Mardern, die er Stein- Birken- und Kiefermarder nennet. Martes abietina *Rzac.* Hist. Nat. Pol. p. 222. Auctuar. 314. Ludovici Kaufmanslex. 3 B. p. 1817. *Onom.* Forest II. p. 776. Von Heppe p. 114. Döbel l. c. p. 41. *Cours d'Hist. Nat.* II. p. 219 Marte. *Vallm. de Bom.* Dict. Tom. VI. p. 544.

M. . .

2) Aller Wahrscheinlichkeit nach sind wohl die sogenannten Feldmarder des, an das Königreich Kongo gren-

det man in den Burgundischen Waldungen, auch bisweilen in dem grossen Walde zu Fontainebleau[3]). Ueberhaupt aber sind in Frankreich die Feldmarder eine so seltne, als die Hausmarder eine alltägliche Erscheinung. In Engelland[4]), wo es keine beträchtliche Waldungen giebt, weis man gar nichts von den Feld-

grenzenden Landes der Anzios, deren in der Histoire générale des Voy. Tom. V. p. 87. gedacht wird, vielmehr Haus- als Feldmarder gewesen.

A. d. V.

3) In der Onomat. Forestali &c. II. 777 versichert man, sie hielten sich besonders in hohlen Bäumen, der Büchen- Tannen und Fichtenwälder auf, in welchen sie oft so hartnäckig steckten, daß sie bisweilen die Bäume mit sich selbst umfällen ließen, ohne sich zu regen, bis die Noth sie heraus triebe. Am Tage pflegen sie sich auch in wilden Taubennestern, Raubvögel- und Eichhornsnestern zu verbergen.

M...

4) Nach Hr. Pennant l. c. p. 33. 34 müssen sich doch wohl beyde Marderarten in Engelland befinden; denn den Hausmarder hat er wirklich nach dem Leben abgebildet und vom Feldmarder sagt er nur, daß er in Engelland nicht so häufig, als der vorige zu finden sey; man fange sie aber doch in den Grafschaften Merlonath und Kaernavon, wo sie durch die Benennung Bela-goed (Waldmarder) von der andern Gattung oder vom Bela-Graig (Felsenmarder) unterschieden würden. Ob er gleich, fährt Hr. Pennant fort, in Engelland nicht oft vorkömmt; so ist er doch in Schottland die einzige Mardergattung. S. *Sibbaldi* Hist. Scot. P. II. L. III. p. 11.

M...

Feldmardern. Er meidet bewohnte Ländereyen so vorsichtig, als freygelegene Gegenden, hält sich am liebsten in den dicksten Gehölzen, verbirgt sich nicht in Felsen, sondern durchstreift lieber die Waldungen, klettert auf die Bäume, lebt bloß von der Jagd, und vertilgt eine unerhörte Menge Vögel, deren Eyer er nach Ausforschung ihrer Nester, aussauget. Ausserdem fängt er Eichhörnchen große Feld- und Haselmäuse u. s. w. Er vergreift sich sogar, wie der Hausmarder und Iltis am Honig [5].

Nie wird man den Feldmarder auf dem freyen Feld, auf Wiesen oder in Weinbergen antreffen, oder sehen, daß er in die Wohnungen sich einschleiche. So gar in seinem ganzen Betragen, und in der Art, wie man ihn aufjagen muß, ist er vom Hausmarder unterschieden. Ein Hausmarder, der sich von Hunden verfolgt siehet, entwischt, indem er entweder seiner Scheune oder seinem Loche hurtig zueilet. Ein Feldmarder läßt sich erst lange von den Hunden verfolgen, eh er seine Zuflucht auf einem Baum suchet. Er nimmt sich nicht einmal die Mühe, bis auf die Aeste zu klettern, sondern hält sich am Stamme vest, und sieht von da die Hunde vor sich vorbeyjagen.

Die Fehrte die ein Feldmarder in dem Schnee zurücke läßt, scheint von einem grossen Thiere zu seyn, weil er lauter Sätze thut, und immer mit zween Füßen

5) Wenn sie dazu viel Gelegenheit finden, soll ihr Fell durch den häufigen Genuß des Honigs entstellet werden und Flecken bekommen, die man Honigflecken nennet. S. *Onom. Forest.* II. p. 778. M.

Füßen zugleich eine Spur eindrückt. Er ist, obgleich mit einem kleinern Kopfe versehen, doch etwas dicker, als der Hausmarder [7]), hat längere Füße [8]) und folglich mehr Leichtigkeit im Laufen.

Der Feldmarder hat eine gelbe, der Hausmarder eine weiße Kehle. Das Har des ersten ist feiner, dichter und sitzet vest in der Haut. Er bereitet für seine Jungen kein Lager, und sie liegen doch bequemer, als die Nachkommenschaft eines Hausmarders. Man weis von den Eichhörnchen, daß ihre Nester auf den Bäumen mit eben so viel Kunst, als die Vogelnester gebauet werden. Bey herannahender Heckzeit des Feldmarders, klettert ein solches Weibchen zum Lager eines Eichhörnchens, verjagt es aus demselben, erweitert sogleich die Oefnung, bemächtigt sich des Lagers und setzt in diesem seine Jungen. Er bedienet sich auch wohl alter Horste von Ohreulen und Raubvögel oder bequemere Höhlungen alter Bäume, woraus er die Holzbeißer und andere dergleichen Vögel

7) Wenn man die Daubentonischen Beschreibungen des Haus- und Feldmarders in der grössern deutschen Ausgabe mit einander vergleichet; so wird man gewahr, daß, da der Körper des Hausmarders 1 Sch. 4 Zoll 6 Lin. lang, acht Zoll, 4 Linien dick ist, die Länge des Kopfes vom Ende der Schnautze bis an das Hinterhaupt 4 Zolle beträget; beym Körper des Feldmarders aber, der 1 Schuh 6 Zoll, 8 Linien lang, 10 Zoll und 4 Linien dick ist, eben diese Länge des Kopfes nur 3 Zolle 10 Linien ausmachet. A. D. V.

8) S. Eben daselbst, Hr. Daubentons Vergleichung der Länge der Füße. A. D. V.

gel vertrieben. Er hecket im Frühjahr, und auf einmal nicht leicht mehr, als zween oder drey Jungen, die zwar blind auf die Welt kommen, aber doch in kurzer Zeit groß werden. Anfänglich bringt er ihnen Vögel und Eyer, bis er sie kann selbst auf die Jagd mit ausführen.

Die Vögel sind mit ihren Feinden genau bekannt. Sie haben ein gewisses Geschrey in ihrer Gewalt, wodurch sie vor dem Marder einander eben so vorsichtig, als vor dem Fuchse warnen. Den Beweiß, daß die Vögel nicht so wohl durch Furcht, als durch Haß zu diesen warnenden Tönen gereitzet werden, findet man darinn, weil sie den Mardern eine ganze Strecke nachfolgen, und ein ähnliches Geschrey beym Anblick aller Fleischfressenden und Raubthiere, der Wölfe z. B. des Fuchses, Feldmarders, der wilden Katze u. s. w. nie aber bey Erblickung eines Hirsches, Rehes, Hasen u. a. m. erregen.

Die Feldmarder sind im nördlichen Amerika nicht minder gemein, als im nördlichen Theile von Europa und Asien. Man kann sie aus Kanada bekommen, auch aus dem ganzen Bezirke der gegen Norden liegenden Amerikanischen Länder, bis an die Hudsonsbay [8]), und aus Asien bis an den nördlichen Theil des Königreiches Tunquin [9]), und des Chinesischen

8) S. Voy. du Capit. *Robert Lade*, traduit par l'Abbé *Prevôt* Par. 1744. Tom. II. 227. A. d. V.

9) S. Les Voyages de *Tavernier*. Rouen. 1713 T. IV. p. 182. Hist. générale des Voyages par Mr. l'Abbé *Prevôt*. Tom. VII p. 117.

tischen Kayserthums [10]) erhalten. Man darf diesen aber nicht mit dem Zobelmarder verwechseln, einem ganz andern Thier, mit einem Pelzwerk von ungleich höherm Werthe. Der Zobel hat ein schwarzes, der Feldmarder ein blasbraun und gelbliches Har. Das Kostbarste seines Pelzes ist eigentlich der braunste Theil seines Felles, der sich längs dem Rücken bis an das Ende des Schwanzes erstrecket.

10) S. Hist. génér. des Voyages. Tom. VI. 562.



Anhang

Anhang
nach Herrn Daubenton.

Der Feldmarder unterscheidet sich vom Hausmarder hauptsächlich durch die Farben des Hares; daher die Lateiner auch beyde Martes genennet haben. Als man anfieng, ihnen verschiedene Namen zu geben, bezeichnete man durch ihre Benennung zugleich die Oerter, wo sie sich aufzuhalten pflegen. Weil nun der Feldmarder wilder, als der Hausmarder, und nur hauptsächlich in Wäldern anzutreffen ist; so glaubte man, daß er in Tannenwäldern bliebe, und nannte ihn deswegen den wilden oder Tannenmarder [11]). In so fern hingegen der Hausmarder bewohnte Plätze besuchet, sich in Felslöcher verkriechet, zuweilen aber auch in die nahen Wälder begiebet; so behauptete man, daß er die Buchwälder vorzöge, und gab ihm daher die Benen-

11) Martes abietum *Raj.* Diese Abart muß im Nördlichen Amerika ungemein häufig seyn. Im Jahr 1743 verkaufte die Handlungsgesellschaft 12370 der besten und 2360 der schlechtesten, insgesammt aus der Hudsonsbay gebrachte Felle. Um eben die Zeit brachten die Franzosen aus Kanada 30325 Marderfelle nach Rochelle. S. Britt. Thierg. l. c. und Beckm. phys. ökonom. Biblioth. I B. p. 186. it. *Dobb's* Account of. Hudson'sbay p. 200.

nennung des zahmen oder Buchmarders 12). Die Büche hieß in der alten Französischen Sprache Fau; Es ist also wahrscheinlich, daß die Wörter Foïne, Fouine von Fau sind hergeleitet worden. Indessen haben die Namen keinen besondern Einfluß in die Natur der Dinge, und fast alle Folgerungen, die man aus ihrer Bedeutung ziehen könnte, würden oft Irrthümer verursachen, wenn man sich überreden wollte, sie wären allezeit auf gute Ursachen gegründet. Hier sehen wir davon ein deutliches Beyspiel. Denn man trift so wohl Haus- als Feldmarder in allerhand Wäldern, so gar in solchen an, wo so wenig Tannen als Buchen stehen 13).

Viele Schriftsteller haben vorgegeben, daß der Feld- und Hausmarder von unterschiedener Gattung wären, ohne zur Unterstützung ihrer Meynung eine Ursach anzugeben; andere haben sie für einerley Gattung gehalten und geglaubt, beyde Gattungen beliefen sich mit einander. Das letzte hat schon Herr von Büffon widerleget, und Hr. Daubenton ist mit Recht

12) Martes Fagorum.

13) Hr. Leem in seiner Nachr. von den Lappen in Finnmarken p. 160 nennet ebenfalls die Marderarten hauptsächlich nach ihrem Aufenthalt, welches ihn verleitet, in Finnmarken dreyerley Marder, den Steinmarder, welcher sich zwischen den Felsen, den Birkenmarder, der sich in den Birkenwäldern, und Kiefermarder, der sich unter den Kiefern aufhält, anzugeben. Uns scheint indessen der äussere von der Farbe ihrer Kehle hergenommene Unterschied am sichersten, und ihre Eintheilung darnach in zwo Hauptarten, am gründlichsten zu seyn. M..

Recht eben der Meynung. Die Blendlinge, saget er, oder wenigstens einige von ihnen, würden die gelb gefärbte Kehle des Feldmarders und die weiße des Hausmarders haben; denn eines der vornehmsten Merkmale, wodurch diese Thiere sich von einander unterscheiden, ist des Feldmarders gelbe, des Hausmarders weiße Kehle. Auch die am Feldmarder schönere Streifen der Harfarbe, imgleichen der geringere Glanz des Hausmarders, würden bey den Blendlingen eine Veränderung leiden. Es würden einige zum Vorschein kommen, die nicht so schönes Har, als der Feldmarder, und schöneres, als der Hausmarder hätten. Die Blendlinge würden sich bald vermehren und sich mit den ächten Raßen der Feld- und Hausmarder vermischen, hierdurch aber die unterscheidenden Kennzeichen dieser beyden Raßen allmählich nach unterschiedenen Erzeugungen verschwinden oder schon längst verschwunden seyn, wenn die Feld- und Hausmarder sich wirklich mit einander beliefen.

Durch diese Betrachtungen sind Hr. von Büffon und Hr. Daubenton bewogen worden, Feld- und Hausmarder, jeden besonders zu beschreiben; obgleich beyde, sowohl in Ansehung der äußern Leibesgestalt, als Bildung der innern Theile, sich unter einander so vollkommen gleichen, daß nichts, als die Farben des Hares, ihren Unterschied auszumachen scheinen.

In Kanada finden sich einige Thiere, welche die Reisebeschreiber oft mit den Stinkthieren verwechselt haben. Eines wird von ihnen Pekan, das andere Wison genennet. Das erste hält Hr. von Büf-

son [14]) für eine bloße Abänderung des Feldmarders (Marte), das andere, oder den Wison für eine Abart des Haus- oder Buchmarders (Fouine) [15]), und glaubet, auch das von Sagar Theodat [16]) unter dem Namen Ottay angeführte Thier sey nichts anders, als der von andern so genannte Wison.

Von den Feldmardern erzählet man, wenn sie einen großen Vogel, der ihnen zu stark ist, als einen Auerhahn, Birkhuhn, oder Fasan, als einen Raub erwischen, daß der Marder dann, wenn der Vogel davon flieget, auf seinem Rücken bliebe, und ihn so lange mit seinem Gebiß quäle, bis er mit ihm zur Erden fiele [17]). Trift er einen schlafenden Adler auf einem Baum an, so schleicht er sich, wie man versichern will [18]), heran, setzt sich auf seinen Rücken, und greifet mit seinen Klauen so vest ein, daß der davon fliegende Adler ihn mitnehmen, und sich von ihm so lange muß kratzen und beißen lassen, bis er nicht mehr fähig ist, sich in der Luft zu halten, sondern herunter fallen, und so nicht allein sich selbst, sondern gemeiniglich auch seinem Feinde den Tod verursachen muß.

So wohl die Haus- als Feldmarder pflegen in der Brunst einander zu beißen und so stark zu schreyen, daß man es bey der Nacht weit hören kann. Junge Feldmarder, bey Milch, besonders in Gesellschaft mit

14) S. Hamb. Ausg. in 4to VII Th. 2. Band p. 169. T. XLII.
15) Ebend. Tab. XLIII.
16) Voy. au pays des Hurons p. 308.
17) S. *Oecon. Forest.* II. p. 778.
18) Mannigf. II Jahrg. p. 171.

mit jungen Hunden erzogen, pflegen gern zu spielen; sie werden auch im Spielen so leicht nicht böse gemacht. Nur wenn sie fressen oder schlafen, muß man sie zufrieden lassen. Wenn sie das Federvieh oder die Vögel der Eyer in ihren Nestern berauben, so wird man sie keines zerbrechen sehen, vielmehr beissen sie ein kleines Loch hinein, wodurch sie alles, was darinn enthalten ist, auszusaugen vermögend sind.

Des Schadens wegen, den sie lebend anrichten und um des Vortheils willen, den man von ihrem Fell erwartet, hat man diesen Thieren von je her stark nachgestellet. Man schiesset sie nicht, um ihres Balges zu schonen; sie werden aber häufig in Schwanenhalseisen, Fuchseisen, Tellereisen, Schlagbäumen oder Fallen gefangen, auch wohl bey frischem Schnee mit dem Garne berücket. Von der Art, wie es geschieht, kann man sich im Döbel am a. O. oder in der *Onom. Forest.* II. p. 781 — 783 belehren [19]). Indessen wird sich ein Marder nie sogleich das erstemal durch die aufgestellte Falle berücken lassen. Erst pflegt er seine Losung dabey zu legen. Findet er diese den andern Abend wieder; so wird er schon dreister. Versieht man es aber, und wird sie weggestoßen oder auch nur verschoben; so wird man, auf seinen Fang lange vergeblich lauern müssen [20]). Es scheint fast, als ob jedes Thier zu seiner nöthigen Erhaltung mit einem gewissen Grad von Vorsicht vom Schöpfer beschenket worden.

19) Eine sichere Art, diese Thiere mit dem Eisen zu fangen, wird im Wittenb. Wochenbl. 71. p. 333 ꝛc. beschrieben.

20 S. Berl. Samml. VIII B. p. 36.

Was wir an den Mardern besonders nutzen, sind hauptsächlich die Felle, die gefärbt und natürlich ein schätzbares Rauchwerk abgeben, und welche die Kürschner häufig verarbeiten. In Deutschland hält man die Felle der Baummarder beynahe für eben so edel, als in Moskau die Zobelfelle. Die allerbesten kommen aus Kanada, Biskaja, Preußen, Schweden und Rußland. Auf dem Gebirge um Zobelberg in Mittelkrain herum, besonders aber in Natolien giebt es überaus viel schöne Marder, deren Felle man den Zobeln gleich schätzet.

Uebrigens meldet Geoffroy [21]) von diesem Thiere, sein Fleisch könne zwar, aber es pflege nicht gegessen zu werden. Doch habe man die Losung, ihres starken Bisamgeruchs wegen, sonst unter wohlriechende Pulver genommen. Sie soll auch verhärtete Drüsen erweichen und stockende Säfte zertheilen; das thun aber auch appetitlichere Sachen. Der Galle hat man die Kraft beygelegt, Flecken von den Augen zu nehmen, wenn man sie, mit Fenchelwasser vermischt, auf das Auge leget.

M. . .

21) Mat. med. VIII. 170.

XX.

Tab. LXIII. Der Iltis



v. Büff. Vierf. Thiere IV. T. Wolff sc.

XX.

Der Iltis. 1)

Der Iltis hat in Ansehung des Temperamentes, Naturels, der Sitten oder Gewohnheiten und sogar der Leibesgestallt, viel Aehnliches mit dem

 Haus-

1) Franz. Le Putois. Lat. Putorius. Ital. Foetta, Puzolo. Deutsch Iltis, Ulk, Buntsing. Engl. *Polecat Fischet.* Pohln. *Vydra, Tchorz.*

Putorius Gesn. Hist. quadr. p. 767. Ic. quadr. p. 99.
— *Raj.* Syn. quadr. p. 199.

Mustela pilis in exortu ex cinereo-albidis, colore nigricante terminatis, vestita, oris circumferentiâ albâ. *Putorius. Briss.* Regn. anim. p. 249.

Mustela flavescente nigricans, ore albo, collari flavescente. *Linn.* A. D. V.

Der Iltis. Stinkthier. Mustela foetida. Hallens Thiere p. 456. S. Müllers Linn. Natursf. I. B. p. 269. Im Span. *Putoro*, im Savoyardischen *Paillet*, im Holländischen *Bontsem*, im Schwed. *Iller*, im Dän. *Ilder*, in der Pikardie *Catharet*. Auf dem Lande nennen ihn die Franzosen *Punaisot*, von den Wanzen ähn-

Hausmarder. Er nähert sich, wie dieser, bewohnten Plätzen, besteigt gern die Dächer, hält sich auf Heuböden und an solchen Oertern auf, die wenig besuchet werden. Von da pflegt er dann bloß des Nachts auf Raub auszugehen. Er schleicht sich unvermerkt in die Hünerhöfe, erklettert hier die Hünerställe und Taubenschläge, und verursachet allda mit viel

ähnlichen Gestanke. Meyers illum. Thiere II Th. Tab. 6. p. 2. Pennants Britt. Thierg. p. 32. Tab. V. Der Iltis. Teufelskind, stinkende Wiesel. Ridingers Entw. einiger Thiere V Th. T. 87. Ebendess. jagdbare Thiere Tab. 20. Merkl. Thierr. p. 218. n. 3. und 223. *Lemery* Mater. Lex. p. 929. Putorius oder Ichtis. Fr. Putoric, von Putore Gestank und Ἰχθὺς Fisch, weil er davon ein großer Liebhaber seyn soll. Jablonsky's Lex. I. p. 656. Eltis, Elbthier, Stinkwiesel, Stänker. Ludov. Kaufm. Lexik. III. p. 603. Iltis. Ellkatze. *Onom. Forest.* II. p. 417 ꝛc. Iltis. Illing. Ratz. (Beyde scheinen, unter dem Namen Iltis, das Frettwiesel (Mustela furo) zu beschreiben. Neue Mannigfalt. I Jahrg. p. 817 — 823 fig. p. 824. Döbels Jägerpr. I. p. 42. v. Heppe's wohlred. Jäger p. 185. Pontopp. Dänn. 4to. p. 162. Beckm. Nat. Gesch. p. 25. *Mustela Putorius*, pedibus fissis, corpore flavo-nigricante, ore auriculisque albis. *Linn.* S. N. XII. p. 67 n. 7. *Ejusd.* Faun. p. 6. n. 16. Ed I. n. 8. Putorius *Gesner.* It. *Aldrov.* Quadr. p. 330. *Jonst.* Quadr. T. 64. *Merren* Pin. p. 163. *Klein.* Quadr. p. 63. *Charl.* exerc. p. 20. Onomast. p. 19. *Rzac.* Hist. Nat. Pol. p. 236. *Ejusd.* Auctuar. p. 329. *Krameri* Austr. p. 312. *Briss.* Quadr. p. 180. n. 10. Putorius, le Putois. *Valm. de Bomare Dict.* Vol. IX p. 382. *Dict. des Anim.* Tom. III. p. 626. *Cours d'Hist. Nat.* Vol. II. p. 222.

M. . .

viel weniger Geräusch, weit größern Schaden, als der Hausmarder. Wenn er dem Federvieh, das er antrift, entweder den Kopf abgebissen oder zerknirschet hat, so trägt er ein Stück nach dem andern fort, um sich davon ein reichliches Nahrungsmagazin anzulegen. Kann er sie, wie es oft geschiehet, nicht ganz fortschleppen, weil das Loch zu eng ist, wodurch er hinein geschliefet, so frißt er ihnen das Gehirn aus, und behilft sich bloß mit den Köpfen seiner gemachten Beute [2]).

Honig ist für den Iltis eine große Leckerspeise. Im Winter überfällt er die Bienenstöcke und vertreibt aus denselben gewaltsam die rechtmäßigen Bewohner. Er verläßt nicht gern und nur selten die bewohnten Oerter. Im Frühling werden die Weibchen läufisch [3]). Die Männchen schlagen sich auf den Dächern herum, sich die Weibchen streitig zu machen. Nach der Begattung verlassen sie dieselben, um sich im Sommer auf dem Land oder in den Wäldern aufzuhalten. Das Weibchen hingegen erwartet die Heckzeit in ihrer Scheune, und ist erst in der Mitte oder auch wohl gegen das Ende des Sommers darauf bedacht, ihre Jungen mit sich wegzuführen. Ein Wurf bestehet aus drey oder vier, bisweilen auch aus fünf Jungen, welche von der Mutter nicht lange gesäuget, sondern bey guter Zeit ans Blut- und Eyeraussaugen gewöhnet werden.

In

2) Doch pflegt er den Körpern vorher das Blut auszusaugen. *Onom. Forest.* II. 419. M. . .

3) Gemeiniglich fällt ihre Brunst in den Februar. Sie tragen volle 9 Wochen und haben im Aprill Junge, die man, wegen ihres Gestankes, leicht entdecken kann. *Ibid.* M. . .

In der Stadt verschaffen sie sich durch Raub, auf dem Lande durch die Jagd ihren Unterhalt. Sie leben den Sommer über am Tage in den Kaninchenhöhlen, in Felsenritzen und hohlen Baumstämmen, welche sie gemeiniglich nur des Nachts verlassen, und alsdann in den Feldern und Wäldern herumschwärmen, die Rebhüner: Lerchen- und Wachtelnester aufzusuchen, oder andere Vogelnester auf erkletterten Bäumen auszuplündern 4). Ratzen, Maulwürfe und Feldmäuse werden von ihnen sorgfältig ausgespüret, die Kaninchen aber beständig von ihnen verfolget. Sie können diesen wachsamen Feinden desto weniger entwischen, weil es den Iltissen ein Leichtes ist, sie so gar in ihren unterirrdischen Wohnungen zu bekriegen. Eine einzige Zucht von Iltissen ist vermögend, einen ganzen Kaninichengarten zu zerstören. Das wär allerdings das einfacheste Mittel, die Menge der Kaninchen in Gegenden, wo sie zu stark sich vermehren, ohne Beschwerde zu vermindern.

Der Iltis ist etwas kleiner, als der Hausmarder 5), auch mit einem kürzern Schwanz, spitzigerer

4) In den Fasanengärten haben sie oft schon großen Schaden angerichtet. Hr. Klein erzählet l. c. daß ihm ein Iltis in Einer Nacht alle Fasanen, deren er eine zahlreiche Menge besessen, erwürgt habe. So gar Frösche, Fische, Gartenschnecken, Heuschrecken sind, wo sie nur etwas dieser Art ertappen können, gelegentlich ihre Beute. S. N. Mannigf. l. c. p. 822 und *Onomat. Forest.* II. p. 418.

M. . .

5) Der Iltis hat auf jeder Seite der Kinnbacken, einen

rer Schnauze, dickerm und schwärzerm Har versehen, an der Stirn, an den Seiten der Nase, und um die Kehle mit weißen Haren gezieret [6]). Er läßt sich durch

einen Zahn weniger, als der Hausmarder, also in allem 34 Zähne; sechs Schneide- und zween Hundszähne in jedem Kinnbacken, vier Backenzähne auf jeder Seite des obern und fünf auf jeder Seite des untern Kinnbackens. Uebrigens gleichen alle diese Zähne, nach ihrer Figur und Stellung, vollkommen den Zähnen des Hausmarders. M...

6) Durch die Farben des Hares läßt er sich am leichtesten vom Haus- und Feldmarder unterscheiden. Der Umkreis des Maules, die Seiten der Nase, die Stirn, die Schläfe, der zwischen dem Ohr und der Ecke des Mauls befindliche Theil, der Rand an der innern Fläche der Ohren sind weiß, der ganze übrige Körper hat eine fahle oder schwärzliche Farbe. Die Nase, der Umkreis der Augen, der Untertheil des Halses, der Vordertheil der Brust, die Schultern, alle vier Beine, die Spitze des Schwanzes sind schwarz, der Hintertheil der Brust, der Bauch, der Untertheil der Seiten am Leibe haben eine bald mehr bald weniger dunkelfahle Farbe, die auf dem größten Theil des Bauches weißlich aussiehet. Mitten auf dem Bauche findet sich, der Länge nach, ein schwärzlicher Streif, der sich bis an die Gegend der Vorhautsmündung erstrecket. Die obere Fläche des Thieres von der Stirn bis fast an die Spitze des Schwanzes, imgleichen der obere Theil der Seiten des Leibes haben eine schwarze, mit fahl vermengte Farbe.

Der Iltis besitzt, gleich dem Haus- und Feldmarder, zweyerley Hare, wovon einige dicker, glänzender

durch die Stimme vom Hausmarder unterscheiden; denn dieser macht ein durchdringendes, helltönendes Geschrey, das beym Iltis viel tiefer und schwächer tönet. Beyde haben, gleich dem Feldmarder und Eichhörnchen, ein groblautendes, erzürntes Murmeln an sich, welches man von ihnen oft höret, so bald sie gereitzet werden. Der Iltis gleichet auch dem Hausmarder nicht am Geruche; denn bey diesem ist er angenehm, beym Iltis aber dermaßen stinkend, daß man ihn deshalb von je her das Stinkthier genennet, und ihn von den Mardern durch diese Benennung unterschieden. Den unerträglichsten Geruch, der sich weit umher verbreitet, pflegt er besonders dann auszudünsten, wenn er sich erhitzt oder von andern erbittert gemacht wird.

Die Hunde verachten sein Fleisch, und sein an sich recht gutes Fell steht in keinem sonderlichen Werthe; denn es pflegt seinen natürlichen Geruch nie ganz zu verlieren. Dieser Geruch kömmt aus zwey neben dem After befindlichen Bläschen, die beständig eine klebrichte Materie durchseihen, deren Geruch beym Iltis, dem wilden und gemeinen Wiesel, dem Dachs u. s. w. viel Widriges 7), bey der Zibet-

zender und länger sind, als die andern. Die längsten stehen auf dem Rücken und am Schwanze. Die Barthare sind von eben der Länge. (Daubenton) M..

7) Um dieser widrigen Eigenschaft willen können auch die Iltisse den Geruch ihrer eignen Losung kaum ertragen, und pflegen sich daher allezeit, um sich dessen zu entledigen, weit von ihrem Aufenthalte zu entfernen. S. Müllers Linn. Nat. Syst. I. 271. Neue Mannigf. l. c. M..

Zibetkatze hingegen, beym Haus- und Feldmarder u. s. w. als eine Art wohlriechenden Räucherwerkes, viel Angenehmes hat.

Es scheint, als ob der Iltis hauptsächlich in gemäßigten Ländern zu Hause gehörte. In den Nordländern findet man sie wenig oder gar nicht; auch in den Südländern kommen sie seltner vor, als der Hausmarder. Der Amerikanische Stänker ist ein ganz anderes Thier. Die Gattung der Iltisse scheint sich in Europa hauptsächlich, von Italien bis nach Pohlen, und nicht weiter, auszubreiten. Es ist ausser Zweifel, daß diese Thiere die Kälte scheuen, weil sie gegen die kalte Jahreszeit ihre Zuflucht in die Häuser nehmen, um den Winter da zu durchleben, und weil man ihre Fehrte nie, weder im Walde, noch in weit entlegenen Feldern, auf dem Schnee antrift. Vielleicht ist ihnen allzu große Hitze nicht minder unerträglich, weil man in den südlichen Ländern diese Thiere vergeblich suchen würde [8]).

8) Der Schade, welchen der Iltis thut, ist allerdings viel beträchtlicher, als der Nutzen, den man von seinem Felle sich zu versprechen hat. Inzwischen halten doch einige das Fleisch dieser Thiere für eßbar, und sagen, daß es wie Schwarzwildprett schmecke. Das Fell wird so zugerichtet, daß man es, wie anderer Pelzwerk, zu Palatinen und Kleiderfutter gebrauchen kann. Außerdem werden auch die Hare zu Malerpinseln, das gepülverte Blut, als ein Schweißtreibendes Mittel, das Fett wider Nierenweh. Steinschmerzen und Gicht, (S. Müller l. c.) ihr Fleisch aber äusserlich, als ein zertheilendes Mittel empfoh-

empfohlen (S. Lemery l. c. und Neue Mannigf. l. c. p. 823.)

Um diese Feinde unsers Hausgefieders wegzufangen, pflegt man ihnen Fallen zu legen und sie mit Eingeweiden zu ködern. (S. Hannov. Mag. 66. Berl. Mag. III. p. 429.) Das Wetzen der Messer auf Steinen können sie nicht ertragen. Sie werden dadurch erbittert und aus ihren Schlupfwinkeln hervorgelocket. Man tödtet sie hernach mit willkührlichen Waffen. (S. Berl. Samml. II. 400 ꝛc.) Sonst kann von dem Iltisfang durch Fallen und Garn besonders die *Onom. Forest.* II. p. 419 — 422 nachgelesen werden. M. . .

Tab: LXIV. Das Wilde Wiesel.



Büff: 4 füss: Thiere. IV Theil.

XXI.

Das wilde Wiesel [1]).

Einige Schriftsteller waren ungewiß, ob sie den Iltis und das wilde Wiesel für Thiere von unter:

1) Das wilde Wiesel. Fr. *Furet.* Lat. *Viverra, Furo, Furunculus.* Span. *Huran,* Furam. Deutsch Frett, Frettel, Furette. Engl. *Ferret.* Pohlnisch *Laska, Lasika, Lesna.* Griech. Ἴκτις, Κτίς.

Viverra, Furo, Ictis, *Gesn.* Hist. Quadr. 762. *Ejusd.* Icon. anim. p. 101.

Mustela sylvestris, *Viverra* dicta. *Raji* Syn. quadr. p. 198.

— *Viverra* dicta. *Klein.* Quadr. p. 63.

— pilis subflavis longioribus, castaneo colore terminatis vestita, *Viverra mas.* Item.

— pilis ex albeo subflavis vestita. *Viverra femina. Brisson.* Regn. anim. p. 244. A. d. Verf.

Müllers Linn. Naturs. I. B. p 271. n. 8. Kaninchenwiesel. Hallens Thierr. p 456. n. 1. Frett oder Kaninchenjäger. Merkl. Thiere. p 217. n. 3. Frett, Furett, Frettele. *Onomat* forest. III. 892. Meyers illum. Thiere II. B. p. 7. Tab. 22. Das Frettel oder Frettchen. *Ibid.* Tab. 23. Die weiße Wiesel. *Ibid.* Tab. 24.

terschiedener Gattung halten sollten?[2]) Vielleicht gründet sich dieser Zweifel auf die Gleichheit in den Farben der Hare so wohl des Iltisses, als der wilden Wieseln. Der Iltis aber, als ein Bewohner gemäßigter Länder, ist in selbigen eben so wild, als der Hausmarder; da hingegen das ursprünglich aus heißen Ländern kommende Frettchen in Frankreich nur als ein Hausthier fortkömmt.

Man bedienet sich auch zur Kaninchenjagd nicht sowohl des Iltis, als vielmehr des wilden Wiesels, das leichter zahm wird, übrigens aber, gleich dem Iltis, einen starken, sehr widrigen Geruch ausduftet. Von dem wirklichen Unterschied beyder Thierarten überführt uns die Erfahrung am stärksten, daß beyde sich nicht zusammen paaren [3]), auch noch durch

Die rothbraune. Mustela sylvestris. *Aldrov.* Quadr. pag. 325. fig. p. 327. bona. *Jonst.* Quadr. p. 167. Mustela sylv. *Ictis. Rzac.* H. Nat. Pol. p. 235. *Charlet.* Exercit. p. 20. *Ejusd.* Onomast. p. 19. n. 4. Furunculus Sipontino. *Rzac.* *Mustela Furo*, pedibus fissis, oculis rubicundis. *Linn.* S. N. XII. p. 68. Hab. in Africa. Le *Furet* mâle & femelle. *Briss.* quadr. p. 177. n. 3. *Valm. de Bomare* Dict. Vol. IV. p. 616 — 618. *Cours d'Hist. nat.* II. p. 225 — 228. M...

2) v. *Linn. S. Nat.* Mustela flavescente nigricans, ore albo, collari flavescente. *Putorius.* ... *Mustela* sylv. *Viverra* dicta — *an distincta?* & Ed. XII. l. c. *Furo* fortè idem cum *Putorio*, ut Brissono. v. B. u. M.

3) Herr Pennant meldet aber doch l. c. p. 33. die Aufseher der Fasanengärten hätten ihn versichert, daß der Iltis

durch viel andere wesentliche Merkmale, sich von einander auszeichnen. Das Frettchen hat einen gestrecktern, schlankern Körper 4), schmalern Kopf und eine spitzigere Schnauze, als der Iltis, auch in Aufsuchung seines Unterhalts andere Naturtriebe. Die wilde Wieseln muß man, wenigstens in unsern Himmelsstrichen, im Hause versorgen und füttern. Sie

Iltis mit dem Frettwiesel sich begatte, daß auch die Jäger dieses ungemein gern sähen, weil sie dadurch zahme Kaninchenjäger oder Frettwieseln erhielten, die nicht so sehr begierig auf die Kaninchen, folglich desto geschickter wären, sie aus ihren Löchern zu vertreiben; und Herr von Büffons Abbildung des *Furet-Putois* oder Stinkiltisses Tom. VII. Pl. 17 (oder bey uns Tab. 64) scheint sehr das Ansehen einer Bastartart zu haben.

Indessen wird die Paarung des Iltis mit dem Frettwiesel dadurch zuverläßig bestätiget, daß Herr Lewis, der ein zahmes Frettwieselchen im Hause frey herumgehen ließ, an selbigem beobachtete, daß es einige Tage sich entfernt, hernach aber ordentlich wieder eingefunden hatte. Dies Frettchen war trächtig, und warf neun Junge von dunkelbrauner Farbe, die mehr dem Iltis, als dem Frettwiesel ähnlich sahen. Ohnmöglich konnte dies Weibchen von einem Männchen ihrer Gattung trächtig seyn, weil dessen Besitzer kein Männchen hatte, diejenige Frettwieseln aber, die sich in der Nachbarschaft befanden, drey Meilen davon, und genau eingeschlossen waren. M...

4) Herr Daubenton hat an selbigem auch funfzehn, am Iltis, Feld- und Hausmarder aber nur vierzehn Ribben gezählet. Auch im Brustbein des Frettchen ist ein Knochen mehr befindlich. A. d. V.

pflegen ihre Wohnung so wenig in Feldern, als in Gehölzen aufzuschlagen. Diejenigen, welche in den Kaninchenhöhlen, ohne wieder zu kommen, verlohren gehen, haben sich nie auf den Feldern oder im Walde vermehret und müssen vermuthlich im Winter mit ihrem Leben bezahlen.

Das Frettchen leidet auch, gleich andern Hausthieren, viel Abänderungen in Ansehung der Farbe seiner Hare [5]) und wird in warmen Län-

5) Es giebt wilde Wieseln, die, gleich dem Iltis, weiß, schwarz, und mehr oder weniger dunkelfahl sind, und wilde Iltiswieseln, (Furet-Putois) genennet werden. (S. Tab. 64.) die andern (S. Tab. 65.) haben überall eine gelbe, dem Buxbaum ähnliche Farbe. Diese hat weiße Streife, weil die langen, dichtstehenden Hare, zum Theile weiß aussehen, da hingegen die kurzen und weichen durchaus eine gelbe Farbe haben. Wenn man das Thier unter verschiedenen Gesichtspunkten betrachtet, so sind die weiße und gelbe wechselsweise die herrschenden Farben. Die wilde Wieseln, die eine weiß, schwarz und fahl vermengte Farbe haben, gleichen in Ansehung dieser Vermischung dem Iltis vollkommen. Der Umkreis ihres Maules, die Seiten der Nase, die Stirne, sind, wie bey den Iltissen, weiß, der ganze übrige Körper aber schwarz oder fahl. Die Länge der längsten Hare beträgt etwan 1 Zoll, 3 Linien, die Länge der Barthare dritthalb Zolle.

Der Kopf des wilden Wiesels hat außer den oben bestimmten Abweichungen, mehr Aehnlichkeit mit dem Kopfe des Iltis, als des Haus- und Feldmarders, auch wie der Iltis, nur 34 Zähne. Ihre Füße sind, wie an den vorherbeschriebenen Mardern und Iltis, gespalten, und mit weißen Klauen bewafnet.

M...

Tab: LXV. Das Gelbe Wiesel.



Büff: 4 füss: Thiere. IV Theil.

Ländern so häufig [6]), als der Iltis selten, angetroffen.

Das Weibchen dieser Gattung ist merklich kleiner, als das Männchen. So bald sie den Reiz der Brunst empfindet, sucht sie begierig die Gesellschaft des Männchen, und man will bemerkt haben [7]), sie sterbe für Begierde, wenn es ihr an Gelegenheit fehlte, sie zu befriedigen. Daher ist man darauf bedacht, beyde Geschlechte nie von einander zu trennen. Man erziehet sie gemeiniglich in Tonnen oder Kisten, wo man ihnen ein Lager aus Werg bereitet. Sie schlafen fast beständig, ohne davon einen weitern Vortheil zu haben, als daß der Hunger sie, gleich beym Erwachen, quälet. Sie werden ordentlich mit Kleye, Brod, Milch u. s. w. gefüttert. Sie werfen zweymal des Jahres, und pflegen sechs Wochen dicke zu gehen. Einige verzehren ihre Jungen fast in eben dem Augenblick, da sie zur Welt kommen, und in diesem Fall gerathen sie bald wieder in Hitze und sind alsdann fähig, dreymal, gemeiniglich fünf oder sechs, bisweilen auch sieben, acht oder neun Junge zu werfen [8]).

Dies Thier scheint von der Natur selbst zu einem Erbfeinde der Kaninchen bestimmet zu seyn. Man

 darf

6) In der Barbarey siehet man auch wilde Wieseln, und pflegt sie daselbst *Nimso* zu nennen. S. Les Voyages du D. *Shaw*. Amst. 1743. Tom. I. p. 322. A. d. V.

7) S. *Gesner* Hist. anim. quadr. p. 736. A. d. V.

8) Ihre Jungen fangen erst vom drey und dreyßigsten Tag an zu sehen. Müller l. c. p. 272. M.

darf nur einem jungen Frettchen, das noch nie ein Kaninchen gesehen, ein dergleichen Thier, wenn es auch todt ist, vorhalten, gleich fällt es darüber her, ihm einen grimmigen Biß zu versetzen. Die lebendigen fassen sie beym Hals, oder bey der Nase, und wissen ihnen das Blut sehr geschickt auszusaugen. Läßt man das Frettchen in die Kaninchenhöhlen kriechen, so pflegt man es an der Schnautze zu knebeln, damit es diese nicht in ihrem Lager tödten, sondern bloß heraus jagen oder in die bey den Eingang gelegte Schlinge treiben möge. Wenn man dem Frettchen diesen Knebel nicht anleget, ist man in Gefahr, es zu verlieren; denn es schläft ein, sobald es einem Kaninchen das Blut ausgesogen hat, und man ist nicht allemal sicher, durch den im Kaninchenbau gemachten Rauch es gewiß zurück zu bringen, weil oft ein solcher Bau viel Röhren und mit anderm dadurch eine Gemeinschaft, das Frettchen aber Gelegenheit hat, wenn es den Rauch riechet, sich in eine derselben zu verkriechen. Die Kinder bedienen sich des Frettchens, Vogelnester auszunehmen. Da es leicht in die Löcher hohler Bäume und Mauern eindringen kann; so kriecht es willig hinein, die Vögel heraus zu hohlen.

Nach Strabo's Zeugniß hat man das Frettchen aus Afrika nach Spanien gebracht. Mir scheint auch seine Versicherung Grund zu haben, weil Spanien der wahre Geburtsort der Kaninchen oder dasjenige Land ist, wo sie vor Zeiten am häufigsten anzutreffen waren. Es läßt sich daher vermuthen, daß man, um ihre zur Last fallende Menge zu vermindern, die Frettchens eingeführet hat. In der That ist mit ihnen eine vortheilhafte Kaninchenjagd anzustellen.

Durch Iltisse hingegen, wenn man ihre Vermehrung zu dieser Absicht verstatten wollte, hätte man sich von dieser Jagd nicht den geringsten Vortheil zu versprechen, wohl aber zu fürchten, daß die Kaninchen durch sie mehr, als es unsrer Absicht gemäß war, vertilget werden mögten.

Das Frettchen ist allerdings leichtlich zu zähmen, auch zum Abrichten gar nicht ungeschickt, unter allen Umständen aber ein sehr zorniges Thierchen. Es hat beständig einen widrigen Geruch an sich, der allemal desto beschwerlicher fällt, je mehr das Thier sich erhitzet oder gereitzt wird. Es hat lebhafte Augen, ein feuriges Ansehen, in allen Bewegungen eine ganz ungemeine Leichtigkeit, zugleich aber so viel Stärke, daß es über ein Kaninchen, das wenigstens viermal größer ist, mit leichter Mühe triumphiret.

Das Ansehen der Ausleger und Kommentarienschreiber hat meine Zweifel: Ob das Frettchen wirklich *Ictis* der Griechen sey? noch nicht gänzlich heben können.

„Der *Ictis* ist, nach der Beschreibung des Aristoteles, eine Art wilder Wieseln, kleiner als ein „Maltheserhündchen, übrigens aber an Haaren, Gestallt und weisser Farbe des untern Theiles, auch sogar „in der Verschlagenheit seiner Sitten, dem gemeinen „Wiesel völlig ähnlich. Er wird sehr zahm und „stiftet, wegen seiner Begierde nach dem Honig, an „den Bienenstöcken beträchtlichen Schaden. Er überfällt auch die Vögel und ist, wie der Kader, mit einer „knöchernen Ruthe versehen 9).

9) S. *Aristotelis* Hist. anim. L. IX. c. 6.

Hier scheint 1) eine Art von Widerspruch, oder wenigstens ein Mißverständniß in dem Ausdruck zu liegen, daß der *Ictis* eine Art wilder gemeiner Wieseln, aber doch sehr zahm sey, weil das gemeine Wiesel, das unter beyden hier am wenigsten wild ist, gar nicht kann gezähmet werden.

2) Läßt sich das Frettchen, ob es wohl größer, als das gemeine Wiesel ist, doch nicht wohl mit einem kleinen Wachtel- oder Schooßhündchen, von denen es an Größe merklich übertroffen wird, vergleichen.

3) Scheint auch das Frettchen weder die Schlauigkeit eines gemeinen Wiesels, noch sonst etwas Verschlagenes an sich zu haben; und endlich

4) Thut es auch den Bienenstöcken gar keinen Schaden und beweißt nicht die geringste Begierde nach Honig.

Ich habe mir vom Königlichen Jagdinspektor, Herrn Le Roy eine Bestätigung dieses letzten Punktes ausgebeten und von ihm folgende Antwort erhalten: „Herr v. Büffon kann als gewiß annehmen, „daß die Frettchen in der That keine bestimmte Be„gierde nach Honig haben, daß man sie aber, nach „einer kurzen Fastenzeit, leichtlich zum Genuß dessel„ben bewegen könne. Wir haben einige vier Tage „lang mit Brod, welches in Honigwasser eingewei„chet war, gefüttert. Sie haben es auch wirklich, „und in den zween letzten Tagen recht viel davon, ge„fressen. Es ist aber auch gewiß, daß die schwächsten „darunter sichtbar mager dabey wurden.“ Das ist nicht

nicht der erste Fall, wo uns Hr. Le Roy, der mit vielem Verstand einen großen Hang zu den Wissenschaften verbindet, Nachrichten von unterschiedener Wichtigkeit ertheilet, und Gebrauch davon zu machen erlaubet hat.

Ich selbst habe, da es mir an einem Frettchen fehlte, dergleichen Versuch mit einem Hermelin angestellet und ihm lautern Honig zu fressen, zugleich aber Milch zu saufen gegeben. In wenig Tagen war es daran krepiret. Also ist so wenig der Hermelin, als das Frettchen so, wie der Alten *Ictis*, nach Honig begierig. Das bringt mich auf die Vermuthung, daß das Wort *Ictis* vielleicht ein bloßer Geschlechtsname sey, oder, wenn es eine besondre Gattung bezeichnen soll, vielmehr den Hausmarder oder Iltis andeute, weil sie alle beyde sowohl die List eines gemeinen Wiesels, als auch die Art, Bienenstöcke zu besuchen, und eine große Begierde nach Honig, besitzen.

XXII.

Das gemeine Wiesel [1]).

In gemäßigten und warmen Ländern [2]) findet sich das gemeine Wiesel so häufig, als es in kalten Himmelsgegenden sparsam vorkömmt. Vom Hermelin

1) La *Belette*. Griech. γαλῆ, Lat. *Mustela*, Ital. *Donnola*, *Balottula*, *Benula*, Span. *Comadreia*, Deutsch Wiesel, Engl. *Weasel*, *Weesel*, und an einigen Orten Englands *Foumart*.

Mustela, propriè sic dicta *Gesneri* Hist. quadr. p. 752. Ej. Icon. anim. quadr. p. 99.

Mustela vulgaris *Raji*. Syn. quadr. p. 195.

Mustela vulgaris *Klein*. Quadr. p. 62.

Mustela suprà rutila, infrà alba. *Mustela vulgaris*, *Briss.* Regn. anim. p. 242. A. d. V.

Das gemeine Speicherwiesel. Hallens Thiere. I. p. 454. Müllers Linn. Natursyst. I. 274. a. Das gemeine kleine Wiesel. Tab. XIV. f. 5. D. Merkleins Thierr. p. 216. Ridingers jagdb. Thiere, gr. Fol. T. 19. Ebend. Entw. einiger Thiere V. Tab. 89. Pennants Britt. Thiergesch. p. 35. Tab. VII. a. Die Wiesel, in Yorkshire The *Fitchit* or *Foumart*. The Whitred *Sibbald*

Tab. 66. Das gemeine Wiesel.



Büff. 4 füss. Thiere IV Theil. J. G. Schmidt. f.

melin aber, einer zahlreichen Thiergattung Nordischer Länder, ist in gemäßigten Landschaften wenig, und gegen Süden gar keine Spur anzutreffen. Diese Thiere müssen demnach zwo von einander unterschiedene und ganz eigne Gattungen ausmachen. Ihre Verwechselung mit einander und die Muthmaßung, daß es einerley Thiere wären, kam vermuthlich daher, weil unter den gemeinen Wieseln einige sogar bey uns, im Winter, gleich den Hermelinen, weiß werden [3]). Dieser Uebereinstimmnng aber ohngeachtet, finden sich doch an beyden auch Eigenschaften, wodurch sie sich merklich von einander auszeichnen. Das Hermelin, welches den Sommer hindurch ein rothes, im Winter aber ein weisses Fell hat, behält am Schwanz allemal eine schwarze

Spitze,

bald. Scot. II. Portug. *Doninha.* Holl. *Weesel.* Schwed. *Wesla.* Dän. *Väsel.* Pontopp. Dänn. p. 162. Ebend. Norrw. II. p. 48. *Krameri* Austr. p. 312. n. 4. *Loniceri* Kräuter und Thierb. p. 621. *Briss.* Quadr. 8vo. p. 175. n. 1. Mustela vulgaris. La *Belette.* *Aldrov.* Quadr. p. 307. *Jonst.* Quadr. p. 105. Tab. 64. *Charlet.* Exercit. p. 20. *Ejusd.* Onom. p. 19. n. 1. *Rzac.* H. Nat. Pol. pag. 235. Hebräisch *Chuldah.* Chald. *Chulda.* Arab. *Coldah.* Pers. *Gurba.* Pohln. *Kolczawa.* *Mustela Erminea* pedibus fissis, caudæ apice atro. *Linn. S. Nat.* XII. 68. n. 10. α) *Ejusd.* Faun. Suec. p. 6 n. 17. α) In der Barbarey *Fert & Steile.* S. Voyage du D. *Shaw.* Haye 1743. p. 322. *Bomare* Dict. II. p. 20. Belette. *Cathol.* B. p. 152. *Cours d'Hist. nat.* II. p. 229. Ludov. Kaufm. Lex. V. 941. *Onomat.* Forest. III. p. 892—896. Mannigfalt. II. 351. ꝛc. fig p. 361.

M . . .

2) S. *Shaw.* l. cit.

3) Cf. *Onom.* Forest. III. 892. Döbel l. c. p. 43.

M . . .

Spize, die aber beym gemeinen Wiesel, auch sogar bey dem, welches im Winter weiß wird, eine gelbe Farbe zeiget.

Das gemeine Wiesel ist überdies merklich kleiner und mit einem weit kürzern Schwanz, als das Hermelinchen, versehen. Es pflegt sich auch nicht, wie das Hermelin, in wüsten Gegenden und Waldungen aufzuhalten, und bewohnte Pläze nur selten zu verlaßen. Wir selbst haben beyde Gattungen gehalten und es läßt sich kaum vermuthen, daß Thiere aus verschiedenen Himmelsgegenden, von so unterschiedenem Temperament, Naturel und Leibesgröße, sich mit einander vermischen sollten. Zwar giebt es allerdings unter den gemeinen größere und kleinere Wieseln; dieser Unterschied pflegt aber an der ganzen Länge nicht über einen Zoll auszumachen, da hingegen das Hermelin allemal, auch das gröste Wiesel an Länge wenigstens zween Zoll übertrift.

Keines von beyden läßt sich zähmen. Beyde behalten ihre natürliche Wildheit auch in den eisernen Gebauern, in welche man genöthigt ist, sie einzukerkern. Beyde fressen kein Honig und vergreifen sich also auch nicht, wie der Iltis und Hausmarder, an den Bienenstöcken 4). Das Hermelin kann demnach

4) Das scheint, wenigstens vom Wiesel, noch nicht ganz unläugbar zu seyn; denn Herr Prof. Titius in seinem reichhaltigen Wittembergischen Wochenblatt vom Jahr 1773 p. 11. sagt ausdrücklich, daß er im Verzeichniß der Thiere, die bisher als Feinde der Bienen angeführet worden, vielleicht blos deshalb noch das Wiesel

nach auch dasjenige wilde Wiesel nicht seyn, welches Aristoteles *Iktis* nennet, weil er vom *Iktis* behauptet, er werde sehr zahm und sey nach Honig ungemein begierig. So wohl das gemeine Wiesel, als das Hermelin sind niemals zahm zu machen, ihre Wildheit ist vielmehr von so dauerhafter und eigner Art, daß diese Thiere, wenn man sie bemerket, nicht einmal fressen wollen. Sie bleiben unaufhörlich in einer unruhigen Bewegung, suchen sich beständig zu verbergen, und müssen, wenn man sie erhalten will, nothwendig ein Bündel Werg bekommen, sich darein verkriechen zu können. In diesen Bündel schleppen sie alles, was man ihnen anbiethet, fressen gemeiniglich nur des Nachts und laßen das ihnen vorgesetzte frische Fleisch wohl zween bis drey Tage stehen, ehe sie es berühren.

Drey Viertheile des Tages widmen sie dem Schlafe, und jedes in Freyheit lebende Wiesel erwartet die einbrechende Nacht, bevor es ausgeht, Beute zu machen. Kann das gemeine Wiesel ein Hünerhaus beschleichen; so vergreift sichs nie an den Hähnen oder alten Hünern, sondern wählt sich zu seinem Raube besonders die Küchlein, die es mit einem Biß in den Kopf umbringet, und alsdann eines nach dem andern

Wiesel vermisse, weil es bis ietzo niemand auf der That ertappet haben mögte. Er führt aber zugleich unläugbare Beyspiele solcher Honignäschereyen an, die fast keinen Zweifel übrig laßen, daß man Ursach habe, seine Bienenkörbe sorgfältig vor den Wieseln zu hüten. Hiervon wird man sich aus dem angeführten Wochenblatt selbst noch deutlicher überzeugen können. M...

andern fortschleppet. Es zerbricht auch gern die Eyer, die es mit unglaublicher Gierheit aussauget.

Ihr gewöhnlichster Winteraufenthalt ist auf Kornböden und Scheuern. Daselbst verweilen sie auch noch oft im Frühjahr, um ihre Jungen desto bequemer in Heu und Stroh zu hecken. Diese ganze Zeit hindurch bekriegen die Wieseln, mit noch glücklicherm Erfolg, als die Katzen, die Ratten und Mäuse, welche diesen Feinden desto weniger entwischen können, da sie die Geschicklichkeit haben, bis in ihre Löcher einzudringen. Sie besteigen auch die Taubenschläge, fangen Tauben, Sperlinge u. s. w.

Im Sommer entfernen sie sich einigermaßen von den Häusern, besonders an niedrig liegenden Oertern, um die Mühlen, längs den Bächen und Flüssen, verstecken sich im Gebüsche, Vögel zu belauren, und schlagen oft auch ihre Wohnung in einem alten hohlen Weidenbaum auf, um daselbst ihre Jungen auszuhecken, denen sie ein Lager aus Gras, Stroh, Blättern und Werg bereiten. Sie pflegen im Frühjahr bisweilen drey, gemeiniglich vier oder fünf Junge zu setzen [5]). Diese werden, gleich den Jungen der Iltisse, Haus- und Feldmarder, blind gebohren; sie nehmen aber in Kurzem an Wachsthum und Kräften hinlänglich zu, die Mutter auf der Jagd begleiten zu können. Schlangen, Wasserratten, Maulwürfe, Feldratten u. s. w. gehören unter die Gegenstände

5) Man will von diesen Thieren 6—8, ja wohl 9 oder 10 Junge gesehen haben, welche die Mutter zärtlich zu lieben scheint, und im Fall der Noth sehr geschickt von einem Orte zum andern zu tragen weis. S. *Onom. Forest.* III. 392. Döbel l. c. p. 43. M...

stände ihres Raubes. Beym Durchstreifen der Wiesen finden sie oft Gelegenheit, Wachteln mit sammt ihren Eyern zu verzehren [6].

Nie wird man bey diesen Thieren einen gleichförmigen Gang gewahr — lauter ungleiche, kurze, über-

6) Nach der *Onom.* Forest. III. 893. sollen sie besonders den Eyern der Auerhähne, Birkhähne, Fasanen, Rebhühner und anderer Vögel sehr nachtheilig seyn, oft auch die Eyer unter brütenden Hünern wegstehlen. Ihre Verwegenheit erstreckt sich so weit, auch halb gewachsene Hasen anzugehen, welche sie jedesmal im Genikke fangen, und so lange daran hangen bleiben, und fortwürgen, bis der Hase todt zur Erde fällt. (Cf. Hallen l. c. p. 455.) Sie beißen auch wohl das Rindvieh, besonders die Kühe in die Eiter, (Cf. Müllers Nat. Syst. I. 275.) wonach diese stark aufschwellen, durch fleißiges Bestreichen aber mit einem weißen Wieselfell wieder geheilet werden. Der Biß und sogar das Anhauchen der Wieseln soll auch den Pferden schädlich seyn, (Cf. Hallen l. c. p. 455.) welchem man im Fall einer solchen Beschädigung ein Stück eines weißen Wiesels, etwan einen Groschen groß, in Wein einzugeben, und mit einem Wieselfell den Schaden zu streichen pfleget. S. *Onom.* Ebendas. Man giebt ihnen sogar Schuld, sie bohrten in die Gräber, um die Leichen anzufallen. S. Müller l. c. Herr Prof. Leem erzählt l. c. p. 120. daß die Wieseln, wenn man einen Fisch, oder sonst eine Lekkerspeise an einen Knaul Zwirn bindet, ihre Beute davon tragen, den Knaul aber wieder zurück bringen." Er will diese Nachricht, welche mir doch sehr unwahrscheinlich vorkömmt, von Augenzeugen gehöret haben.

M. . .

übereilte Sätze. Wenn sie einen Baum ersteigen wollen, thun sie einen Sprung, der sie auf einmal viele Schuh hoch emporschwinget. Solche Sätze machen sie auch, wenn sie einen Vogel erbeuten wollen.

Auch diese Thiere pflegen sich, wie der Iltis und das wilde Wiesel, durch einen so starken Geruch auszuzeichnen, daß es unmöglich ist, in einem Wohnzimmer sie zu dulden. Dieser Geruch ist im Sommer stärker, als im Winter. Den Gestank eines verfolgten oder gereizten Wiesels, kann man schon in einer großen Entfernung spüren. Sie bewegen sich ohne Geräusch von einem Orte zum andern, und lassen ehe nicht einen Laut von sich hören, bis man sie schläget. Ihr Geschrey besteht in einem scharfen, rauhen Tone, welcher den Laut des Zorns auszudrücken scheinet. Ihr eigner Uebelgeruch macht sie gegen alle Arten des Gestankes gleichgültig. Ein Bauer von meinem Landguthe fieng eines Tages drey neugeworfne gemeine Wieseln in dem Aas eines Wolfes, den man bey den Hinterfüßen an einem Baum aufgehangen hatte. Der Wolf zeigte schon alle Merkmale der äussersten Fäulniß. Dadurch war aber das alte Wiesel nicht abgeschreckt worden, in seinem hohlen Wanste Gras, Stroh, Blätter u. s. w. zu einem Lager für die Jungen zusammen zu tragen.

Anhang

Anhang
nach Herrn Daubenton.

Das gemeine Wiesel ist viel kleiner, als der Haus- und Feldmarder, der Iltis und das wilde Wiesel; in Ansehung der Leibesgestallt aber allen diesen Thieren ähnlich. Es unterscheidet sich von ihnen hauptsächlich durch die Länge und Farbe des Hares. Dieser Unterschied ist am Schwanze, der nur mit sehr kurzen Haren versehen ist, am sichtbarsten.

Die obern und hintern Theile des Körpers und der Füße haben eine hellbraune Farbe mit gelblichen, dünnen Strichen. Am ganzen Untertheil des Leibes, vom Ende des untern Kinnbackens an bis zum Schwanz, an der innwendigen und hintern Fläche der Vorderfüße, imgleichen an der innern und vordern Fläche des Schenkels und Beines, herrscht überall die weisse Farbe. Die Länge des Hares mag ohngefähr 3 Linien betragen.

Es giebt gemeine Wieseln von unterschiedener Größe. Die Länge beträgt vom Ende der Schnautze bis an den Ursprung des Schwanzes, bey manchen sechs nnd einen halben Zoll, bey manchen sieben und einen halben. Vielleicht mag es noch kleinere, vielleicht auch noch größere geben. Viele haben daraus gemuthmaßet, es müsse zweyerley gemeine Wieseln,

kleinere nämlich und von mittlerer Größe, geben. Ohnstreitig wollten sie durch diese Eintheilung das gemeine Wiesel vom Hermelin unterscheiden, welches größer ist und ebenfalls das gemeine Wiesel mit schwarzem Schwanze genennet wird, besonders im Sommer, wo es mit gemeinen Wieseln fast gleiche Farben hat. Indessen kann die Größe dieser Thiere wohl um einen Siebentheil abweichen, ohne sie darum zu Thieren von zweyerley Art zu machen. Man sieht ja in Ansehung der Größe täglich mancherley Abänderungen bey den meisten übrigen Thieren, sogar bey Menschen aus Einem Land und von Einer Familie.

Aus dem Nachtheil, welchen sowohl die wilden, als gemeinen Wieseln zu stiften vermögen, läßt sich leicht urtheilen, daß man zu ihrer Vertilgung alle nöthige Verkehrungen zu machen bemüht gewesen. Man fänget sie theils in Fallen, theils in Schleifen [7]), und brauchte sonst von ihnen, ausser den Bälgen, das frisch aufgefangene Blut, wider die fallende Sucht, die Asche verbrannter Wiesel, das gedörrte Gehirn und die Leber ohne Galle [8]). Die Mexikaner bereiten sich daraus ein schmackhaftes Gerichte [9]).

Seba beschreibt in seinem Thes. Vol. 1. p. 77. T. 48. f. 4. noch ein kleines Javanisches Wiesel, dessen

7) Die Art, wie es am füglichsten geschiehet, ist in der *Onomat. forest.* l. c. p. 894 — 896. beschrieben. Cf. Berl. Samml. VIII. 26. M...

8) S. Ebend. l. c. p. 896. M...

9) S. Müller l. c. M...

dessen Kopf im Sommer dunkelbraun, der Rücken roth, der Bauch gelb, der halbe Schwanz aber von oben schwarz ist. Vielleicht gehört es ebenfalls hieher, weil es im Winter, gleich den nordischen, weiße Hare bekömmt [10]. In Javan heißt es *Koger Angan*. Es vergräbt sich, wie ein Maulwurf, dem es auch nach dem Leben stellt, in die Erde. Die Jäger bedienen sich desselben statt des Frettchens, die Kaninchen aus den Löchern zu vertreiben. Der Leib ist so lang, als am gemeinen Wiesel, nur der Hals etwas kürzer.

10) S. *Linn.* S. N. XII. p. 69. n. 10. Müller l. c. p. 275 Hallen l. c. p. 460. n. 7. *Briss.* Quadr. p. 178. Viverra Javanica. *Le Furet de Java.* M...

XXIII.

Das Hermelin [1].

Das gemeine Wiesel mit schwarzem Schwanze heißt im Französischen *Ermine*, wenn es eine weiße Farbe hat, und *Roselet*, wenn es roth oder gelblich aussiehet. Es kömmt nicht so häufig, als das

1) L'*Hermine*. Le *Roselelet*. Lat. *Hermellanus, Animal Ermineum*. Ital. *Armellino*. Engl. *Ermine, Stoat*. Schwed. *Hermelin, Lekatt*. Pohln. *Gronostay*.

Mustela alba. *Gesn.* Hist. quadr. p. 753. *Icon.* anim. quadr. p. 100.

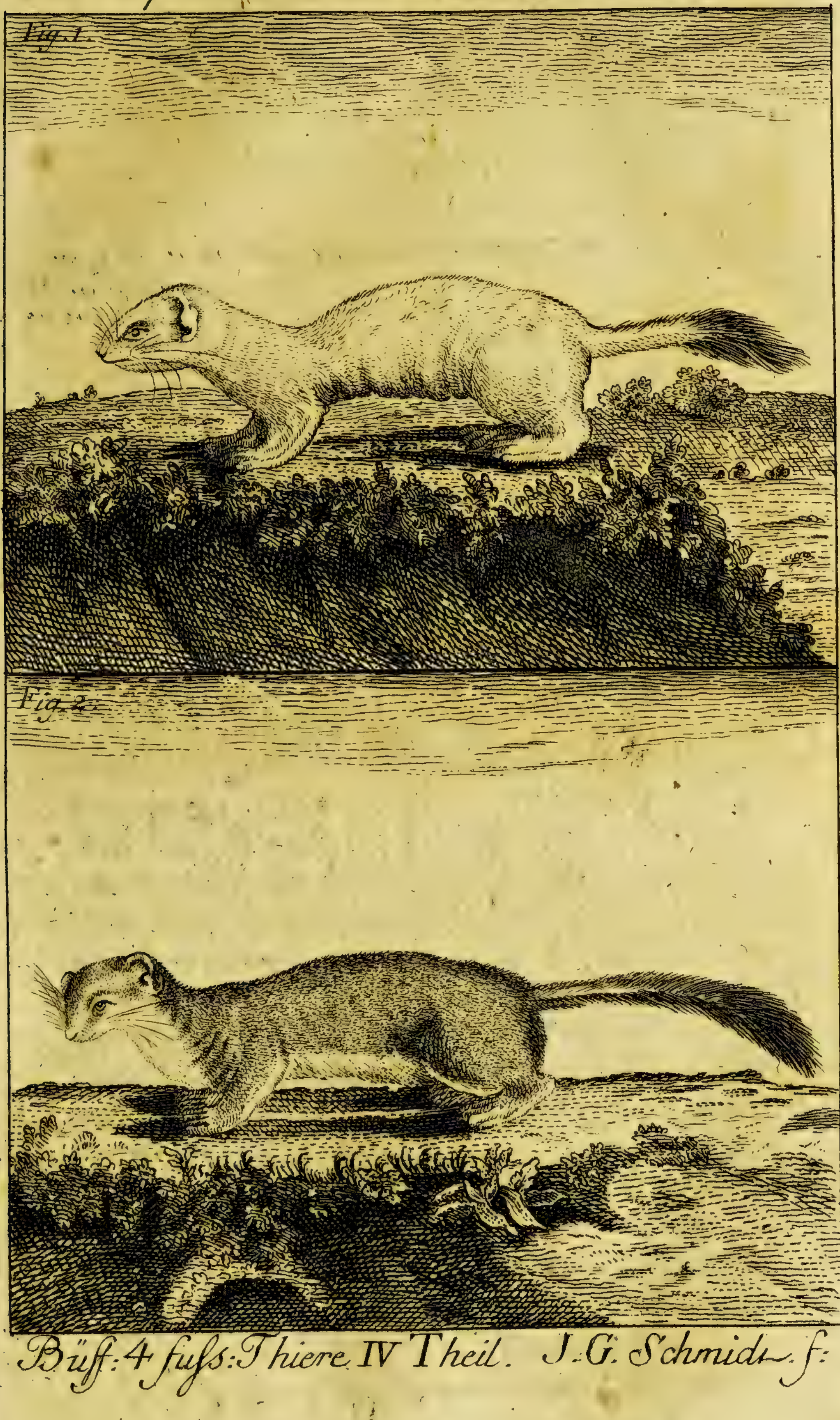
Mustela candida. s. Animal Ermineum recentiorum *Raji* Syn. quadr. p. 198.

Mustela armellina. Klein. Quadr. p. 63.

— hyeme alba, æstate suprà rutila, infrà alba, caudâ apice nigro. *Briss.* Regn. anim. p. 243. A. d. V.

Müllers Linn. Natursf. I. 276. b. der Hermelinwiesel, der Königswiesel, weil dessen Pelze zu Ausfütterung der Mäntel großer Monarchen gebraucht werden. Hallens Thiere p. 455. n. 2. Das Hermelin, weiße Wiesel, Bergwiesel (Gesn. u. Leem) Pontopp. Dänn. 4to. p. 162. Ebend. Norrw. II. p. 48. mit K. Leems Nachr. von den Lappen in Finnmarken, p. 119. Mus hybernus, *Plin.* Royse-Katt oder Felsenkatze der Norrweger.

Tab: 67. Hermelin.



Büff: 4 fufs: Thiere IV Theil. J. G. Schmidt f.

das vorher beschriebene gemeine Wiesel, aber doch auch in ziemlicher Anzal, sonderlich in alten Waldungen, bisweilen zur Winterszeit, in solchen Feldern vor, die mit einem Walde grenzen. Vom gemeinen Wiesel ist es leicht, an der dunkelschwarzen Schwanzspitze, an den weiß eingefaßten und an den unten weißen Pfoten zu erkennen.

Wir haben dem, was schon kurz vorher beym gemeinen Wiesel von diesem Thier erinnert worden, und was Hr. Daubenton in seiner Beschreibung davon saget, wenig mehr beyzufügen. Indessen wollen wir noch anmerken, weil das Hermelin im Winter gemeiniglich die Farbe verändert, daß auch wahrscheinlicher Weise dasjenige, wovon Daubenton re-

 det,

weger. Köhlers neue Reisebeschr. I. 325. Samml. der neuesten Reisebeschr. I. 191. 192. V. 220. Lepechins Reise. I. 175. Cf. Gmelins Reise, II. Th. p. 192. Tab. 23. Das Hermelin im Winterkleid. Pennants Britt. Thierg. p. 35. Tab. VII. b. Das Hermelin. Mannigfalt. II. Jahr p. 172. 188. 352. 358. und 435. c. figg. Meyers Thiere. II. B. Tab. 23. 24. Ludovici Kaufm. Lex. III. 406. Mus Ermineus, Armenius, Ponticus. *Mort.* Northampt 442. Span. *Armino, Armelina.* Portug. *Arminho, Armelinha.* Dän. *Hermelin,* Le *Kat. Charlet.* Onom. 19. n. 2. *Ejusd.* Exerc. p. 20. Hermellanus. *The Ermin, Briss* Quadr. 8vo. p. 176. n. 2. Ermineum. l'Hermine. *Aldrov.* p. 309. 310. bona. *Rzac.* Hist. nat. Pol. p. 235. Auctuar. p. 328. Mustela alpina Junii. *Jonst.* Quadr. p. 105. *Linn.* S. N. XII. p. 68. n. 10. β. Mustela candida, s. Ermineum. *Faun. Suec.* p. 7. n. 17, β. *Vallm. de Bomare* Vol. V. p. 418. *Cours d'Hist. nat.* II. 233.

M. . .

det, und welches wir selbst noch im Aprill 1758 bey uns hatten, weiß geworden seyn würde, wie es im verwichnen Jahre, da man es 1757 am 1sten März fieng, wirklich aussah, wenn es ungestört in seiner Freyheit geblieben wäre. Da es aber von der Zeit an in einem eisernen Kefich eingesperret gewesen und sich unaufhörlich an den Drathstäben gerieben, auch überdies die ganze Strenge des Frostes nicht empfunden hat, weil es unter einem Schwibbogen, in der Nachbarschaft einer Mauer, immer gegen die Witterung geschützet blieb; so darf man sich nicht wundern, daß dies Hermelin seinen Sommerpelz nicht abgeleget. Es bleibt noch immer bey gleicher Wildheit und gleich widrigem Geruche. Außerdem kann es mit Recht als ein kleines artiges Thier, mit lebhaften Augen, feiner Gesichtsbildung und von einer Schnelligkeit in seinen Bewegungen betrachtet werden, die man kaum vermögend ist, mit seinen Augen zu verfolgen.

Man pflegt es mit Eyern und Fleisch zu nähren [2]); es läßt aber, vor dem Genuß, alles erst verderben, auch hat es nicht eher, als nach dreytägigem Fasten, Honig fressen wollen, und ist, so bald es davon gefressen hatte, verrecket.

Dies Thier ist mit einem kostbaren Felle bekleidet. In der ganzen Welt rühmet man das Pelzwerk von den Hermelinen. Es ist schöner und matter weiß, als die Felle der weißen Kaninchen. Mit der

2) In der Freyheit frißt es Fische, Vögel, Eyer, Mäuse, Ratten, Waldschwämme, u. s. w. Die Mäuse verzehret es bis auf die Zähne. S. Müller. l. c. M...

der Zeit aber wird es gelblich und die Hermeline unserer Himmelsgegend haben sogar beständig einen leichten Anstrich von gelber Farbe.

Die Hermeline sind in ganz Norden, besonders in Rußland, Norrwegen und Lappland [3]) gemein, und in diesen Gegenden, wie anderwärts, den Sommer hindurch roth, im Winter aber weiß gefärbet. Ihre vorzüglichste Nahrung besteht in kleinen grauen Kaninchen und einer Art von Ratzen, die wir in der Folge beschreiben werden, und von welchen die Norrwegischen und Lappländischen Gegenden eine große Menge nähren.

In gemäßigten Ländern findet man wenig, und in warmen Ländern gar keine Hermeline. Das Thier auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung, welches Kolbe [4]) unter dem Namen des Hermelins anführet, dessen Fleisch er als gesund und wohlschmeckend anpreiset, ist nicht allein kein wirkliches Hermelin, sondern auch nicht einmal eine verwandte Thiergattung [5]). Die Kayennischen Wieseln, deren Barrere (in seiner Descr. de la France équinoxiale p. 155) [6]) geden-

3) S. Oeuvres de *Regnard* à Par. 1742. Tom. I. p. 178.

4) S. Descript. du Cap de bonne Esper. à Amst. 1741. Part. III. Chap. VI. p. 54. Deutsch in 4to. p. 312. ꝛc.

5) Er gestehet selbst, Gesner habe es für eine Mauseart, welche in Europa wohl bekannt sey, ausgegeben. M...

6) Unter dem Namen Tayra, grosse Belette und p. 156. Belette de Para. M..

gedenket, imgleichen die grauen Hermeline der östlichen Tartarey und des Nördlichen China, wovon einige Reisende geredet [7]), sind ebenfalls von unsern gemeinen Wieseln und Hermelinen ganz unterschiedene Thiere.

7) S. Hist. générale des Voy. par. Mr. l'Abbé *Prevôt* Tom. VI, p. 565. 603. A. d. V.

Anhang

Anhang
Nach Herrn Daubenton
und andern.

Auf unserer 67ten Platte stellt Fig. 1 das eigentlich sogenannte Hermelin in seiner Winterkleidung vor, wo es die hellbraune und gelbliche Farbe des gemeinen Wiesels ableget und, bis an die schwarze Spitze des Schwanzes, ganz weiß erscheinet; Fig. 2, der 67ten Platte das gemeine Wiesel mit schwarzem Schwanz oder das Hermelin in der Sommerkleidung, in welcher es vom eigentlichen gemeinen Wiesel sich bloß durch die mehrere Größe, durch den längern, an der Spitze schwarzen und stärker beharten Schwanz, durch die weiß eingefaßten Ohren und weiße Zeen an allen vier Füßen, unterscheidet.

Die Landleute, welchen diese periodische Veränderung der Farben am Hermelin unbekannt ist, halten sie deshalb für unterschiedene Thiere. Gesner gedenkt schon dieser Abänderung der Farbe in der Beschreibung des auf den Schweitzergebirgen befindlichen Hermelines. Man findet offenbar diese Veränderung an einigen, die auf dem Kopf, auf dem Rücken und an andern Theilen des Leibes, wo die weißen Hare, wenn diese Veränderung geschieht, mit braunen untermenget sind, theils braun, theils weiß auszusehen pflegen.

Das Hermelin ist etwas größer, als das gemeine Wiesel, aber viel kleiner, als das wilde Wiesel, der Iltis, der Haus- und Feldmarder. Sie haben sämmtlich einerley Gestalt, ob sie gleich in Ansehung der Farben und Länge des Hares von einander sich auszeichnen. Auf dem Leibe ist das Hermelinhar ohngefähr einen halben Zoll, am Ende des Schwanzes drey Zolle lang. Bey genauer Vergleichung aller vorherbenannten Thiere findet sich beym Hermelin mehr Aehnlichkeit mit dem gemeinen Wiesel, als mit allen vier übrigen; das wilde Wiesel gleicht hingegen dem Iltis, der Hausmarder aber dem Feldmarder mehr, als einem von den andern.

In Lappland, sonderlich in Finnmarken, giebt es auch Hermeline mit weissen Schwänzen, die bey den Lappen *Seibush*, in Schweden aber und Norrwegen *Snö Mus* und *Sne Myßer* heissen. Sie sind kleiner, als das Hermelin, und scheinen daher mehr zur Gattung der gemeinen Wieseln zu gehören, da sie zumal am Schwanz nur sehr einzelne Spuren eines hin und wieder stehenden schwarzen Hares zeigen. In Schweden werden sie Schneewiesel oder Schneemaus genennet [8]).

Von den Norrwegischen Hermelinen erzählet Pontoppidan l. c. p. 49: Man sehe bey stillem Wetter das Hermelin vom Seeufer hinaus auf die Inseln

8) S. Müller l. c. p. 276. n. 11. Der Schneewiesel *Linn.* S. N. XII. p. 69. n. 11. *Viverra navalis*, pedibus fissis, corpore albo, caudæ apice vix pilis ullis nigris. *Ejusd. Faun.* p. 7. n. 18. Leems Lappen, p. 119. Mannigf. II. 358.

Inseln schwimmen, wo sich immer ein großer Vorrath von Eyern der Wasservögel befindet. Wenn es auf einer solchen Insel Junge setzet, soll es dieselben, wie man will gesehen haben, auf einem Holzspan hinüber ans Land schwemmen und mit seiner Schnauze den Span von Zeit zu Zeit anstoßen, damit er desto besser fortkommen möge. Das Norrdische Hermelin hält auch seine Farb am besten, und wird nicht so leicht gelblicht, als das Moskovitische, daher es auch in Petersburg selbst gesucht und gut bezahlet wird. (S. Ebend.)

So klein diese Thiere übrigens zu seyn pflegen, so haben sie doch, nach Pontoppidans Bericht, schon manches Elenn und manchen Bär getödtet. Was hier die Stärke nicht vermag, das bringt die List zu Stande. Wenn also diese großen Thiere schlafen, springt ihnen das Hermelin ins Ohr und beisset sich so vest mit seinen Zähnen ein, daß es gar nicht abfallen kann. Der Bär oder das Elenn fangen hierauf an, zu laufen, zu schreyen, zuletzt aber, ganz abgemattet, ihr Leben durch einen Sprung von einem Felsen zu endigen. Auf gleiche Weise soll dies Thierchen auch mit schlafenden Adlern und großen Auerhänen verfahren [9]).

Die Lappen fangen die Hermelinen in einer Falle, die aus einem gespaltnen birkenen Kloße bestehet, wovon das eine Stück durch einen Stiel aufgestellet wird und auf das Thierchen, wenn es der Lock-

9) S. Pontopp. Norrw. II. p. 50. Mannigf. II. p. 172. 188. 359. nat. ** und 435. Stralſ. Mag. 1. B. 5. St. 4. Abh.

Lockspeise nachgeht, und in die Oefnung der Falle hinein-kriechet, herabfällt und selbiges zerschläget. Die Maschi-ne steht einen Fuß hoch über der Erde, damit nicht auch Waldmäuse [10]) hinein kriechen. Vor der Falle liegt ein Kloz von eben der Höhe, worauf das Wiesel kriechet, wenn es den Köder gewahr wird. Wenn das Thier gefangen ist, läßt es aus Angst seinen Harn, welcher dem weissen Balg ein gelbliches Ansehen giebet [11]).

In Norrwegen schießt man das Hermelin mit platten Pfeilen oder fängt es in der Falle, auch zwi-schen zween flachen Steinen, wovon der eine mit ei-nem kleinen Hölzchen so aufgestellet wird, daß es gleich niederfällt, wenn das Hermelin den an einen Drath gebundnen Köder berühret [12]).

In Kamtschatka, wo diese Thiere gleichfalls häufig vorkommen [13]), giebt sich kein Mensch die Mühe, weder auf größere und kleinere Hermeline oder weisse Wieseln, noch auf Murmelthiere zu jagen, wenn sie nicht von ohngefähr in den Wurf kommen. Man kann daher das Hermelin auch nicht füglich unter das gewöhnliche Kamtschadalische Pelzwerk rechnen [14]).

Herr

10) Mus sylvaticus. *Linn.* XII. p. 84. n. 17.

11) S. Leems Lappen rc. p. 120.

12) S. Pontopp. l. c.

13) S. Krascheninnikows Beschreib. v. Kamtschatka, p. 119.

14) S. Mannigf. l. c. p. 360.

Herr D. Lepechin [15]) erzählt von dem Rußischen Hermelin und Schneewiesel, daß beyde kleine Thiere von der Natur mit einem besondern grimmigen Muth und vorzüglicher Behendigkeit begabet sind, und folglich mit Recht unter die Raubthiere gezählet werden. Er und seine Gesellschaft hatten einige derselben in eisernen Käfichen, wobey sie folgendes an ihnen bemerkten:

„Den ganzen Tag über sind sie ruhig, und thun sich etwas mit Schlafen zu Gute. So bald aber der Abend, als die gewöhnliche Zeit ihrer erwachenden Raublust, anbricht, versuchen sie auf alle mögliche Art aus dem Kerker herauszubrechen, und beißen so heftig darauf loß, daß dadurch in kurzer Zeit ein dickes Holz kann durchnaget werden. Vermöge ihrer natürlichen Gefräßigkeit verschlingen sie weit mehr in Einem Tage, als ihr ganzer Körper beträget. Das Hermelin ist wilder und grimmiger, als das Wiesel; es läßt sich niemals zähmen, wenn es auch noch so lange gefüttert wird. Sein Futter zerreißt es in kleine Stücken, und wenn es gereizt wird, pflegt es den reizenden Gegenstand mit Ungestüm anzufallen, und mit funkelnden, blutigen Augen, wie ein Sperling, zu zischen und zu zwitschern.

Ihr Heißhunger zeigt sich am stärksten, wenn man sie in eine Mausereiche Darrscheuer einsperret. Wenn tausend Mäuse vorhanden wären, so lassen sie nicht Eine derselben am Leben, sondern beißen, ohne Barm-

15) In seinem Tagebuch der Reise durch verschiedene Provinzen des Rußischen Reichs, I. B. p. 175. rc.

Barmherzigkeit, alles todt, was ihnen vorkömmt. Aus diesem Grunde tödten auch die Bauern weder Hermeline, noch Wieseln, die sich bey den Getreideschobern und Kornspeichern aufhalten. Der Muth und die Behendigkeit der Hermeline ist so groß, daß ein solches Thierchen sich nicht scheuet, auch die grösten Ratzen in ihrer Höhle anzufallen.

Die Absicht, warum diese Thiere die Farbe der Hare nach den Jahreszeiten verändern und im Sommer auf dem Rücken dunkelrothbraun, im Winter aber ganz weiß aussehen, glaubt Hr. D. Lepechin darin zu finden, weil im Sommer die weisse Farbe sie unter dem Grünen, im Winter aber, die rothbraune sie auf dem Schnee den Jägern leicht in die Hände liefern könnte. Auf die Erklärung der Ursache dieser Veränderung hat er sich nicht einlassen wollen; Hr. Prof. Gmelin [16]), aber leitet sie theils von dem Nahrungsmangel her, welcher im Winter einigen Thieren begegnet, oder von innerer Schwächung, theils auch von gehemmter Ausdünstung, gehäufter innerer Feuchtigkeit und deren Einfluß auf Har und Gefieder. Merkwürdig ist noch die Bemerkung des Herrn D. Lepechin, daß mitten im härtesten Winter die weissen Hermeline ihre Farbe verändern, wenn sie die Stubenwärme genüßen.

Der Balg dieser Thiere, weil er von sehr feinem und kurzem Har ist, giebt ein bekanntes ungemein kostbares Pelzwerk, das hauptsächlich zu Röken

16) S. des Herr Prof. Sam. Gottl. Gmelins Reise durch Rußland. I. Th. S. 39.

ken und Amtsgewanden großer weltlicher und geistlicher Herren, reicher oder vornehmen Damen, zu Mützen, Muffen, Verbrämungen u. s. w. gebrauchet wird. Am kostbarsten sind allerdings die Stücken Pelz, die aus lauter Hermelinschwänzchen bestehen. Wegen des allzu hohen Preises aber pflegen die Kürschner, um diese Kostbarkeit nachzuahmen und um die Weisse dieses vortreflichen Pelzwerkes zu erheben, kleine schwarze, glänzende Flecke von Lombardischen Lammsfellen, darauf zu heften und solches damit gleichsam zu besäen. Die Bälge kommen häufig aus Moskau, und werden, von dort aus, an Europäische und Asiatische Nationen verkauft und vertauschet. In Europa treiben die Holländer und Engelländer mit ihnen den stärksten Handel [17].

17) S. Ludovici l. cit. p. 407. M...

XXIV.

Das Eichhörnchen [1].

Das Eichhorn ist ein kleines niedliches, nur halb wildes und wegen seiner Artigkeit, Gelehrigkeit und ganz unschuldigen Lebensart der Schonung würdiges Thierchen; weder Fleischfräßig, noch schädlich,

1) L'*Ecureuil.* Gr. und Lat. *Sciurus.* Ital. *Chirivolo, Schirivolo, Schirato, Schiratolo.* Span. *Harda, Ardilla Esquilo.* Deutsch. Eichhorn, Eichhermelin. Engl *Squirrel.* Swed. *Jkorn, Graskin.* Pohln. *Vyervijorka* Alt Franz. *Escurieu, Escuriau.*

Sciurus. *Gesn.* Hist. quadr. p. 845. *Jcon.* quadr. p. 110.
— vulgaris *Raj.* Syn. anim. quadr. p. 214.
— palmis solis saliens *Linn.*
— vulgaris rubicundus. Mus ponticus *Klein.* quadr. p. 53.
— rufus, quandoque griseo admixto. s. vulgaris *Briss.* Regn. anim. p. 150. A. D. V.

Das gemeine Eichhorn. Müllers Linn. Natursi. I. 355. n. 1. Holl. *Eckhoorn. Inkhoorn. Pirolus,* quandam vel *Spiriosus* item *Scurulus.* Gr. σκιουρος. Beckm. Naturgesch. p. 20. Hallens Thiere p. 415. n. 1. D. Merkleins Thierr. p. 24. Pennants Britt. Thierg. p. 39. Tab. VIII. a. Portug. *Ciuro.* Dän. *Ekorn.* Norrweg.

Tab: LXVIII. Das Eichhorn.



Büff. 4 füss. Thiere. IV Theil.

lich, ob sichs wohl bisweilen an Vögeln vergreifet. Obst, Mandeln, Haselnüsse, Buchheckern und Eicheln sind seine gewöhnlichste Nahrung. Reinlich, munter, lebhaft, ungemein wachsam, aufgeweckt und geschäftig zu seyn, gehört unter seine bekanntesten Eigenschaften. Es ist mit funkelnden Augen, feinen Gesichtszügen, einem nervichten Körper, und sehr wohlgebauten Gliedmaßen begabet. Das Reitzende

Norrweg. *Egerne.* Es wird im Griech. auch Καμψίκερος (Schwanzbeuger) genennet, weil es im Sitzen den Schwanz über den Rücken in die Höhe leget. Meyers illum. Thiere, I B. Tab. 97. p. 56. Ridingers Entw. einiger Thiere V Th. Tab. 88. Ebend. Jagdbare Thiere Tab. 20. *Valent.* Muſ. II. p. 153. Leipz. Wochenbl. für Kinder. II B. p. 9. &c. Berlin. Samml. II B. p. 591 — 598. Pontopp. Dännem. 4to. p. 162. Ebend. Norrw. II. p. 47. *Onom.* Foreſt. I. p. 544. Springfuß. Döbel l. c. p. 32. *Krameri* Auſtr. p. 314. Eichkatzl. *Schwenckf.* Quadr. p. 121. *Loniceri* Kräuter- und Thierbuch p. 616. cap. 47. *Klein.* Sciurus l. c. ἀ σκια und 'Οὐρα nach dem *Oppian*, *Sciurus vulgaris*, auriculis apice barbatis, palmis tetradactylis, plantis pentadactylis. *Linn.* S. N XII p. 86. n. 1. *Fauna* Suec. p. 13. n. 37. Sciurus palmis ſolis ſaliens. *Ej.* S. N. VI. p. 9. n. 1. Sciurus *Jonſt.* Tab. 66. *Aldrov.* Quadr. 398. Von Zerglied. der Eichhörnchen. S. Ephem. Nat. Cur. Cent. 10. app. 449.

Sciurus vulgaris. L'Ecureuil. *Briſſ.* Quadr. 8vo. p. 104. *Charlet.* Exercit. p. 24. *Ejusd.* Onom. p. 21. n. 1. *Rzac.* Hiſt. nat. Pol. p. 224. *Ejusd.* Auctuar. p. 320. Deutsch. Aichhorn. Eichhermelin. *Ecureuil vulgaire.* v. *Vallm. de Bomare* Dict. d'Hiſt. Nat. Tom. IV. p. 186. *Cours d'Hiſt. Nat.* II. p. 235. M...

zende seiner Figur erhält noch einen besondern Schmuck und vorzügliches Ansehen durch den schönen Schwanz, den es, in Form eines Federbusches, bis über den Kopf zu schlagen vermögend ist. Unter diesem Schwanze sitzt es gleichsam in seinem eignen Schatten. Unter dem Bauch ist es mit nicht minder merkwürdigen Theilen versehen, die eine besondere Tüchtigkeit zum Geschäfte der Zeugung ankündigen.

Das Eichhörnchen zeigt sich viel seltner in der wahren Gestalt vierfüßiger Thiere, als andere. Gemeiniglich sitzt es aufgerichtet, und bedienet sich der Vorderpfoten, wie zwoer Hände, seine Speisen damit ins Maul zu bringen. An statt sich in der Erde zu verbergen, pflegt es vielmehr beständig in freyer Luft sich aufzuhalten, und bloß durch seine hurtige Leichtigkeit bisweilen einen Vogel zu erhaschen, weil es, gleich den Vögeln, auf den Gipfeln der Bäume wohnet, die Wälder durch lauter Sprünge von einem Baume zum andern durchstreichet, auch so gar sein Lager auf Bäumen bereitet. Hier pflückt es Kernen und Früchte, stillet seinen Durst mit dem Thau, und steiget nicht leicht eher zur Erde herab, als wenn die Bäume durch einen Sturmwind heftig erschüttert werden.

In Feldern, offenen, freyen Gegenden, und auf dem platten Lande wird man gewiß nie ein solches Thierchen antreffen. Es hütet sich äußerst vor allen bewohnten Plätzen, bleibt nicht einmal in Gebüschen, sondern lebet bloß in hohen Wäldern, auf alten, wohl bewipfelten Bäumen. Das Wasser vermeidet es noch viel sorgfältiger, als die Erde und

man

man erzählet [a]), wenn es über ein Wasser setzen muß, daß es dann einer Baumrinde sich, statt eines Schiffes, und seines Schwanzes, als der Segel und des Steuerruders, bediene.

Das Eichhörnchen pflegt im Winter nicht, wie das Murmelthier, zu erstarren, sondern zu allen Zeiten munter zu seyn und, so bald man den Stamm des Baums, auf welchem es ruhet, nur ein wenig erschüttert, aus dem kleinen Lager aufzuspringen, auf einen andern Baum zu fliehen und sich da hinter einem belaubten Äste zu verbergen. Den Sommer über suchet es Haselnüsse zusammen und füllet mit selbigen die Stämme und Höhlen eines alten Baumes. Im Winter gereicht ihm dieser Vorrath alsdann zu einem nöthigen Auskommen. Doch weis es auch

a) Amnes tranaturus, cortice conſcenſo, caudâ pro velo utitur. — Rei veritate nititur, quod *Geſnerus* ex *Vincentio Bel*''*acenſi* & *Olao magno* refert. Sciuros, quando aquam tranſiere capiunt, lignum leviſſimum aquæ imponere, eique inſidentes et caudâ, non tamèn ut vult, erectâ, ſed continuô motâ, velificantes, neque flante vento, ſed tranquillo æquore, transvehi, quod fide dignus fidusque meus Emiſſarius ad Inſulas Gothlandiæ plus ſimplici vice obſervavit, et cum ſpoliis in littoribus ibidem collectis redux, mirabundus mihi retulit. v. *Diſſ.* noſtra de *Sciuro volante* in *Tranſact. Anglic.* No. 427. p. 38. *Klein.* l. c. p. 53.

A. D. V.

Man lese hierüber auch Pontopp. Norrw. II B. p. 47. Linn. Gothl. Reise p. 239. Berl. Samml. II. p. 593. M..

dergleichen Früchte geschickt unter dem Schnee vorzuscharren.

Die Stimme des Eichhörnchen ist helltönend und viel durchdringender, als die Stimme des Hausmarders. Ausserdem pflegt ein zum Zorn gereiztes Eichhörnchen auch mit verschloßner Schnautze ein dumpfiges Murmeln und mißvergnügtes Knurren hören zu lassen. Zum ordentlichen Gehen ist es allzu leicht gebauet. Gemeiniglich thut es kleine Sprünge, die oft mit großen Sätzen abwechseln. Es hat so spitzige Klauen und ein Vermögen, so hurtige Wendungen zu machen, daß es in einem Augenblick, ohne die geringste Schwierigkeit auch die glattrindigste Büche besteiget.

In schönen Sommernächten höret man die Eichhörnchen schreyen, wenn sie, eines nach dem andern, auf die Bäume klettern. Die Sonnenhitze scheint ihnen beschwerlich zu seyn. Sie bleiben also den Tag über in ihrem schattichten Lager und verlaßen dieses nur zur Nachtzeit oder des Abends, um dann ihre Uebungen, Spiele, Paarung und Sättigung gehörig abzuwarten. Ihr Lager ist reinlich, warm und für den Regen gesichert. Sie machen es gemeiniglich über der Spaltung eines Baumes. Anfänglich tragen sie Reißig zusammen, um solches mit Moos zu durchflechten, dann drücken sie es zusammen, treten es vest und bereiten sich ein so geräumiges, dauerhaftes Lager, daß ihre Jungen mit ihnen bequem und sicher in selbigem leben können 3). Sie lassen bloß

3) Bisweilen hecken sie auch in höhlen Bäumen und wilden Taubennestern. *Onom.* Forest, I. 545.

M..

bloß oben eine gerade, schmale Oeffnung, die kaum weit genug ist, bequem hinein zu kriechen. Ueber diesem Eingang befindet sich eine Art von Kegelförmigen Deckel, der alles bedeckt, auch den an den Seiten ablaufenden Regen hindert, hindurch zu dringen.

Der gewöhnliche Satz der Eichhörnchen, besteht in drey oder vier Jungen. Ihre Vermischung geschiehet im Frühjahr 4), im May oder im Anfange des Junii pflegen sie dann ihre Jungen zu setzen. Sie verändern ihr Har gegen Ende des Winters. Ihr neues Har ist röther, als das abfallende. Sie kämmen und putzen sich mit ihren Pfoten und Zähnen, sind ungemein reinlich, ohne durch einen übeln Geruch lästig zu werden. Ihr Fleisch ist recht wohl zu essen. Aus den Schwanzharen verfertigt man Pinsel, ihr Fell ist aber zum Pelzwerk nicht wohl zu brauchen.

Es giebt viel verwandte Eichhornarten; die Gattung selbst aber ist wenig Veränderungen unterworfen. Einige sind Aschgrau, die andern haben sämmtlich eine rothe Farbe. Die kleinen grauen bleiben stets grau und machen eine besondre Gattung 5). Ohne hier des fliegenden Eichhorns, als einer

4) Im März oder April. Sie gehen hierauf einen Monath dicke. S. Döbel l. c.. Die Jungen kommen ganz blind auf die Welt und werden von den Alten drey bis vier Wochen lang gesäuget. Gegen Michaelis gelangen sie zu ihrer vollständigen Größe. *Onom.* Forest. l. c. M...

5) Das kleine Grauwerk. Petit-gris. S. v. Büffon 4to. V. II. p. 68 &c. Linn. XII. p. 86. n. 3. M...

einer ganz eignen Art [6]), besonders zu gedenken, machen, das blonde Eichhorn von Rambaga [7]), das überaus klein und mit einem Schwanze, wie das Europäische Eichhorn trägt, versehen ist, das Madagaskarische [8]), welches daselbst *Tsitschi* heisset, grau, und nach Flakkurts Aussage, weder schön ist, noch sich füglich zähmen läßt, das weiße Siamische [9]) das graue gesprenkelte Bengalische [10]), das gestreifte von Kanada [11]), das schwarze [12]), das große graue Virginianische [13]), das weißgestreifte von Neuspa-

6) *Linn.* XII. 88. n. 10. v. Büffon 4to. II B. 2 Th. p. 56. Berl. Samml. III. 422. M. . .

7) S. Voy. de *Pietro della Vallè*. Rouen 1745. T. VI. p. 368.

8) S. Voy. *de Flaccourt*. Par. 1661. p. 164.

9) S. Second Voyage du P. *Tachart*. Par. 1689. p. 249.

10) S. *Récueil* des Voyages de la Compagnie des Indes de Hollande Amst. 1711. Tom. VII.

11) S. Voy. de Sagard *Theodat*. Par. 1632 p. 305. 306. v. Büffon 4to. V. II. p. 56. not. 2. Berlin. Samml. l. c. 605.

12) S. Hist. nat. de la Caroline par *Catesby* Lond. 1743 Tom. II. p. 73. v. Büffon V. II. 71. Berl. Samml. II. 598. Sciurus niger *Linn.* 86. n. 2.

13) S. *Ibid.* p. 76. v. Büffon V. II. 68. Berl. S. l. c. p. 600.

nien [14]), das weiße Siberische [15]), das schäckichte oder Mus Ponticus, das kleine Amerikanische [16]), das Brasilianische, das Barbarische [17]), die Palmratze [18]) u. s. w. eben so viel unterschiedene, besondre Gattungsarten.

14) S. Alb. *Sebæ* Muf. Vol. I. p. 76. T. 47. f. 2. 3. Berl. Samml. II. 609.

15) S. Briff. Regn. anim. p. 151. v. Büffon V. II. 70 Berl. Samml. l. c. p. 600.

16) Berl. Samml. l. c. p. 599.

17) v. Büffon V. II. 74. Berl. S. l. c. p. 605. *Linn.* 87. n. 6.

18) v. Büffon V. II. 74. Berl. Samml. l. c. 603 Bankrofts Guiana, p. 85.

Anhang
zur Geschichte der Eichhörnchen.
Nach Herrn Daubenton und andern.

Das Eichhörnchen ist mit einem an den Seiten platten und sehr dicken Kopf, einer hervorstehenden Nase, auch schräg unter und rückwärts gehenden Oberlefze und sehr kurzen Unterlefze versehen. Die Augen sind groß, rund, schwarz, aus dem Kopf hervorstehend und liegen im Obertheil der Seiten des Kopfes etwas näher bey den Ohren, als bey der Nase. Die Stirn ist flach, der hintere Theil des Kopfscheitels etwas erhaben; die Ohren stehen an jeder Seite des Kopfes. Sie haben zwar nur eine mittelmäßige Größe, werden aber am Ende derselben durch einen Harbüschel, dem Scheine nach, merklich verlängert. Dies Har steht, wie die Ohren selbst, in die Höhe, und ist ein wenig rückwärts gekrümmet. Seine Länge mag ohngefähr anderthalb Zolle betragen. Der Hals kann, seiner besondern Kürze wegen, vom Kopf und Schultern kaum unterschieden werden [19]). Der Leib scheint etwas zu dick zu seyn, im Verhältniß mit

19) Man hat auch vom Eichhörnchen angemerket, daß es eine sehr enge Kehle hat, vermuthlich damit es im Herabspringen von den Bäumen seine Nahrung nicht so leicht wieder von sich geben müsse. Pennant l. c.

M..

mit seiner Länge. Der Rücken beschreibet gemeiniglich einen Bogen. Der Schwanz ist lang und zotticht. Die längsten Hare stehen, in Form eines Federbusches, an den Seiten. Das Eichhorn pflegt seinen Schwanz gemeiniglich über den Rücken zu legen, bisweilen aber auch vorwärts über seinen Leib zu schlagen. Es hat keine lange Schenkel, aber große Füße und dicke Zeen. Mit seiner Ferse berührt es die Erde. Hieraus entstehet bey diesem Thier die besondere Fertigkeit, sich auf die Hinterfüße zu stellen und in dieser Stellung allerley Bewegungen machen zu können.

Die Farben dieser Thierart sind sich nicht immer ähnlich. Doch pflegen die meisten gemeinen Eichhörnchen oben roth oder bräunlich, unterwärts aber weiß zu seyn. Die längsten Hare des Leibes haben etwan einen Zoll, die Hare des Schwanzes mehr als zween Zoll, die schwarze Barthare zween und einen halben Zoll in der Länge. Unter dem Auge und über dessen vorderem Winkel, stehen auch einige Hare von eben so schwarzer Farbe.

Der von Fleisch entblößte Kopf eines Eichhörnchens gleicht mehr dem Kopf eines Hasens und Kaninchens, als der andern bisher beschriebenen Thiere. An beyden Kinnbakken hat es einen Zahnlosen Raum zwischen den Bakken- und Schneidezähnen. Die Hundszähne fehlen ihm gänzlich. Der untere Kinnbakken ist merklich kürzer, als der obere. Am Ende beyder Kinnbakken befinden sich zween an der Spitze scharfe Schneidezähne. Die untern sind wohl zweymal so lang, als die obern. Die vordere Fläche dieser 4 Zähne hat eine Pommeranzenfarbe, die auf den

Zähnen des Oberkinnbakkens dunkler, als an den untern erscheinet. Auf jeder Seite der Kinnbakken stehen vier große Bakkenzähne, und an jeder Seite des obern Kinnbakken vor dem ersten Bakkzahn ein sehr kleiner, welches zusammen zwey und zwanzig Zähne ausmacht. (S. Daubenton.)

Ihrer außerordentlichen Hurtigkeit wegen ist es schwer, sie zu fangen. In Norrwegen schiesset man sie mit platten Pfeilen, oder fängt sie auch wohl in Fallen und Schlingen. Man stellet nämlich in einer schrägen Richtung eine Stange gegen den Baum, an welchem es hinauf klettert. Von der am obersten Ende des Baumes aufgestellten Schlinge, worinn entweder ein Vogelkopf oder ein anderer Köder hänget, pflegt es nicht leicht etwas zu fürchten und sich also freywillig in eine ganz unvermuthete Sklaverey zu begeben [20]). Einige haben auch kleine Hunde zum Eichhornfang abgerichtet. Am gewöhnlichsten ist es bey uns, diese Thiere zu schießen und zu streifen, zumal da sie wirklich in Wäldern manchen Schaden anrichten, den im Herbst ausgestreuten Roth- und Weißbüchensamen wegfressen, die Eicheln ausscharren und wegtragen, auch die Samenzapfen verwüsten. Daher die Verminderung dieser kleinen Feinde der Forste von Hr. Beckmann im I. Th. seiner Forstwissensch. für nothwendig erachtet wird, wenn man Fichten- und Tannenwälder in gutem Stande zu erhalten gedenket.

Wenn man sie fleißig wegschießet, so kann alsdann ihr Balg nicht allein, sondern auch ihr Fleisch für

20) S. Pontopp. Norrw. l. c. p. 47.

für die Küche genutzet werden, weil es viele mit gutem Appetit verzehren. Hr. Döbel versichert, ihr Wildprett wäre noch süßer, als das Fleisch der Kaninchen. Einige haben die Eichhörnchen sogar neben den Hasen zu dem edlen Rothwildprett, nur mit dem Unterschiede geordnet, daß sie zur niedern Jagd gehören [21]). Die schwarzen werden im Geschmack allen übrigen vorgezogen [22]).

Unter die Feinde der Eichhörnchen gehören besonders die Marder. Pfirschen- und Abrikosenkernen werden bey diesen Thieren ebenfalls für ein tödliches Gift gehalten [23]).

Die hauptsächlichste Verschiedenheit unter den Eichhörnchen besteht in ihrer Farbe. Bevor sie das erste Lebensjahr vollendet haben, pflegen sie mehrentheils schwarz zu seyn, hernach roth und im Alter grau zu werden. Im Königreich Preußen erscheinen sie allemal den Sommer hindurch roth, im Winter grau bekleidet. In Polen und Siberien giebt es weiße und Goldgelbe gesprengte, in Podolien schäckichte, die sich fast immer in Höhlen aufhalten, in Dännemark braune und schwarze, worunter die letzten am seltsamsten sind [24]), in Schweden solche, die weiße Füße und einen weißen Schwanz haben [25]). Von Indianischen Eichhörnchen hat Nierenberg allein sechs unterschiedne Arten angezeigt und beschrieben [26]). Die vollständigste Geschichte der ganzen Gattung haben

21) Man lese hiervon die *Onom.* Forest. l. c. p. 547. M. . .

22) S. Berl. Samml. p. 593.

23) Onom. Forest. l. c. p. 548.

24) S. Pontopp. Dänn. p. 162.

25) S. Müller l. c. p. 356.

26) S. D. Merkl. l. c. p. 24. 10.

haben wir bis jetzo in den Berl. Samml. II B. von S. 591 bis 615 und III B. S. 442 &c. gefunden.

Ein sehr feines Gefühl ersetzt bey diesen Thieren die Stelle des Wetterglases. Sie können, wie man erzählet, in der Luft bevorstehende Veränderungen eine ganze Weile vorher empfinden. Aufmerksame Beobachter der thierischen Oekonomie versichern, daß die Eichhörnchen, so bald ihnen ihr Gefühl ein stürmisches Wetter ankündiget, sich in ihre Höhlen begeben, und sie an dem Orte, wo der Wind herkömmt, besonders verwahren, an einem andern aber öfnen, um sich frische Luft und einen gesunden Aufenthalt zu verschaffen 27).

Um ihrer poßierlichen Lebensart willen pflegt man sie zum Vergnügen in Stuben an Ketten von Drathe zu halten. Sie nehmen dann aus unsern Händen begierig alle Nüße, Kernen, Früchte u. s. w. an und schälen, mit ihren scharfen Zähnen, das Obst so artig, als ob es mit einem Messer geschähe. Den scheinbaren Beweiß ihrer Eitelkeit, ihr beständiges Lekken und Putzen siehet man oft mit wirklicher Verwunderung. Schade daß ihr Harn, wenn man diese lustige Thierchen in Stuben halten will, so übel riechet und sie, durch ein verderbliches Spielwerk, so gern das Bley oder die Ramen der Fenster zernagen!

Das Lächerliche des ehemaligen medizinischen Gebrauchs des Schmalzes und Gehirns der Eichhörnchen lese man in D. Merkl. Thierr. p. 27 und in Jonst. Quadr. p. 763.

27) S. Berl. Samml. II. 596.

XXV.

Tab: 69. Die Ratte.



Büff: 4füss: Thiere. IV Theil. J. G. Schmidt. f:

XXV.

Die Ratte. 1)

Wenn man Stuffenweise vom Großen zum Kleinen, und vom Starken zum Schwachen fortgehet; so wird es klar, daß der Urheber der Natur alles zu ersetzen gewußt, und bloß auf die Erhaltung jeder

1) Franz. Le *Rat.* Griech. Μῦς. Lat. Mus major, *Rattus.* Ital. *Ratto di casa*, (Sorcio.) Span. *Raton* (*Rata.*) Deutsch. Ratz. Engl. The common *Rat. Ratte.* Schwed. *Rotta* (Dän. *Rotte.*) Pohln. *Sczurcz.* (Holl. *Rott.* Müll.)

Mus domesticus major f. Rattus. *Gesn.* Hist. quadr. p. 731. *Ejusd.* Jcon. anim. p. 114. *Raj.* Syn. quadr. 217. *Klein.* Quadr. p. 57.

Mus caudâ longâ subnudâ, corpore fusco cinerascente *Linn.*

— caudâ longissimâ obscurè cinereus, Rattus. *Briss.* Regn. anim. p. 168. A. D. V.

Die große Hausmaus, Ratte. Mus cristrinarius. ὕραξ, domesticus, major. Rattus. Hallens Thiere p. 427. die Ratze. Beckm. Naturg. p. 22. die Hausratze. Müllers

jeder Gattung aufmerksam gewesen; daß es ihm deshalb nöthig schien, in allen einzelnen Dingen einen Ueberfluß hervorzubringen, um so die Natur in allen Geschöpfen, die nur klein gebildet, mit wenigen Kräften, Waffen und Muth ausgerüstet worden, desto gewisser durch die große Menge zu erhalten. Er wollte nicht allein, daß diesen untern Gattungen ihre große Anzal Vertheidigung und sichere Dauer gewähren sollte, sondern er scheinet so gar eine jede mit Zusätzen dadurch bereichert zu haben, daß er die Zwischengattungen vermehrte.

Die

Müllers Linn. Natursf. I. p. 347. Pennants Britt. Thierg. p. 41. Meyers illum. Thiere. II B. Tab. 83. p. 23. D. Merkl. Thierr. p. 122. Pontopp. Dänn. 4to. p. 162. Kräscheninikows Kamtschatka 126. Geoffroy Mat. med. VIII. p. 187. Die Ratte. Sorex Rattus vulgò dictus; Mus domesticus grandior, Rattus terrestris, domesticus s. vulgaris. Mus major offic. *Dalecl.* Pharm. 446. Mus major s. Sorex *Merr.* Pin. 167. Mus major, Rattus. *Schræderi* 303. *Loniceri* c 58. p. 622. Glis. Ratte. *Charlet.* Exerc. p. 25. *Ejusd.* Onomast. p. 22. n XXII. 1. Sorex domesticus. The House Rat. Mus domest. major. *Glis* veterum. *Rattus* vulgò *terrestris* *Schweuckf.* Quadr. p. 115. *Aldrov.* Digit. 417. *Jonst.* Quadr. 155. T. 66. *Mus Rattus*, caudâ elongatâ subnudâ, corpore fusco-cinerascente, palmis tetradactylis cum unguiculo pollicari, plantis pentadactylis. *Linn.* S. N. XII. p. 83. n. 12. *Ejusd.* Faun. Suec. p. 12. no. 33. Mus Rattus. Le Rat. *Briss.* Quadr. 8vo. p, 118 n. 1. *Sloane* Nat. History of Jam. II. p. 330. *Guabiru* Brasiliensibus. *Marcgr.* Hist. Brasil. p. 229. Portug. *Rato di Casa.* Ital. Pantegana, Sourco. *Valentini* theatr. Zootom. p 187. *Valm. de Bomare Dict.* IX. p. 473. n. 1. *Cours* d'Hist. Nat. II p. 239.

M . . .

Die Ratze, die Maus, die große und kleine Feldmaus, die Wassermaus, das Murmelthier, die Haselmaus, der Muskardin, die Spitzmaus und noch viel andere, deren ich, weil sie unbekannt in unsern Ländern sind, hier nicht gedenke, machen so viel besondre, aber von einander so wenig unterschiedene Gattungen aus, daß immer eine die andere gewissermassen ergänzen könnte, und man das Leere, wenn eine Zwischengattung ausgehen sollte, in diesem Geschlechte kaum bemerken würde. Durch dir grosse Zahl ähnlicher Gattungen ist bey den Naturforschern der Begriff der Geschlechter (Generum) entstanden, welcher zwar so lange Statt findet, als man die Gegenstände allgemein betrachtet, aber auch sogleich wieder verschwindet, als man sich bemühet, ihn auf wirkliche Dinge anzuwenden, oder die Natur in einzelnen Gegenständen zu untersuchen.

Die Menschen machten den Anfang damit, solchen Dingen, welche sie deutlich von einander unterschieden fanden, auch verschiedene, zugleich aber allen einander ziemlich ähnlich scheinenden Dingen, allgemeine Namen beyzulegen. Bey noch rohen, ungesitteten Völkern, und in allen erst erfundenen Sprachen, findet man fast lauter allgemeine Benennungen oder unbestimmte, ungeschickte Ausdrücke von Dingen, welche zwar zu einerley Ordnung gehören, aber doch untereinander merklich verschieden sind. Eichen, Linden, Tannen, Taxbäume, Fichten, werden anfänglich keinen andern, als den allgemeinen Namen eines Baumes erhalten haben. In der Folge bekamen vermuthlich die Eiche, Büche und Linde die Benennung des Eichbaumes, um sie von der Tanne, Fichte und vom Taxbaum zu unterscheiden, die man viel-

vielleicht alle drey durch das Wort Tannen bezeichnete. Die besondere Namen sind erst nach angestellter Vergleichung und umständlichern Untersuchung einer jeden Art von Dingen, aufgekommen. Die Anzal dieser Benennungen ward immer grösser, je mehr man die Natur erforschte, je näher man sie kennen lernte. Je weiter man in Untersuchung derselben und in Vergleichung ihrer Produkte gehen wird, desto stärker werden sich die eigentliche Namen, und besondre Benennungen vermehren. Wenn man uns demnach heut zu Tage die Natur unter allgemeinen Benennungen, oder Geschlechterweise darstellet, so weiset man uns gleichsam wieder auf das A B C der Kenntniß zurück, und verurtheilet uns noch einmal zur Finsterniß der Kindheit des menschlichen Geschlechtes [2]). Die Unwissenheit erdachte die Geschlechter

2) Entweder kann ich hier den wahren Sinn des Herrn Verfassers nicht genugsam einsehen, oder er will durchaus die Absichten der Methodisten nicht begreifen und sich, mit so wenigem Grund, als er auch immer dazu haben kann, im ganzen Werk als einen geschwornen Feind aller Methode bezeigen. In der That mag er selbst von seiner Einrichtung denken, was ihm beliebet; so wird sie doch nie eine Methode genennet werden können. Ist wohl ein Auerochs bloß darum kein Ochs, weil er nicht in Frankreich oder Deutschland lebet? und eine Maus in andern Welttheilen etwas anders, weil sie nicht unter den Europäischen Mäusen herumläuft? Bringt nicht eine so unnatürliche Trennung der Geschlechtsgattungen vielmehr Dunkelheit in die Naturwissenschaft, als die Vereinigung ähnlicher Gattungen unter einem Geschlechte, verwandter Geschlechter unter einer Ord-

schlechter (genera), die Wissenschaft erfand von je her eigne Benennungen und wird sie allemal zu erfinden wissen. Wir machen uns kein Bedenken daraus, die besondere Namen zu vermehren, so oft wir dadurch unterschiedene Gattungen anzudeuten haben z).

Un-

Ordnung, und an einander gränzender Ordnungen unter einer Klasse? Wenn Hr. v. Büffon unsere gute Methodisten lesen und verstehen wollte — denn wir trauen ihm zu, daß er es könnte; so würde er sehr leicht die Vortheile der Geschlechtsbenennungen einsehen und es zuverläßig für einen Vorzug der neuern Zeiten und nicht für eine Verbannung zur ehemaligen Finsterniß halten, wenn man durch einen allgemeinen Geschlechtsnamen gleichsam mit Einem Worte die Verwandtschaft aller darunter angeführten Geschlechtsgattungen und Spielarten ausdrükket und Naturliebhabern die Bequemlichkeit verschaffet, mit einem kürzern Blick und weniger Mühe die Verwandtschaften der Geschöpfe zu finden, als beym Hrn. von Büffon möglich ist, wo man in einem Bande zwar erfährt, daß es Ochsen, Esel, Ziegen u. s. w. giebt, aber durch viele Bände hindurch erst mit ihm nach Asien, Afrika und Amerika reisen muß, ehe man wissen kann, wie vielerley Arten Ochsen, Esel, Ziegen u. s. w. der Urheber der Natur hervor zu bringen für gut erachtet? Die Verwandtschaften, die uns Hr. von Linné, durch Bestsetzung gewisser Geschlechter, Ordnungen und Klassen, auf Einer Seite übersehen läßt, müssen wir, nach der v. Büffonischen Einrichtung, wenigstens erst aus fünf oder sechs Quartbänden zusammen studieren. M...

z) Das thun aber doch auch alle gute Methodisten. Der allgemeine Geschlechtsname hebt ja die Mög-

Unter dem allgemeinen Namen Ratze hat man vielerley kleine Thierarten begriffen und mit einander verwechselt. Wir behalten diese Benennung bloß für die gemeine schwärzliche Ratze, welche sich in Gebäuden aufzuhalten pfleget. Allen übrigen Arten werden wir besondre Namen geben, weil jede von denen, unter welchen keine Vermischung statt findet, sich von allen übrigen unterscheidet. Die Ratze kennet man genugsam aus dem von ihr verursacheten Schaden. Am liebsten und östersten wohnet sie auf ergiebigen Obst- oder Getreideböden, die sie aber auch oft verläßt, und sich im ganzen Hause verbreitet. Sie frißt Fleisch und alles, was ihr vorkömmt, harte Sachen aber lieber, als weiche. Sie zernaget Wolle, Zeuge, Hausgeräthe, durchlöchert Holz und Mauern, nimmt ihren Aufenthalt mitten in den Fußböden, oder in den Fugen zwischen den Sparr- und Tafelwerken. Von diesem Hinterhalt geht sie auf Nahrung aus, trägt öfters alles hinein, was von ihr fortgeschlep-

lichkeit nicht auf, jede untergeordnete Geschlechtsgattung mit ihrem eignen Namen oder durch ein treffendes Beywort zu bezeichnen. Oder ist Hr. von Büffon darüber so böse, daß die Deutsche Methodisten Bedenken getragen, seinem Beyspiel zu Folge, jede ausländische Gattung ihren Landsleuten durch Asiatische, Afrikanische und Amerikanische Namen unkenntlich zu machen? Bloß die Bescheidenheit hält uns ab, die Wirkungen der Unwissenheit und Wissenschaft in einem gegenseitigen Lichte zu zeigen. Die Eigenliebe sollte billig, so gerecht sie an sich ist, ihre Schranken haben und sich nicht, auf Kosten der wahren Weltweisheit, allzu lustig machen dürfen. M...

schleppet werden kann. Bisweilen legt sie daselbst eine Vorrathskammer an, besonders wenn sie eben von Jungen umgeben ist.

Die Raze hekt oft im Jahr, aber fast immer nur im Sommer. Eine Hekke besteht gemeiniglich aus fünf oder sechs Jungen. Sie liebet warme Stellen und pflegt sich daher im Winter nahe bey dem Schorstein, oder im Heu und Stroh aufzuhalten. Weder Katzen, Ratzenfallen und Gift, noch andere Lockspeisen können die starke Vermehrung dieser Thiere und den daraus erfolgenden Schaden verhindern. Besonders sind sie auf dem Lande in solchen Gebäuden, wo man Korn auf den Böden aufschüttet, wo auch die vielen Scheunen und Heuböden ihren Aufenthalt und ihre Vermehrung erleichtern, in so grossen Scharen, daß man endlich würde sein Eigenthum einpakken und davon laufen müssen, wenn sie sich untereinander nicht selbst aufrieben. Die Erfahrung aber lehret uns, daß die Mäuse sich einander umbringen und auffressen, so bald sie dazu nur einigermassen durch die Forderungen eines unbefriedigten Hungers gereitzet werden. Reißt unter ihnen, wegen überhäufter Anzal ein fühlbarer Mangel ein; so bemächtigen sich die stärkern der schwächern, beissen ihnen den Kopf auf, und freßen erstlich das Gehirn, alsdann aber den ganzen übrigen Rest vom Körper. Der Krieg wird am folgenden Tag erneuert und so lange fortgesetzt, bis die gröste Zahl vertilget ist.

Daher kömmt es, wenn man einige Zeit hindurch von diesen räuberischen und schädlichen Thieren stark heimgesucht worden, daß es bisweilen eine ge-

raume Zeit lang das Ansehen hat, als ob sie auf einmal verschwunden wären.

Eben so verhält sichs auch mit den grossen Feldmäusen, deren Erstaunenswürdige Fruchtbarkeit bloß durch die Grausamkeiten in Schranken gehalten wird, welche sie bey vorfallendem Mangel an Lebensmitteln, gegen einander ausüben. Aristoteles betrachtet eine so plötzliche Vertilgung als die Wirkung des Regenwetters. Allein die Ratzen haben vom Regen gar nichts zu fürchten, die Feldmäuse hingegen wissen sich dafür zu schützen; denn man wird finden, daß ihre unterirdische Löcher nicht einmal davon befeuchtet werden.

Die Geilheit ist bey den Ratzen so groß, als ihre Gefräßigkeit. Sie lassen von sich sowohl beym Belaufen, als im Streit, ein durchdringendes Geschrey vernehmen, bereiten ihren Jungen ein Lager und versorgen sie gleich mit nöthiger Nahrung. Sobald sie anfangen, ihr Loch zu verlassen, ist allemal die Mutter ihr Schutz und Beystand. Sie wagt es wohl gar, zu Rettung ihrer Jungen, es mit einer Katze aufzunehmen. Eine grosse Ratze besitzt mehr Bosheit und fast eben so viel Stärke, als eine junge Katze. Ihre lange, starke Vorderzähne kommen ihr dabey, gegen das schlechte Gebiß der Katze, zu statten, und weil diese mehrentheils nur ihrer Klauen sich bedienet; so muß in solchem Streit eine Katze nicht nur bey guten Kräften, sondern auch streitbar seyn, um grosse Ratzen besiegen zu können. Das Wiesel ist viel kleiner als die Katze, aber doch ein viel gefährlicherer und furchtbarerer Feind für die Ratzen, weil es diese in ihren eigener Wohnungen aufsuchet. Bisweilen haben sie einen langen Kampf zusammen, und sie scheinen

nen von beyden Seiten mit gleichen Kräften zu streiten. Sie bedienen sich aber ungleicher Waffen, und nicht auf einerley Weise. Die Ratze muß vielmal hintereinander einbeissen, ehe sie merklichen Schaden thut, und noch dazu bloß mit ihren Vorderzähnen, die sich besser zum Nagen, als zum Beissen schicken, und nur wenig Nachdruck haben können, weil sie am äussersten Ende der Kinnlade stehen. Das Wiesel hingegen versetzt mit vollen Kinnbacken die grimmigsten Bisse, und sauget, an statt wieder abzulassen, unverzüglich das Blut aus den verletzten Theilen. Daher müssen auch die Ratzen diesem Feind allemal unterliegen.

Diese Thiergattung ist, wie alle zahlreiche Gattungen, sehr mannigfaltig. Es finden sich ausser den gemeinen schwartzen, auch braune, beynahe ganze schwartze, weiß- oder auch rothgraue, bisweilen auch ganz weiße. Die letztern haben rothe Augen, wie das weiße Kaninchen, die weiße Maus und alle andere durchgängig weiße Thiere.

Die ganze Gattung, mit allen ihren Abänderungen, scheint den gemäßigten Gegenden unsers vesten Landes eigen zu seyn. Sie hat sich in warmen Ländern weit mehr, als in kalten Gegenden ausgebreitet. In Amerika 4), gab es vor diesem gar keine, und die welche man jetzo daselbst in grosser Anzal findet, sind

 mit

4) S. Description des Antilles par *du Tertre.* à Par. 1667. T. II. p. 303. Hist. nat. des Antilles. Rotterd. 1658. p. 261. Nouveaux Voyage aux Isles de l'Amerique à Par. 1722. Tom. III. p. 160. Voy. de *Dampier*. Rouen 1715. Tom. IV. p. 225.

V.

mit den Europäischen Schiffen dahin gekommen. Anfänglich war ihre Vermehrung daselbst überaus beträchtlich, und für die Kolonien lange Zeit eine grosse Beschwerde, weil sie ausser den grossen Schlangen, welche sie lebendig verschlukken, keine sonderlichen Feinde daselbst antrafen. Durch unsere Schiffe sind sie auch nach Ostindien und auf alle Inseln des Aegeischen Meeres [5]) gekommen. Es werden auch eine Menge derselben in Afrika [6]) gesehen. In Norden haben sie sich aber nicht weit über Schweden hinaus verbreitet [7]). Was man in Norrwegen, Lappland u. s. w. Ratzen zu nennen pfleget, sind von unsern Ratzen ganz unterschiedene Thiere.

5) S. *Lettres édifiantes.* Recueil XVIII. p. 161.

6) S. Voy. de Guinée par *Bosmann.* Utrecht 1705 p. 241. Histoire générale des Voyag. par. Mr. *l'Abbé Prevôt.* T. IV. p. 238.

7) Es ist merkwürdig, sagt Hr. Pr. Müller l. c. p. 348. daß in gewissen Erdstrichen die Ratten schlechterdings, (vielleicht wegen gewisser mineralischer, schweflichter oder arsenikalischer Ausdünstungen) sich nicht aufhalten können. Wenigstens kommen sie, nach Pontoppidans Bericht in s. Naturg. v. Norrw. II p. 56. Cf. *Ejusd.* Dänn. p. 162. in Norden weiter nicht, als bis Helgeland, und sterben gleich, wenn sie auch mit Schiffen dahin gebracht werden. Eben dieses hat er auch in Hardanger, im Stifte Bergen und im Stift Agarrhus bemerket. Im mittelländischen Meere giebt es ebenfalls Inseln, wo keine Mäuse bleiben. M...

An-

Anhang nach Herrn Daubenton und andern.

Die Ratte ist kleiner, als das Eichhorn. Sie hat einen länglichen Kopf, eine spitzige Schnauze, einen sehr kurzen Unterkinnbakken, der lange nicht so weit, als der obere hervorstehet, große Augen, große, breite und kahle Ohren. Der Körper ist lang, wenn das Thier ihn ausdehnet; er scheint aber in der gewöhnlichen Stellung nur kurz zu seyn, weil alsdann der Rükken einen Bogen bildet. Der lange Schwanz ist gänzlich kahl und voll runder kleiner Schuppen, welche ihn wie Streifen oder wie zarte Ringe umgeben. Zwischen diesen schuppichten Streifen laßen sich auch einige kurze Hare bemerken [8]). Hr. Daubenton hat auf einem 6 Zoll langen Rattenschwanze wohl 250 dergleichen Ringe gezählet. Nicht alle beschrieben einen völligen Zirkel und am äussersten

8) Von dieser Beschaffenheit rühret vielleicht das Vorurtheil her, daß die Rattenschwänze giftig wären; weil er seiner schuppichten Ringe wegen häßlich aussieht und seine kurze spitzige Borsten, wenn man mit der Hand von unten am Schwanz aufwärts fährt, ein gelindes Stechen verursachen. S. Hallen l. c. p. 429.

sten Ende des Schwanzes finden sich die schmalesten Zirkel.

Das Har dieser Thiere ist gewöhnlichermaßen schwarzgrau an den obern und lichtgrau an den übrigen Theilen des Körpers. Die Barthare sind schwarz. Die grösten haben eine Länge von drittehalb Zollen, die Ohren eine mit Aschgrau vermengte Fleischfarbe. Die Füße haben eben dergleichen Streifen und kleine hell Aschgraue Hare.

Die Rattenfüße und Zeen sind Verhältnißmäßig viel kleiner, als bey dem Eichhorn; und von der ganz kurzen, großen Zee der Vorderfüße siehet man beynahe nichts weiter, als die Klaue. An den Hinterfüßen ist sie wohl gebildet und von der ersten Zee, wie bey den Affen, weit abstehend.

In Ansehung der Gestallt und Lage der Nasenbeine und Kinnbakken, der Zahl, Figur und Farbe der Schneidezähne, herrscht wenig Unterschied zwischen den Eichhörnchen und Ratten. Letztere haben aber nur drey Bakkenzähne auf jeder Seite der Kinnbakken. Die Fläche, worauf die Zähne beyder Kinnbakken einander berühren, ist platt, anstatt wie bey dem Eichhorn rund erhaben zu seyn. Die Ratte hat auch überhaupt nur sechzehn Zähne.

Hr. Morand gedenkt in den Schriften der Gesellschaft der Wissenschaften zu Lyon einer besondern Art von Bezoarstein, welcher sich öfters in der Harnblase der Ratten findet 9). Er untersucht bey dieser Gele-

9) S. Müllers Linn. Natursf. I p. 348.

Gelegenheit, auch die gewöhnlichsten Ursachen, und merket an, daß auch bey den Ratzen der Genuß grober und unverdaulicher Speisen, Schwachheit des Magens und sitzende Lebensart, wie bey manchen vom Stein geplagten Menschen, bisweilen angetroffen worden. Ferner zeigt er aus der Zergliederung dieser Thiere, daß ihr Magen sehr dünn ist und leicht reisset, wenn man ihn ein wenig aufbläßt. Diese Umstände, nebst der Gefräßigkeit dieser Thiere, dem Mangel des Getränkes und der Bewegung, sind eigentlich die Ursachen roher unverdauter Materien, welche durch den Spek, Unschlitt, Käse, das Papier, Holz u. s. w. die alle den Ratzen zu Nahrungsmitteln dienen, stark vermehret werden. Da er nun die Ursache des Steins überdachte und in der Harnblase eines dieser Thiere eine gewiße Rauhigkeit entdekte; so urtheilte er, sie müßten dem Blasenstein unterworfen seyn. Er folgte dieser Muthmassung in Untersuchung ihrer Nieren, deren Substanz gemeiniglich weich, und ihres Harns, der, wie bey allen mit dem Stein behafteten Personen, schleimicht und mit groben Theilen erfüllet ist, welches Hr. Morand als zwo entfernte Ursachen des Steins betrachtet.

Alle diese Muthmassungen sind aus der Natur der Sachen geschöpft, auch durch Bemerkungen an vielen männlichen und alten Ratzen bestätiget worden, die entweder den Stein oder in den Harnwegen eine andere Krankheit hatten. Einer von diesen Steinen hatte die Größe von einem Kirschkern, ein anderer war so groß als ein Hanfsamen, ein dritter, wie ein Rokkenkorn. In einer Blase fanden sich wohl zwölf dergleichen Steine. Neune waren so groß als Koriandersamen, drey etwas kleiner. Hr. Morand hat

auch bey den Ratzen oft einen Bandwurm in der Leber wahrgenommen [10]).

Da sonst im Thierreich die Steine aus einem Kern bestehen, um welchen sich immer eine verhärtende Schleimlage nach der andern anleget; so ist hingegen die Grundlage des Ratzensteins ein dünnes vierekkichtes Blättchen, fast wie ein Frauenglas, auf welchem sich zu beyden Seiten sandige Theilchen, wie Nadeln ansetzen, und selbiges, in Gestallt eines spitzigen Vierekkes erhöhen [11]).

Hr. Professer Müller [12]) legt den Ratzen eine besondre Geschiklichkeit bey, das Getreide von den Kornböden wegzubringen. Wenn sie damit beschäftigt sind, pflegen sie alle ihre Hare in die Höhe zu richten, sich rükiings in den Kornhaufen hineinzuschieben, und auf die Art eine gute Hand voll Getreide zwischen ihre Hare zu bekommen, worauf sie diese niederdrükken, und wohlbeladen mit guter Fracht, nach ihren Schlupfwinkeln eilen, wo sie, gleich den Hunden, sich schütteln, das Getreide fallen lassen und gleich wieder forteilen, um neue Frachten zu hohlen. Sie pflegen stark zu saufen, und im Wasser, wenn man ihnen Gefäße voll in die Winkel stellet, lustig zu spielen. Sie sitzen meistens auf den hintern Füßen, und legen, wie die Eichhörnchen, die kürzere Vorderfüße an das Maul zusammen, ergreifen und bringen die

10) *Geoffr.* Mat. med. VIII. 187 &c.

11) S. Müller l. c. p 349.

12) Ibid. p. 348.

die Speise damit, wie alle Nagethiere, zum Maule, pflegen auch damit fleißig den Bart zu putzen.

Wenn ihre Begattungszeit anfängt, findet man bisweilen eine Menge Ratzen mit ihren Schwänzen dermassen durcheinander verschlungen, daß man eine Lernäische laufende Schlange mit vielen laufenden Köpfen und Schwänzen im Kleinen zu sehen glaubet. Hieraus erkläret Hr. Hallen l. c. p. 430 die Entstehung der Fabel vom Ratzenkönig. Ein sogenannter Ratzenkönig bestehet oft aus zwanzig und mehrern Ratzen, deren Schwänze wie ein Riemen sich durcheinander flechten. Da sie sich hinterwärts begatten, können sie alsdann so leicht nicht auseinander kommen [13]).

Das Beyspiel einer seltnen Fürsorge anderer Ratzen für eine blinde, welches im Londner Magazin Aprill 1757. angeführet wird, ist merkwürdig und verdienet im Hamb. Magazin XIX. B. p. 456 und 57 nachgelesen zu werden.

Vor dem Fleische der Ratzen hat man in unsern Gegenden einen sehr großen und natürlichen Abscheu. In der That ist es um des schlechten und widrigen Geruches willen dieser Thiere, außer der äußersten Hun-

13) Cf. Wittenb. Wochenbl. 74 p. 41 und 69. Eine Abbildung und ausführl. Nachr. davon siehet man in *Valent.* Muſ. Muſ. Tom. II. p. 151 &c. Cf. *Schellhammer* in Miſc. Acad. N. Cur. Dec. II. An. IX. obſ. 147. p. 254.

14) *Geoffr.* l c. p 189.

Hungersnoth, nicht wohl zur Nahrung zu brauchen. Dennoch giebt es Länder, wo man die Ratzen mit Lust verzehret, und ihr Genuß ist von keinen übeln Folgen begleitet[14]. Der beste Schmauß der Schwarzen auf Jamaika sind Ratzen. Die Natur läßt ihnen auch daselbst, wegen der vielen Zukkerplantagen an diesem Lieblingsgericht keinen Mangel dulden. Können sie auch eine Katze dabey haben, so halten sie eine herrliche Mahlzeit[15]. Auch in Siberien und auf Martinike werden Ratzen und Mäuse gegessen, weil man daselbst ihren starken Geruch zu vertreiben weis[16]. Varro[17] lehret so gar, wie man ein Gebäude für die Ratzen bauen müsse, um solche für den Tisch zu füttern, zu erziehen und zu mästen. Sloane wunderte sich nicht wenig, als er auf Jamaika Schlangen, Ratzen und Eidexen öffentlich zum Verkauf, und zwar als Nahrungsmittel für Leute von recht gutem, zärtlichem Geschmack, ausgeleget fand[18].

Ohnerachtet alles des Ekels, den gewöhnlicher Weise die Europäer vor dem Genuß der Mäuse und Ratzen beweisen, hat man doch nicht unterlassen, diese Thiere zum Theil ganz, theils auch ihr Blut und ihren Koth[19] zu medizinischen Absichten anzuwenden. Ich will mich

15) S. Hamb. Mag. X B. 557. *Sloane* Intr. in H. Nat. Jam. p. 20.

16) S. Stuttg. Phys. ök. Ausz. III B. p. 236.

17) De re rusticâ L. III c. 15.

18) S. *Sloane* l. c. p. 25. Cf. Dappers Afrika p. 550. 552.

19) Muscerda. Stercus nigrum. Ratten- oder Mäuse-Koth.

mich aber beym Gebrauch so ekler Mittel und ihrer vermeynten Wirkungen hier nicht aufhalten, sondern vielmehr neugierige Leser auf des Hrn. Geoffroy mat. med. VIII. Th. p. 189 — 191 auf die Ephem. Nat. cur. Dec. II. An. V. und auf D. Merkl. Thierr. p. 129 bis 132 verweisen.

Der Schade, welchen sowohl diese, als alle noch anzuführende Mäusearten anrichten können, hat es zu einer Nothwendigkeit gemacht, auf Mittel zu ihrer Vertilgung oder wenigstens ihrer Verminderung zu denken. Hier ist freylich der Ort nicht, alle diese Mittel zu erzählen; da ich aber die meisten bisher bekannt gewordenen Mittel zu Vertilgung der Feld-Garten und Hausmäuse, besonders der Ratzen im IV. B. unserer Berlinischen Sammlungen von S. 470 — 495 angezeiget, auch der Kunststükke geübter Rattenfänger beyläufig erwähnet habe; so kann ich mich hier füglich auf diese und im Vten Bande S. 384 — 386 ertheilte Nachrichten beziehen.

M..

XXVI.

Die Maus [1]).

Insofern die Maus viel kleiner ist, als die Katze, vermehret sie sich auch stärker, und gehört sowohl unter die gemeinen, als überhaupt sehr weit verbreiteten

1) Franz. *Souris.* Griech. Μῦσκος. Lat. *Mus*, *Musculus*, *Mus minor*, Sorex. Ital. *Topo*, *Sorice*, *Sorgio di casa*. Span. *Rat*, *Rata*. Deutsch. Maus. Engl. *Common Mouse*. Schwed. *Mus*. Dän. *Muus*. Pohln. *Myss*. (Holl. *Muys*. Hebr. *Acbar*. Arab. *Phar* und *Phir*. Müller. Chald. *Acbera* Briss.)

Mus *Gesn* Hist. Quadr. p. 714. *Mus domesticus* communis vel minor. *Ejusd.* Jcon. quadr. p. 114.

Mus domesticus vulgaris vel minor. *Raji* Syn. anim. quadr. p. 218.

Mus caudâ nudiusculâ, corpore cinereo-fusco, abdomine subalbescente, *Linn.*

Mus minor, *Musculus vulgaris domesticus*, caudâ tereti, longâ, *Klein.* Quadr. p. 57.

Mus caudâ longissimâ, obscurè cinereus, ventre subalbescente. *Briss.* Regn. animale p. 169.

Tab. LXX. Die Maus.



Büff: 4 füss: Thiere IV Theil. Schmidt f.

ten Thiere. Sonst hat sie mit den Katzen einerley Naturtrieb, Temperament und Naturel; bloß durch ihre Schwäche und von derselben herrührende Gewohnheiten, ist sie von diesen besonders unterschieden. Wegen ihrer natürlichen Schüchternheit und durch die Nothwendigkeit bewirkten Dreustigkeit, hat man den Grund aller ihrer Bewegungen theils in der Furcht, theils im Mangel der Nahrung zu suchen. Sie verläßt ihr Loch nicht eher, als wenn sie der Hunger drükket. Sie bleibt immer in der Nähe desselben, um beym geringsten Geräusch ihre Zuflucht gleich wieder dahin nehmen zu können. Sie wandert nicht, wie die Katze, von einem Hause zum andern, sie müste dann durch Noth

Die Hausmaus. Müllers Linn. Natursf. I. p. 349 n. 13 die kleine Hausmaus. Musculus domesticus Hallens Thiere p. 431. n. 1. Die kleine Thiere. p. 122. Meyers illum. Thiere I B. p. 1 — 3. Tab 1. Die Maus. Pennants Britt. Thierg. p. 45. sp. VII. *Sebæ* Mus. I. Tab 3. f. 6. Das Skelet Tab. 31. Geoffroy Mat. med. VIII Th. p. 185. Mus *Offic.* Mus domest. *Schrœderi* 303. *Merr.* Pin. 167. *Jonst.* Quadr. 115 T. 66 *Dalech.* Pharm. 446. *Schwenckf.* Quadr. p 113. Μῦς Diosc. Mus albus. Μῦς λευκός. Weiße Maus, Mus rubeus, Brandmaus. Ib. 114. *Aldrov.* quadr. digit. 417 *Charlet.* Exerc. 24. *Onom.* p. 22. Mus. The Mouse. *Herrmanni* Cynos 550 *Kramer.* Austr. p. 316. Leems Lappen 123. *. *Briss.* Quadr. 8vo. p. 119. n. 2. Sorex. Souris. *Sloane* Nat. Hist. of. Jam. Vol. II. p. 330. *Carucuoca* Brasiliensibus. *Marcgr.* Brasil. p. 229. Mus Musculus *Linn.* S. N. XII. p. 83 n. 13. *Ejusd.* Faun. Suec. p 12. n. 34. Ed. 1. n. 31. *Lonicerus* l. c. p. 622. *Vallm. de Bom. Dict.* XI. p. 28 — 31. *Cours d'Hist. Nat.* II. 247. &c.

M . .

Noth und Gefahr gezwungen werden; auch hat man von ihr viel weniger Schaden zu fürchten. Sie besitzt lange nicht so viel natürliche Wildheit, und läßt sich bis auf einen gewißen Grad zähmen, aber ohne deshalb umgänglich zu werden, oder eine Zuneigung für jemanden zu fassen. Woher sollte denn auch die Anhängigkeit für Geschöpfe kommen, die uns beständig Fallstrikke legen?

Je mehr natürliche Schwäche, desto mehr Feinde, welchen die Mäuse durch nichts, als vermittelst ihrer Hurtigkeit und ihres kleinen Körpers entwischen können. Nachteulen, alle Gattungen von Nachtvögeln, Katzen, Hausmarder, gemeine Wieseln, die Ratzen selbst sind unaufhörlich ihre strengsten Verfolger. Sie werden durch Lokspeisen sehr leicht in die Falle gelokt und zu Tausenden getödtet. Bloß durch die unermeßliche Fruchtbarkeit kann diese Gattung ihrer gänzlichen Vertilgung entgehen.

Ich habe Beyspiele von Mäusen gesehen, welche in den Mausefallen hecken. Sie vermehren sich zu allen Jahreszeiten, und hecken vielmal des Jahres, jedesmal fünf oder sechs Jungen. Es gehören kaum vierzehn Tage dazu, so sind sie groß und stark genug, sich zu zerstreuen, und ihren Unterhalt selbst aufzusuchen. Das Leben dieser Thierchen ist also nur von kurzer Dauer, weil ihr Wachsthum so hurtig von statten gehet. Hieraus läßt sich noch ein deutlicher Begriff von ihrer unbeschreiblichen Vermehrung machen. Aristoteles meldet [a]), er habe gelegentlich eine trächtige Maus in ein Getreidemaaß gesperret, und nach

a) S. *Aristot.* Hist. anim. L. VI c. 37. D. V. A.

nach Verlauf einer kurzen Zeit von einer Stammmutter hundert und zwanzig Mäuse darinn angetroffen.

Diese kleine Thierchen sind übrigens nicht häßlich, sondern haben ein munteres und sogar ziemlich schlaues Ansehen [3]). Der Abscheu, den man gemeiniglich für sie heget, gründet sich bloß auf die schrekhaften Ueberraschungen, und auf die Unbequemlichkeiten, welche sie verursachen. Alle Mäuse sind unten am Bauche weißlicht [4]), und man hat schon oft ganz weisse [5]) gese-

3) Hr Linne nimmt, als ein Unterscheidungsmerkmal der Mäuse von den Ratten, außer der mindern Größe, den Umstand an, daß an den Vorderfüßen der Mäuse nur vier Zeen und kein Nagel statt des Daumens, (wie sonst bey den Ratten,) vorhanden ist. An den Hinterfüßen haben sie fünf Zeen. Der Leib pflegt gemeiniglich zween, der Schwanz, drey Zoll auszumachen. Das Gebiß ist eben so, wie bey den Ratten beschaffen. M...

4) Mäuse von einerley Alter haben nicht allemal einerley Aschgraue und gelblichte Streifen. In den Scheuern sind sie grauer, als in den Häusern; vermuthlich, von der unterschiedenen Beschaffenheit der Luft und Nahrung. Daubenton. M...

5) Cf. *Schwenckfeld*. l. c. p. 114. Von dieser ganz weißen Art mit rothen, blitzenden Augen, sind 1603 auf dem Schloße zu Liegnitz nicht nur einzelne, sondern auch zuweilen etliche Paare gefangen worden. Hr. Brisson gedenkt l. c. p. 122 einer weissen Maus die man in Zeylon antrift; Mus albus Virginianus.

gesehen. Es finden sich auch einige von mehr oder weniger brauner 6), oder schwarzer Farbe. Die Gattung hat sich überall in Europa, Asien und Afrika ausgebreitet. In Amerika soll es, wie man glaubet, keine gegeben haben, die jezo aber daselbst befindliche Menge ursprünglich aus unserm vesten Lande dahin gekommen seyn. Das Gewisseste hierbey ist wohl, daß dieses kleine Thier gern den Menschen zu folgen, und unbewohnte Länder zu meiden scheinet, weil sichs am liebsten von Brod, Käse, Spek, Oel, Butter und andern Sachen ernähret, welche der Mensch für sich selbst als Lebensmittel zubereitet.

Le Rat blanc de Virginie n. 7. Mus agrestis Virginianus albus *Klein.* quadr. p. 57. *Seb.* Thes. Vol. 1. p. 76. T. 47 f. 4 optima und n. 8. Mus albus Ceylonicus. Le Rat blanc de Ceylon. Beyde, weil sie einen zugespitztern Kopf, als die kleinen Feldmäuse haben, müssen wohl zu der Art unserer Hausmäuse gehören. Die erste beschreibt er von der Spitze der Schnautze bis an den Ursprung des Schwanzes $3\frac{1}{2}$ Zoll, ganz weiß, mit schwarzem Knebelbart und langem Schwanze. Bey der Zeylonischen, sagt er, ist der Bart nicht so schwarz und der Schwanz von ungewöhnlicher Länge. M..

6) Diese Abänderung nennet Schwenkfeld die Brandmaus, das rothe Mäuschen, Mus rubeus, und beschreibt sie dunkelroth, mit einem schwarzen Strich längs dem Rükken, weissem Bauch und Safranfarbigen Zähnen. M..

XXVII.

Tab.LXXI. Die grosse Feldmaus



v. Buff. Vierf. Thiere IV. T. Wolff sc.

XXVII.

Die große Feldmaus.

Die große Feldmaus ist kleiner, als die Ratte, [1]) die vorige Maus übertrift sie aber an Größe. Sie kömmt niemals in die Gebäude; nur auf den Feldern und im Wald ist sie häufig anzutreffen. Man erkennet sie an den großen aus dem Kopf hervorragenden Augen, und kann sie von Ratten und Mäusen durch die unten am Bauche weißlichte, auf dem Rükken rothbraune Farbe des Hares unterscheiden. Man findet sie allenthalben und in großer Menge, besonders auf hohen Feldern. Zu ihrem völligen Wachsthum scheint sie lange Zeit nöthig zu haben, weil sie uns in sehr abwechselnder Größe zu Gesichte kömmt. Die großen haben von der Spitze der Nase bis zum Ursprunge des Schwanzes vier Zoll und zwo bis drey Linien, die kleinen haben einen Zoll weniger, ob sie gleich, wie jene, völlig erwachsen zu seyn scheinen. Da sie uns aber von allen mittlern Größen vorkommen; so ist es wohl ausser Zweifel, daß man sowohl die großen, als die kleinen für einerley Gattung halten müsse.

Einige Naturforscher, welchen dieses unbekannt war, haben daraus wahrscheinlicher Weise zwo Gattun-

Q 2

1) Daher ist es zu bewundern, daß man sie mit einem Hamster verwechseln können, der viel größer ist, als die Ratte und welchen Hr. v. Büffon gar nicht gekannt oder beschrieben hat. M.

tungen machen wollen, und zu der einen die große Feldratte [2]), zur andern die große Feldmaus [3]) gerechnet. Ray, welcher zuerst in den Irrthum verfiel, sie unter zweyerley Namen zu beschreiben, scheint selbst einzugeste-

2) Mus agrestis major, macrouros *Gesneri.* S. *Raji* Syn. quadr. p. 219.
Mus caudâ longissimâ fuscus, ad latera rufus.] — *Mus campestris major. Briss.* Regn. anim. p. 271. B.

Le grand Rat des Champs.

Hallens Thiere I. 431. n. 4. Die Feldmaus. Ruricola. *Klein* Quadr. p. 57. not. 50. *Gesn.* Quadr. p. 830. fig. 1104. *Ejusd.* Icon. p. 116. fig. sat bona. *Aldrov.* Quadr. p. 436. Mus agrestis *Rzacz.* Auct. Pol. p. 328. Campagnoli Ital. *Briss.* Quadr. p. 121. n. 4. Deutsch. Erdmaus, Feldmaus, Nielmaus. Engl. *Fieldmause.* Pohln. *Mus Polna. Bom. Dict.* IX. 478. *Dict. des Anim.* III. 662.

3) Mus domesticus medius. *Raji* Syn. quadr. p. 218. Mus caudâ longâ, suprâ fusco flavescens, infrâ ex albo cinerascens. *Briss.* Regn. anim. p. 274. Le *Mulot.* B.

Mus sylvaticus, caudâ mediocri, palmis tetradactylis, plantis pentadactylis, corpore gryseo, pilis nigris, abdomine albido. *Linn.* S. N. XII. p. 84. n. 7. *Ejusd.* Faun. p. 12. n. 36. *Briss.* Quadr. p. 123. n. 10. Mus agrorum. le *Mulot.* Müllers Linn. Naturs. I. p. 352. n. 17. Waldmaus. Pennants Britt. Thierg. p. m. 44. Tab. XI. d. Engl. *Long taill'd Fieldmouse.* Ital. *Sorcio.* Span. *Turon.* Port. *Turao.* Dän. *Voed.* Meyers Illumin. Thiere I. p. 1 — 3. Tab. I. Leems Lappen p. 123. not. *Bomare* Dict. VII. 265. *Dict. des anim.* III. 195. Mus subterraneus. M.

gestehen, daß er nur eine Art von beyden kenne 4). Obwohl die kurze Beschreibungen, die er von beyden Gattungen liefert, unterschieden zu seyn scheinen; so läßt sich daraus doch nicht sicher der Schluß ziehen, daß beyde wirklich vorhanden wären: 1) weil ihm selbst nur eine davon bekannt war, 2) weil auch wir nur eine kennen, und, alles Nachforschens ohnerachtet, nicht mehr, als diese einzige, haben ausfinden können; 3) weil Gesner und mit ihm alle alte Naturkundige unter dem Namen Mus agrestis major, nur von einer Art reden und selbige für sehr gemein ausgeben, welches auch Ray von seiner Mus domesticus medius behauptet. Wär es also wohl möglich, daß nicht einer oder der andere von diesen Schriftstellern beyde Gattungen bemerkt haben sollte, da sie einstimmig versichern, daß beyde sehr gemein sind? 4) weil man, da es bey dieser Gattung größere und kleinere Mäuse giebt, wahrscheinlich dadurch auf den Irrthum geführet worden, die größten zu der einen, die kleinsten zur zwoten Gattung zu machen; und 5) weil die Beschreibungen von beyden vermeynten Gattungen, die nirgends weder genau bestimmt, noch vollständig sind, nicht verdienen, daß man sich durch dergleichen zweydeutige Merkmale und darauf gegründete Verschiedenheiten wankend machen laße.

Die alten reden in der That von zweyerley Arten der Feldmäuse, und nennen die eine *Mus agrestis major*, die andere, *Mus agrestis minor*. Beyde Gattungen sind sehr gemein und uns nicht minder bekannt, als den Alten. Die erste ist unsre große Feld-

 maus

4) De hac specie mihi non undiquâque satisfactum est. *Raj.* Syn. quadr. p. 219.

maus (Mulot), die andere, oder die mittlere Hausmaus, die Hr. Ray unter seiner Mus domesticus medius vorstellet, ist nicht unsre zwote Art von Feldmäusen, sondern ein anderes Thier, das wir unter dem Namen der kurzschwänzigen großen Feldmaus oder der kleinen Feldratte [5]) kennen. Weil sich aber dieses Thier merklich von den Ratten oder von der großen Feldratte unterscheidet; so haben wir weder den Geschlechtsnamen der kleinen Feldratte, noch die Benennung der großen, kurzschwänzigen Feldmaus beybehalten, sondern ihr vielmehr einen besondern und eigenthümlichen Namen gegeben. [6])

Eben so verhält sichs mit einer neuen Mäusegattung, die seit einigen Jahren sich ausgebreitet, und um Versailles, und in einigen um Paris liegenden Provinzen stark vermehret hat. Sie heißen daselbst Waldratten, wilde Ratten, große Feldratten, [7]) sind ungemein gefräßig, boßhaft, schädlich und viel größer, als unsre Ratten. Auch diese Gattung soll mit einem besondern Namen bezeichnet werden, weil sie von allen übrigen sich unterscheidet und man, zu Vermeidung aller Mißverständnisse, billig einer jeden Gattung ihren eignen Namen ertheilen sollte.

Da sowohl die große Feldmaus, als die Feldmaus mit kurzem Schwantze, die wir *Campagnol* nennen werden, auf den Feldern und im Walde sehr häufig vor-

5) *Mulot à courte queuë* ou petit *Rat des Champs.*

6) Wir nennen sie *Campagnol*, nach dem Italiänischen *Campagnoli.* v. B.

7) *Rats des bois, Rats sauvages. Gros Rats de champs.*

vorkommen, so haben sie die Landleute durch einen Unterschied, welcher für sie am auffallendsten war, bezeichnet. Bey unsern Burgundischen Bauern heißt eine große Feldratte, die Ratte mit langem Schwanze, der Kampagnol aber, die kurzschwänzige Ratte oder der Stutzschwanz [8]); in andern Provinzen, jene die Springratte oder hüpfende Ratte, [9]) weil ihr Gang immer Sprungweise geschiehet, anderwärts Feldmaus, [10]) wenn sie noch klein, und Feldratte [11]), wenn sie völlig erwachsen ist. Man muß daher nicht vergessen, daß die Feldmaus, die hüpfende Ratte, die langschwänzige Ratte, die große Feldratte, die Hausratte von mittlerer Größe, lauter verschiedene Benennungen von dem einzigen Thiere sind, welches bey uns *Mulot*, die große Feldmaus, heisset.

Ihr Aufenthalt ist, wie oben gedacht, auf trokkenen Feldern. In den Waldungen und auf den daran grenzenden Aekkern findet man sie ebenfalls in großer Anzal. Sie verkriecht sich in Löcher, welche sie entweder schon fertig antrift, oder selbst unter Gesträuchen und Baumstämmen ausgräbet. Sie trägt eine ungeheure Menge von Eicheln, Haselnüßen oder Buchekkern zusammen. In einem einzigen Mauseloch ist manchmal ein ganzer Scheffel solcher Früchte verborgen. Sie richtet sich, bey Anhäufung ihres Vorrathes, nicht so wohl nach ihren Bedürfnissen, als nach der Weite des vorräthigen Raumes. Dergleichen Löcher sind gemeiniglich einen Schuh tief unter der

 Erde,

8) La *Ratte à grande queuë*, *la Ratte courte.*

9) *Rat sauterelle.*

10) *Souris de terre.*

11) *Mulot.*

Erde, und in zwo Höhlen abgetheilet, wovon die eine die Wohnung der Rattenfamilie, die andere die Vorrathskammer vorstellet.

Ich habe den großen Schaden oft mit Nachdruk empfunden, welchen diese Geschöpfe in den Pflanzungen und Saatfeldern anrichten. Sie schleppen alle frisch gesäete Eicheln hinweg, und folgen dem Pflug Furche vor Furche, um eine Eichel nach der andern, bis auf das lezte Stük, auszuscharren. Das geschieht besonders in den Jahren, wo es an hinlänglichen Eicheln fehlet. Denn wenn sie nicht sattsamen Vorrath im Wald antreffen; so kommen sie auf besäete Felder, sie aufzusuchen. Sie verzehren aber ihre Beute nicht auf der Stelle, sondern tragen die Eicheln in ihr Loch auf einen Haufen zusammen, wo sie dieselben vertroknen und öfters verfaulen laßen. Sie allein thun an der Holzsaat größern Schaden, als alle Vögel und übrige Thiere zusammen genommen stiften können [12]).

Zu Vermeidung dieses großen Schadens ist mir kein besseres Mittel vorgekommen, als im ganzen Bezirke des besäeten Feldes alle zehn Schritte Schlingen zu legen. Eine geröstete Nuß unter einen durch ein Hölzchen gestüzten Stein gelegt, ist für sie eine verführische Lokkung. Sie eilen lüstern herbey, die Nuß, welche sie der Eichel vorziehen, zu verzehren und weil diese am Stellholze bevestigt ist; so fällt ihnen der Stein, bey der geringsten Berührung, auf den Leib

und

12) An einigen Orten Engellands werden sie auch Bohnenmäuse (Beanmice), des großen Schadens wegen genennet, welchen sie an frisch gesäeten Bohnen anrichten. M..

und ist schwer genug, sie durch den Druk zu erstikken. Ich habe mich eben dieses Mittels auch mit Vortheil bey Kampagnols oder großen kurzschwänzigen Feldmäusen bedienet, welche die Eicheln ebenfalls verwüsten. Da man besorgt war, mir alles, was in den Schlingen gefunden wurde, zu bringen; so sah ich anfänglich, mit nicht geringer Verwunderung, daß in einem Stük Feld, von etwa vierzig Morgen, an grossen Feldmäusen und Kampagnols, täglich an zwey hundert Stük gefangen worden. In Zeit von drey Wochen, vom 15ten Novemb. bis zum 8ten Dezember, hatten sich über zwey tausend Stükke gesammlet; hernach fieng man immer weniger, bis zum strengen Frost, wo sie anfangen, in ihren Löchern verborgen zu bleiben.

Seit dem ich, vor mehr als zwanzig Jahren, diesen Versuch gemacht, habe ich mich bey jeder Holzsaat immer dieses Mittels bedienet, wodurch allemal eine große Menge dieser Feldmäuse vertilget worden. Im Herbst ist ihr Schwarm am grösten, im Frühling aber viel minder zahlreich, weil sie einander selbst aufreiben, so bald es ihnen im Winter an Lebensunterhalte fehlet. Die grösten verzehren die kleinen, auch die Kampagnols und sogar die Krammetsvögel, Amseln und andere Vögel, welche sie ohngefähr in den Schlingen antreffen. Den Anfang machen sie beym Gehirn und fressen hernach den ganzen Körper.

Wir haben einmal zwölf lebendige große Feldmäuse zusammen in ein Geschirr eingesperret. Morgens um acht Uhr gab man ihnen zu fressen. Als man sie eines Tages ein Viertelstündchen lang vergessen, fand man, daß schon eine den übrigen zur Speise die-

nen muste. Des folgenden Tages verzehrten sie eine zwote und nach wenigen Tagen war nur noch eine von zwölfen übrig. Die andern waren alle todt und größtentheils aufgezehret. Selbst an der letzten sahe man Schwanz und Pfoten benaget.

Die große Feldratte ist noch fruchtbarer, als die gemeine Hausratte. Sie hekket jährlich mehr als einmal und gemeiniglich neun bis zehn Junge, deren Zahl bey den Ratten sich nur auf ohngefähr fünf oder sechs erstrekket. Ein Mann von meinem Landguthe fieng in einem einzigen Loche zwey und zwanzig Feldratten, zwo Mütter und zwanzig Jungen. Diese Gattung hat sich in ganz Europa verbreitet. Man trift sie auch in Schweden an [13]). In Frankreich, Italien und in der Schweitz gehört sie unter die gemeinen Thiere. Beym Gesner heißt sie Mus agrestis major [14]); In Deutschland und Engelland Feldmaus, *Field-Mouse*.

Unter die Feinde der großen Feldmäuse gehören die Wölfe, Füchse, Feldmarder, die Raubvögel und ihre eigne sich unter einander verzehrende Gattung.

13) Es ist eben diese Art, welche Hr. v. Linné in der Faun. suec. 1746. p. 11. Mus caudâ longâ, corpore nigro flavescente, abdomine albo, nennet.

14) S. *Gesn. Hist.* quadr. p. 733. *Icon.* quadr. p. 116.

XXVIII.

Tab. LXXII. Die Wassermaus



v. Büff. Vierf. Thiere IV. T. Wolff sc.

XXVIII.

Die Wassermaus. [15]

Wasserratte.

Ein Thierchen, so groß, als eine Ratte, nach seinem Naturell aber, und seiner Lebensart mehr dem Fischotter, als den Ratten, ähnlich! Es lebt, wie jener

15) Le *Rat d'eau.* Lat. *Mus aquaticus* vel aquatilis. Ital. Sorgo *morgange.* Engl. *Watter-Rat.* Pohln. *Myss-Wodna.*

Mus aquaticus *Gesn.* Hist. quadr. p. 732.

— aquat. Quadrupes *Bellon.* Jc. anim. aquat. p. 354. *Ejusd.* Aquatil. p. 35. T. 36 fig. mala.

Mus aquat. major. f. Rattus aquaticus *Raji* Syn. quadr. 217.

Castor caudâ lineari, tereti. Rattus aquaticus *Linn.* Ed. VI. gen. 20. sp. 3.

Mus, *Rattus aquatilis Klein.* quadr. p. 57.

Mus caudâ longâ, pilis suprâ ex nigro et flavescente mixtis, infrâ cinereis vestitus. *Mus aquaticus. Briss.* Regn. anim. p. 175.

A. D. B.

Hals

jener, gröstentheils im Flußwasser. Gemeiniglich findet man die Wassermaus an den Ufern der Flüsse, der Bäche und Teiche. Sie nähret sich, wie der Fischotter, fast bloß von Fischwerk, von Gründlingen, Schmerlen, kleinen Weißfischen, 16) Karpen= Hecht

Hallens Thiere p. 430. n. 2. Die Wasserratte. Müller. l. c. p. 346. n. 11. Pennant l. c. p. m. 43. Tab. XI. lit. b. Meyers ill. Thiere II. T. 84 p. 23. *Kram.* Austr. p. 316. n. 2. Pontopp. Norrw. II. p. 56. Bankrofts Guiana p. 85. Ratten im Rohr. *Mus amphibius*, caudâ elongatâ pilosâ, plantis palmatis. *Linn.* S. N. XII. p. 82. n. 11. *Ejusd.* Faun. Ed. 1. n. 25. Ed. 2. n. 32. p. 12. *Briss.* Quadr. p. 124. n. 12. Mus aquaticus. *Le Rat d'eau.* *Gesn.* aquatil. fig. p. 354 mala. *Aldrov.* Quadr. p. 447. *Jonst.* Quadr. p. 117. *Rzacz.* Auct. Hist. nat. Pol. p. 328. *Charlet.* Onom. p. 22. *Exerc.* p. 25. Sorex aquaticus. *Water-Rat.* Griech. Μῦς Ἔνυδρος. Schwed. *Watn-Rotta.* Span. *Raton de agua.* Portug. *Rato de Agua.* Holl. *Water-Rot.* Dän. *Vandrotte.* *Vallm. de Bom.* Dict. IX. p. 479. *Dict. des* Anim. III. 665. *Schwenckf.* Quadr. p. 115.

Der Archiater gedenkt in seiner Mantissa II. p. 522. noch einer Sumpfratte: *Mus paludosus*, caudâ mediocri pilosâ, palmis subtetradactylis, plantis pentadactylis, auriculis, vellere brevioribus, ater, die sich in Schwedischen Gräben aufhält, so groß, als die Feldmaus, aber von ganz schwarzer Farbe. Ihre gespaltne Zeen sind mit weissen Haren bedekt, ihr Schwanz, der so lang, als der Körper ohne Kopf ist, wodurch sie sich von der Erdmaus unterscheidet, wird überall von Haren umgeben. M..

16) Ablettes & *Verons.* Die letzten sind eine Art von Gründlingen oder kleinen Flußfischen, welche im Lat. Vari-

Hecht- Barbenlaich u. s. w. Sie frißt auch überdies Frösche, Wasserinsekten, bisweilen auch Wurzeln und Kräuter [17]). Man findet aber bey ihr nicht, wie am Fischotter, die Fußzeen mit Schwimmhäuten, an einander verbunden. Das ist ein Irrthum, welchen Ray und viel andere Naturforscher dem Willughby nachgeschrieben haben! [18]) Die Zeen der Wassermaus sind wirklich alle von einander abgesondert; sie schwimmt aber deswegen doch mit vieler Leichtigkeit, kann sich unter dem Wasser lange verweilen und bringt ihre Beute jedesmal ans Land, um sie auf dem Gras oder in ihrem Loche zu verzehren. Bisweilen ertappen sie die Fischer beym Krebsfang, da beißt sie dieselben in den Finger und sucht sich dann durch einen Sprung ins Wasser zu retten.

Der

Varius oder Phoxinus heißen. Hr. v. *Bomare* in s. Dict. Vol. XII. p. 174 beschreibt sie auf dem Rükken Gold- am Bauche Silberfarbig, an den Seiten röthlich, mit einer glatten, schwarz geflekten Haut, breiter Goldgelber Schwanzflosse und weichen Floßen. In der großen Deutschen Ausgabe hat man sie Blakfische genennet, welche man aber, meines Wissens, bloß in der See, und als ganz andere, Polypenartige Thiere, findet. M...

17) In Guiana ist von diesen Mäusen, eine furchtbare Menge vorhanden. Sie sind viel größer, als die Englischen, sonst aber diesen in allen Stükken ähnlich. Im Zukkerrohr finden sie gemeiniglich ihren liebsten Aufenthalt, weswegen auch die Einwohner, nachdem sie das Rohr ausgeschnitten und weggeschaft haben, die stehen gebliebenen Blätter davon rings herum anzünden, wobey viel tausende derselben verbrennen. S. Bankrofts Guiana p. 85. M...

18) Cf. Pennant. l. cit.

Der Kopf der Wassermaus ist kürzer, die Schnauze dikker, das Har borstiger, der Schwanz viel kürzer, als an den Ratten. Große oder solche Flüsse, wohin viele Leute zu kommen pflegen, vermeidet sie eben so sorgfältig, als der Fischotter. Die Hunde pflegen diese Thiere mit einer Art von Wuth aufzujagen. In Häusern oder Scheuern werden sie niemals angetroffen. Sie entfernen sich nie, auch nie so weit, als der Fischotter vom Ufer, welcher sich bisweilen über eine Französische Meile weit auf dem Lande verlieret.

Die Wassermaus läßt sich nicht auf erhabnen Gegenden antreffen, auf hohen Bergen und auf dürren Ebenen ist sie eine wahre Seltenheit, in allen feuchten und sumpfigen Thälern aber Schwarmweise zu finden. Die Männchen und Weibchen halten sich am Ende des Winters zu einander und leztere bringen im Aprill gemeiniglich sechs oder sieben Jungen. Das geschieht vielleicht mehr, als einmal des Jahres; man hat aber davon keine zuverläßige Nachricht.

Ihr Fleisch ist nicht ganz zu verachten. Die Bauern essen es zur Fastenzeit, wie das Fleisch des Fischotters. In Europa sind sie allenthalben, nur nicht in dem allzu strengen Himmelsstrich um den Pol, anzutreffen. Wenn Bellonius nicht irret, so findet man sie auch wieder in Aegypten an den Ufern des Niles. Die von ihm gelieferte Zeichnung gleicht aber unsern Wasserratten so wenig, daß man diese Ratten des Niles nicht ohne Grund für eine ganz andre Thierart halten muß [19]).

19) Die Wassermaus ist eben so lang, als die Ratte, aber, wegen ihres nicht so glatt anliegenden, borstigen An-

Ansehens, ungleich dikker; sie hat auch eine dikkere Schnautze, weniger hervorragende Ohren und einen kleinern Schwanz mit ganz dünnen Haren besetzet. Sie hat in allen sechszehn Zähne, vier Schneide- und zwölf Bakkenzähne. Die ersten sind etwas länger und dikker, sonst wie beym Eichhorn beschaffen; die letztere haben, wie bey den Hasen und Kaninchen, auf ihren Seitenflächen längshin tiefe Lükken. Die vordersten sind eigentlich die dikſten und längsten und passen genau auf einander. M...

XXIX.

Die kleine Feldmaus[20]).

Der Kampagnol.

Die kleine Feldmaus ist viel gemeiner und in weit mehrern Gegenden, als die große, verbreitet. Die leztere findet man auf hohen Aekkern, die kleine, hingegen allenthalben, in Waldungen, Feldern, Wiesen

20) *Campagnol. Mulot à courte queuë, petit Rat des champs.* Ital. *Campagnoli.*
Mus agrestis minor *Gesn.* Hist. quadr. p. 733. *Jcon.* Anim. quadr. p. 116.
— *agrestis* capite grandi, *Brachiuros. Raji* Syn. anim. quadr. p. 218.
Mus caudâ brevi, corpore nigro-fusco, abdomine cinerascente *Linn.*
Mus agrestis, capite grandi. *Klein.* quadr. p. 57. Not. 50.
— caudâ brevi, pilis è nigricante et sordidè luteo mixtis in dorso, et saturatè cinereis in ventre vestitus. *Mus campestris* minor *Brisson.* Regn. anim. p. 176.

Rat

Tab: 73. Kleine Feldmaus.



Büff. 4 füss: Thiere. IV Theil. J. G. Schmidt f.

ſen und ſogar in den Gärten. Man erkennet ſie leicht an ihrem dikken Kopf und kurzem Stutzſchwanz, deſſen Länge ſich ſelten über einen Zoll erſtrekket. Sie gräbt ſich Löcher in die Erde und füllet ſie mit Getreide, Haſelnüſſen und Eicheln. Das Getreide ſcheint ſie allen übrigen Nahrungsmitteln vorzuziehen.

Im Julius, wenn das Getreide reif iſt, kommen dieſe Mäuſe von allen Orten zuſammen, und verurſachen durch das Abbeißen der Halme, der Aehren wegen, den gröſten Scha-

Rat de terre. Memoires de l'Acad. des Scienc. année 1756 Mem. *ſur les Muſaraignes* par Mr. *Daubenton.*

A. D. V.

Aldrov. Quadr. p. 436. *Mus terreſtris. Linn.* S. N XII. p. 82. n. 10. *Faun. ſuec.* Ed. 1 n. 29 Ed. 2. p. 11 n. 31. Schwed. *Molle.* Pennants Britt. Thierg. p. 45. Tab. XI. c. Engl. The *ſhort taill'd Fieldmouſe.* Span. *Raton de Campos.* Dän. *Skier-Muus.* Müllers Linn. Naturſ. I. 245. n. 10. Die Feldmaus. Hallens Thiere p. 431. n. 5. Die Scharrmaus *Vallm de Bom.* Dict. II. p. 301. *Dict. des anim.* III. 666. Petit Rat des Champs Cf. Wittenb. Wochenbl 73. p. 261. 269 und 305. Hannov. Magaz. 73. p. 1633 — 1656. Koburg. Magaz. II. 71. Harzmagaz. I. p. 370. Greifsw. gel. Nachr. 74. p. 136 Zorns Gedank. über die Mäuseplage 1742 und 1773. *Schwenckf.* Quadr 116. Μῦς ἄγριος. Mus ſylveſtris, campeſtris vel ſubterraneus Agricolae. Nitedula *Servii* Erdſchuffel. Erdfahren, Erdmaus, Akkermaus, Scharrmaus. M..

Schaden [21]. Sie scheinen den Schnittern ordentlich nachzuerndten und machen sich die ausgefallne Körner und übrig bleibende Aehren vortreflich zu Nuze [22]. Wenn die Haupterndte für sie vorbey ist, überfallen sie die neu besäeten Felder, um im Voraus die Erndte des künftigen Jahres zu vernichten. Im Herbst und Winter ziehen die meisten in die Wälder, um sich mit Buchekkern, Haselnüssen und Eicheln zu nähren.

In gewissen Jahren erscheinen so furchtbare Heere dieser Mäuse, daß durch ihre Menge, wenn sie sich lange

21) Sollte Hr. v. Linné unter seiner Erdmaus, Mus gregarius. S. N. XII. p. 84. n. 16. Müllers Linn. Naturs. I. 351. nicht eben diese Art gemeynet haben, und sollte sie nicht bloß als eine Abänderung seines Muris terrestris zu betrachten seyn? M..

22) Auf der Insel Frankreich (Isle de France) finden sich diese Feldmäuse dermassen häufig, daß man behauptet, die Holländer hätten dieser Thiere wegen ihre Niederlaßung aufgegeben. Es giebt Pflanzungen, wo man deren jährlich mehr, als dreyßig tausend umbringet. Sie legen sich nicht allein in der Erde weitläuftige Magazine von Körnern und Früchten an, sondern klettern auch auf die Gipfel der Bäume, daselbst kleine Vögel zu erbeuten. Sie durchnagen die dikſten Träger. Man siehet sie mit Sonnen Untergang von allen Seiten sich ausbreiten und in wenig Nächten eine ganze Erndte verzehren. Man hat Maysfelder daselbst gesehen, wo sie keine Aehre mehr gelaßen hatten. S. Reisen eines französ. Offiz. p. 92.

M..

lange halten können, alles verwüstet wird [23]). Glük-
licher Weise treibt sie der Heißhunger gemeiniglich an,
sich einander selbst aufzufressen und so zu vertilgen.
Viele werden auch von den großen Feldmäusen auf-
gezehret. Ausserdem sind sie ein gewöhnlicher Fras des
Fuchses, der wilden Kaze, des Feldmarders und der
gemeinen Wieseln.

Die kleine Feldmaus hat mit keinem Thiere mehr
Aehnlichkeit, als mit der Wassermaus, besonders in
Ansehung der innern Theile, wie aus dem, was Hr.
Daubenton davon anführt, erhellet. Aeußerlich aber
unterscheidet sie sich durch viel wesentliche Merkmale:
1) durch die Größe, die bey der kleinen Feldmaus
von der Nasenspitze bis zum Schwanze nur etwa drey,
bey der Wassermaus aber sieben Zolle beträget: 2)
durch die Abmessungen des Kopfes und Leibes. Die
kleine Feldmaus ist im Verhältniß mit ihrer Leibes-
länge, dikker am Kopf und am Leib, als die Wasser-
maus. 3) Durch die Länge des Schwanzes, die
bey der kleinen Feldmaus höchstens nur ein Drittheil,
bey der Wassermaus aber zween Drittheile der ganzen
Länge des Thieres beträget: endlich auch 4) durch
das Naturell und Lebensart. Die kleine Feldmäuse
fressen keine Fische, begeben sich auch nicht aufs Was-
ser. Die Eicheln der Wälder, das Getreide der Fel-
der, die knotichten Wurzeln der Wiesen, als die Wur-
zeln des Hundezahns, geben ihnen die natürlichste Nah-
rung.

23) Hiervon lese man besonders das Witt. Wochenbl.
l. cit. M...

Die Löcher der kleinen Feldmäuſe ſind wie der groſſen ihre beſchaffen und bisweilen in zwo Hölen abgetheilet; aber nicht ſo geräumig und bey weitem ſo tief nicht in die Erde gegraben. Hier wohnen bisweilen viele dieſer kleinen Thiere beyſammen. Bey annähernder Hekzeit ſchleppen die Weibchen Gras zu einem Lager für ihre Jungen zuſammen. Sie hekken im Frühling und Sommer, auf einmal gemeiniglich fünf, oder ſechs, manchmal auch ſieben oder acht Jungen.

Anhang
nach Herrn Daubenton.

Die kleine Feldmaus gleicht der Wassermaus in Ansehung der Leibesgestalt, Farbe und Beschaffenheit des Hares, und ist von ihr hauptsächlich in der mindern Größe merklich unterschieden. Außerdem hat sie einen harigern Kopf, kürzere Ohren, einen kleinern Schwanz, als die Hausmaus und große Feldmaus, auch einen dikkern und kleinern Kopf, als beyde.

Im Thiergarten zu Versailles hat man im Jahr 1758 eine kleine Feldmaus gefangen, welche von andern sich dadurch unterschiede, daß an ihr überall Aschgrau schwärzliche Hare und ein längerer Schwanz, als an den übrigen bemerkt wurde; denn er war an dieser 1 Zoll und 9 Linien; die ganze Länge des Körpers aber 3 Zoll und 7 Linien. Eine kleine Feldmaus von gewöhnlicher Farbe, die man zugleich ebendaselbst gefangen, hatte nur einen zehn Linien langen Schwanz, obgleich die Länge des Leibes 3 Zoll und eilf Linien ausmachte. An einer andern, von etwa 3 Zoll und 8 Linien, sahe man einen Schwanz von 1 Zoll und 3 Linien. Am größten Thiere dieser Art hat Hr. Daubenton einen 4 Zoll 3 Linien langen Körper und einen Zoll langen Schwanz wahrgenommen. Der

Rükken war gelblich, mit einem dünnen, grauen Streife, der Untertheil des Leibes grau, mit Aschfarbe gemischet. Bey andern, die er sehr häufig untersuchet, fand er den Rükken braun, mit einer gelblichten Schattirung, den Untertheil des Leibes blaßgelb, unrein weiß und Aschgrau. Indessen glaubt er, daß ohnerachtet aller Verschiedenheiten in der Farbe, der Größe des Leibes und Schwanzes, diese Thiere doch alle zu einerley Gattung gehören. Wenn man die geringere Zahl der Schwanzwirbelbeine ausnimmt; so ist auch das Geribbe dieses Thieres vom Geribbe der Wassermaus bloß durch die kleinere Knochen unterschieden. M...

Tab: LXXIV. *Spitzmaus.*



Büff: 4 füss: Thiere IV Theil. Schmidt f.

XXX. [24])

Die Spitzmaus [25])

Die Spitzmaus scheint einen Uebergang in der Ordnung der kleinen Thiere auszumachen, und einen leeren Raum zwischen den Ratten und Maul-

 würfen

24) Ich habe hier im Original das Meerschweinchen und den Igel überschlagen, bis wir die vom Herrn von Büffon angeführte noch übrige Mäuse und ihnen am ähnlichste Thiere werden beschrieben haben. M...

25) La *Musaraigne.* Griech. Μυγαλή. Lat. Mus *araneus,* Mus *coecus.* Ital. *Toporagno.* Span. *Murganho.* Deutsch. Müger, Zismaus, Spitzmaus, Haselmaus, Engl. *Shrew. Shrew-Mouse, Hardy-Shrew.* Schwed. *Nabbmus.* Pohln. *Keret.* In Schles. Bisammaus, bey den Graubündnern, *Musarring,* in der Schweitz *Mûtre,* in Savoyen M*uset, Musette, Sery, Sri.* (Dän. Nabbmaus, Muusefkier.)

Mus araneus *Gesn.* Hist. Quadr. p. 747.

Mus Mochias. (Weil sie aufgetroknet nach Moschus riechet.) *Gesn.* Jcon. anim. quadr. p. 116.

Mus

würfen auszufüllen, die zwar von gleicher unbedeutender Größe, in der Bildung aber merklich von einander abweichend und in der Gattung sehr unterschieden sind. Die Spitzmaus, die an Größe nicht einmal der gemeinen Maus gleich kömmt, hat mit dem Maulwurfe besonders viel Aehnliches, in Ansehung der Schnauze, weil ihre Nase weit länger, als die Kinnbakken ist, imgleichen der Augen, die zwar etwas größer, als am Maulwurf, aber eben so verstekt, als bey diesem, und viel kleiner sind, als an der gemeinen Maus; ferner der Anzal der Zeen, deren sie fünf an allen Füßen hat; in Ansehung des Schwanzes, der Beine, besonders

Mus araneus. *Raji* Syn. Anim. quadr. p. 239. *Sorex* Mus araneus *Linn.*

Mus araneus, rostro productiore, Mus venosus. *Klein* quadr. p. 58.

Mus araneus suprà è fusco rufus, infrà albicans... *Mus araneus*. *Briss.* regn. anim. p. 178. A. d. V.

Die Spitzmaus. Angelmaus. Hallens Thiere I. 435. n. 13. Müllers Linn. Nat. Syst. I. 302. n. 5. Tab. XVII. f. 3. Pennants Britt. Thierg. p. 49. Tab. IX. c. *Kram.* Austr. p. 317 Sorex foetidus *Penn.* Syn. quadr. *Sorex Araneus* caudâ mediocri, corpore subtùs albido *Linn* S. N. XII. p. 74. n. 5. *Faun.* Suec. Ed. 2 n. 24. p. 9 Ed. 1. n. 33. *Lonic.* 1703 p. 622. *Aldr.* Quadr. 441. *Jonst.* T. 66. *Charl* Onom. 22. *Exerc.* p. 25. *Schwenckf.* quadr. p. 114. Mus domesticus, minimus. Zißmaus. Muzer. *Dalech.* Pharm. 450. *Briss.* quadr. 126. Er gedenkt auch p. 127. n. 3. einer Brasil. Spitzmaus mit schwarzen Strichen auf dem Rükken. La Musaraigne du Bresil. Mus araneus. *Marcgr.* Bras. p. 229. *Bom.* Dict. VII. 286 *Dict.* des Anim. III. p. 202. M..

ders der hintern, die kürzer sind, als an der gemeinen Maus, endlich der Ohren [26]) und der Zähne.

Dieses kleine Thier duftet einen starken, ihm ganz eignen Geruch von sich, welchen die Katzen gar nicht ausstehen können, die zwar alle Spitzmäuse verfolgen, auch tödten, aber nicht, wie die gemeine Mäuse, verzehren. Es ist wahrscheinlich, daß dieser schlimme Geruch, nebst dem Widerwillen der Katzen, das Vorurtheil von dem Gifte dieser Thiere und von ihrem, dem Vieh, besonders den Pferden schädlichen Bisse, mögen veranlasset haben. Sie haben aber weder etwas Giftiges an sich, noch die Fähigkeit zu beissen. Die Oefnung ihrer Schnauze ist nicht weit genug, die doppelte Dikke der Haut irgend eines andern Thieres zu fassen, welches doch nothwendig zum Beissen erfordert wird.

Die Pferdekrankheit, welche der gemeine Mann vom Biße der Spitzmäuse herleitet, ist blos eine Geschwulst oder faulende Entzündung, die von einer innern Ursach und gar nicht von einem Biß oder Stich dieses kleinen Thierchens entstehet.

Gemeiniglich findet man die Spitzmäuse, besonders zur Winterszeit auf den Heuböden, in den Ställen, in Kornspeichern und Misthöfen. Korn, Insekten und faulendes Fleisch sind ihre gewöhnliche Nahrung. Sie werden auch häufig auf dem Feld und in Wäldern angetroffen, wo sie vom Korne leben. Sie verbergen

26) Man vergleiche hier mit nachstehender Nachricht von der Spitzmaus die Beschreibungen der gemeinen Maus und des Maulwurfs. A. d. V.

sich hier in Moos, unter den Blättern, den Baumstämmen und bisweilen in Löchern, die entweder von Maulwürfen verlaßen worden oder in solchen, welche sie selbst mit ihrer Schnautze und ihren Klauen ausgraben.

Der gemeinen Sage nach bringt eine Spitzmaus eben so viel, aber nicht so oft Jungen, als die gemeine Maus, läßt auch ein viel schärferes Geschrey von sich hören, und ist lange nicht so beweglich und schnell, als diese. Weil sie schlecht sieht und nicht viel besser laufen kann; so ist es leicht, sie zu fangen. Ein mit Roth untermengtes Braun ist ihre gewöhnliche Farbe, doch werden auch Aschgraue und fast ganz schwarze gefunden. Am Bauche sind sie alle mehr oder weniger weißlicht.

In Europa sind sie gemein; in Amerika scheinen sie sich aber nicht wieder zu finden. Das Brasilianische Thier, dessen Markgrav [27]) unter dem Namen einer Spitzmaus gedenket, und welches, nach seiner Aussage, nebst einer sehr spitzigen Schnautze drey schwarze Streifen auf dem Rükken hat, ist größer und wahrscheinlich von einer andern Gattung.

27) *Marcgr.* Hist. nat. Bras. p. 219.

XXXI.

Tab: LXXV. Wasserspitzmaus.



Büff: 4füss: Thiere IV Theil. Schmidt f.

XXXI.

Die Wasserspitzmaus 28).

Obgleich dieses Thier in unsern Gegenden zu Hause gehört, ist es doch noch keinem Naturforscher, als dem Herrn Daubenton, bekannt worden, der es zuerst entdekte und auf dessen genaue Beschreibung wir unsre Leser hier verweisen. Ich werde dieses in der Folge dieses Werkes öfter thun können. Der unbeschreibliche Fleiß, womit Hr. Daubenton die Thiere untersuchet, die Entdekkung vieler bisher unbekannter oder zum Theil mit andern verwechselter Arten, die man ihm zu danken hat, scheinen mir dazu eben so viel Recht, als Verbindlichkeit zu ertheilen.

Alles, was ich von der Wasserspitzmaus zu sagen vermag, ist, daß man sie bey Sonnen Auf- und Untergang an den Quellen fängt, daß sie, des Tages über, sich in Felsenritzen und Löchern unter der Erde, längs den kleinen Bächen verstekt hält, und im Frühling Junge, mehrentheils neun an der Zahl, zu werfen pfleget.

28) La *Musaraigne d'eau* v. Mém. de l'Acad. des Scienc. An. 1756. Mem. *sur la Musaraigne* par. Mr. *Daubenton* p. 211. Pl. 1. f. 2. A. d. V.

Mus araneus aquaticus, suprà ex fusco nigricans, infrà ex fulvo cinereus ac griseus. La Musaraigne d'eau. *Briss.* Quadr. p. m. 127. *Souris d'eau* des Bourguignons. *Vallm. de Bom.* Dict. VII. p. 287. M...

Herrn

Herrn Daubentons

Beschreibung der Wasserspitzmaus.

Da diese von den Naturforschern bisher unbemerkt gebliebne Spitzmaus im Wasser und auf der Erde lebt, habe ich ihr, zum Unterschiede der längst bekannten, den Namen der Wasserspitzmaus gegeben. Sie ist größer, als jene, mit einer etwas dikkern Schnautze, längerm und stärker behartem Schwanz und Füßen versehen. Es herrscht auch zwischen beyden ein Unterschied in den Farben des Körpers; denn der obere Theil des Leibes, von der Spitze der Schnautze bis zum Schwanz ist schwärzlich und etwas braun durchscheinend, der untere hingegen ein Gemische von Rothbraun, grau und Aschfarbe, der Schwanz grau und fast nakkend, nur an der untern Seite nicht, wo man ein kurzes, weißlichtes Har von einem Ende bis zum andern, wahrnimmt. Auch die Zeen haben an den Seiten Hare, die sich an der gemeinen Spitzmaus nicht bemerken laßen.

Eine dieser Wasserspitzmäuse hatte von der Spitze der Schnautze bis zum Hintern drey Zoll in der Länge und nicht mehr als vier Quentchen und fünf Granen an Gewichte. In der Gallenblase beobachtete ich, unter andern fünf oder sechs Körperchen, die wohl

noth-

nothwendig belebte Wesen seyn mußten. Sie schwammen in einer entgegengesetzten Richtung mit wiederholten Sprüngen sehr hurtig und fast auf eben die Art, wie die Großköpfe. Sie hatten auch eben dieselbe Figur; denn der hintere Theil war viel dünner, als der vordere und endigte sich in einen Schwanz. Sie waren aber weißlicht und so klein, daß man sehr nahe darauf sehen mußte, um sie zu erkennen.

In der Figur und Lage der Zähne gleichen diese Spitzmäuse dem Igel, weil keine von ihren Zähnen Schneide- oder Hundszähne sind, an den meisten aber die Wurzeln hinterwärts gehen, auch die ersten beyden in jedem Kinnbakken vor den übrigen eine besondre Länge haben. Die beyden langen Zähne des obern Kinnbakkens sind unten, die am untern, oben etwas gekrümmet. Ausser diesen vier langen Zähnen sind sieben andre auf jeder Seite des untern Kinnbakkens; zusammen acht und zwanzig Zähne. Die vier vordern sind an ihrem Ende von einer sehr dunkeln Orangenfarbe.

XXXII.

Der Siebenschläfer [29]).

Den Naturforschern sind von Siebenschläfern drey unterschiedene Gattungen, der gegenwärtige (Loir), die große und kleine Haselmaus (Lerot und

29) Le *Loir.* Griech. Μυωξὸς nach Gesnern; Ἔλειος nach den Sprachforschern. Lat. *Glis.* Ital. *Galero*, *Gliero*, *Ghiro*; Span. *Liron*; Deutsch. Siebenschläfer nach Kleinen, in einigen Gegenden Deutschlandes Greůl, nach Gesnern; Pohln. *Sczurek*, in der Schweitz *Rell-Rell-musc.* Alt Franz. *Rat-Liron. Rat-Veule.*

Glis *Gesn.* Hist. quadr. p. 550. Jcon. quadr. p. 109.

— *Aldrov.* Hist. quadr. digit. p. 409. fig. mala.

Glis suprà obscurè cinereus, infrà ex albo cinerascens. *Briss.* Regn. anim. p. 160. A. d. V.

Glis, le Loir. *Briss.* quadr. p. 113. n. 1. *Raj.* Syn. p. 229. *Charlet.* Exerc. p. 25. Glis *Ejusd. Onom.* p. 21. Glis. Mus arboreus vel sylv. Engl. The Dormouse. *Klein.* quadr. p. 54. Sciurus epilepticus, cinereus Prussicus. Grauwerk, Mus avellanus. Engl. Sleeper. Hebr. *Akbar.* Chald. *Akbera.* Arab. *Pir* oder *Phir.* *Sciu-*

rus

Tab. LXXVI. Der Siebenschläfer.



Büff: 4fuß: Thiere IV Theil.

Gest. von J. G. Schmidt.

und Muscardin) bekannt; alle drey Arten verschlafen, wie das Murmelthier, den ganzen Winter. Die gröste darunter ist unser Siebenschläfer, die kleinste, die rothe oder kleine Haselmaus. Verschiedene Schriftsteller verwechselten eine dieser Gattungen mit den beyden andern, da es doch hier nicht schwer hält, sie alle drey zu erkennen und als besondre Arten von einander zu unterscheiden. Der Siebenschläfer hat beynahe die Größe des Eichhorns, und ist an seinem Schwanz überall fast mit eben so langen Haren bewachsen. Die große Haselmaus ist etwas kleiner, als die Ratte, ihr Schwanz überall mit sehr kurzen und nur am Ende mit einem Büschel von langen Haren besetzet. Die kleine Haselmaus gleicht der gemeinen Maus an Größe, hat am Schwanz längere Hare, als die große Haselmaus, und kürzere, als der Siebenschläfer, an der Spitze dieses Theils aber gleichfalls einen dikken Schopf langer Hare. Die große Haselmaus unterscheidet sich von den beyden andern, durch die schwarze Flekken, nahe bey den Augen, die kleine, durch die hellbraune Farbe des Hares auf dem Rükken. Alle drey sind weiß oder weißlicht unter dem Hals und am Bauche; nur daß die große Haselmaus ein ziemlich reines weiß, der Siebenschläfer eine weißlichte,

rus Glis canus, subtùs albidus *Linn.* XII. p. 87. n. 8. Müll. Linn. Natursf. I. p. 358. Das Mäuseeichhörnchen. Die afrikan. Schlafratte? Hallen 423. n. 3. Kolbens Vorgeb. der guten Hoffn. 4to. p. 342. Die Rasselmaus Holl. Rattelmuys. Fr. Loir, Lorrot, Liron, Rat velu. Sciurus pingvis *Penn.* syn. *Vallm. de Bom.* Dict. VI. p. 399. *Dict. des Anim.* II. p. 700.

M..

lichte, die kleine Haselmaus aber eine mehr gelblichte, als weiße Farbe an allen untern Theilen ihres Körpers zeigen.

Man sagt von diesen Thieren im uneigentlichen Verstande, sie verschliefen den ganzen Winter. Sie befinden sich alsdann in einem vom natürlichen Schlaf sehr unterschiedenen Zustande, der vielmehr eine Betäubung der Sinnen und Erstarrung der Glieder ausmacht und von Erkältung des Blutes entstehet. Ueberhaupt besitzen diese Thiere so wenig von innerer Wärme, daß die Wärme ihres Blutes die Wärme der äussern Luft fast gar nicht übersteiget. Ist letztere am Thermometer zehn Grad über den Gefrierpunkt gestiegen, so bemerkt man bey diesen Thieren eben einen solchen Grad von Wärme. Wir haben die Kugel eines kleinen Wärmemessers verschiedenen lebenden großen Haselmäusen in den Leib gesenkt, und ihres Körpers innere Wärme beynahe der Luftwitterung gleich, auch sogar gefunden, daß, wenn die Luftwärme auf dem eilften Grade stand, unser auf diese Art eingesenkter und gleichsam ans Herz gebrachter Wärmemesser bisweilen sogar um einen halben oder ganzen Grad gefallen.

Da nun bekannt ist, daß die Wärme des Menschen und fast aller mit Fleisch und Blut versehenen Thiere, zu allen Zeiten über dreyßig Grade steiget; so ist es kein Wunder, wenn diese Thiere, welche, in Vergleichung mit andern, einen so geringen Grad natürlicher Wärme besitzen, so gleich erstarren, als dieser geringe Vorrath nicht mehr durch die äußere warme Luft unterhalten wird. Das geschieht aber allemal, wenn der Wärmemesser nicht höher, als zehn oder eilf

Grade über dem Gefrierpunkt stehet. Hierinn ist eigentlich die wahre Ursache des Erstarrens dieser Thiere zu suchen. Eine lange von den meisten unerkannte, aber doch allgemeine Ursach, die sich an allen, den Winter hindurch schlafenden Thieren wirksam beweiset! Wir finden ihre Wirkungen an den Siebenschläfern, Igeln und Fledermäusen bestätigt, und ob uns gleich die Gelegenheit gefehlet, an Murmelthieren die Probe zu machen; sobin ich doch überzeugt, daß dieses Thier eben so kaltblütig, als die andern sey, weil es im Winter gleich diesen zu erstarren pfleget.

Diese Erstarrung 30) dauret nicht länger, als die Ursach, welche sie hervorbrachte, und muß also mit dem Froste zugleich wieder aufhören. Einige Grade über zehn oder eilfe sind schon hinlänglich, diese Thiere wieder zu beleben. Hingegen erstarren sie gar nicht, wenn sie den Winter hindurch an einem hinlänglich warmen Ort erhalten werden. Sie laufen alsdann herum, freßen und schlafen, wie andere Thiere, nur in abwechselnden Schlafstunden. Wenn sie Kälte verspüren, krümmen sie sich so rund, als ein Knaul zusammen, um der Luft weniger Oberfläche darzubiethen, und

30) Vom Winterschlaf oder von der gewöhnlichen Erstarrung mancher Thiere im Winter lese man bey dieser Gelegenheit; den phys. und ökon. Patriot Hamb. 1756. 4to. 49 St. p. 389 — 396. Den Arzt Hamb. 1760. 4 B. 103 St. p. 797. Kleins Naturgesch. des Murmelthieres, in der Ordn. der vierf. Thiere. Danzig 1760 4to. S. 137. und in der Vorber. zur Vögelhist. p. 415. Dens. Monatl. Beytr. zur Naturk. 3 S. 1752 p. 197 — 216. Mannigf. I Jahr. p. 624. 633. 644. III Jahr. p. 183 ꝛc. M..

und sich noch einige Wärme zu ersparen. In dieser Figur pflegt man sie den Winter hindurch oft in hohlen Bäumen und Löchern der Mauern an der Mittagsseite zu finden. Da liegen sie auf Moos und Blättern, wie eine Kugel zusammen gerollt, und ohne Bewegung. Sie lassen sich dann greifen, in der Hand vest halten, und auf der Erde wegrollen, ohne sich zu bewegen oder auszustrekken. Nichts bringt sie zu sich selbst, als eine gelinde Wärme, die sich Stuffenweise verstärket. Wenn man sie plötzlich oder auf einmal dem Feuer nähert, sind sie gleich des Todes. Um sie aus ihrer Erstarrung zu erwekken, muß man sie allmählig immer näher ans Feuer bringen.

Ohnerachtet in diesem Zustand ihre Augen geschlossen, sie selbst aber ohne Bewegung, auch, wie es scheint, gänzlich des Gebrauchs ihrer Sinne beraubet sind; so bleibt ihnen doch das Gefühl eines lebhaften Schmerzes noch übrig. Eine Wunde, eine durchs Brennen verursachte Beschädigung, können bey ihnen eine zusammenfahrende Bewegung und ein kleines dumpfiges Geschrey hervorbringen, welches diese betäubte Thiere sogar mehrmal wiederholen. Die Reizbarkeit bleibt also bey ihnen, wie die Bewegung des Herzens und der Lungen, ungehindert. Indessen ist es wahrscheinlich, daß diese zum Leben erforderliche Bewegungen in diesem Zustande der Betäubung schwächer, als gewöhnlich sind, auch nicht mit gleichen Kräften wirken. Der Kreislauf erhält sich wahrscheinlicher Weise nur in den grösten Gefäßen, der Athem ist schwach und langsam, es geschehen überhaupt nur sehr wenig Absonderungen, der Auswurf ist gänzlich, die Ausdünstung gröstentheils, gehemmet: weil diese Thiere verschiedene Monathe hinbringen, ohne das Geringste

zu

zu genüßen. Wie könnten sie aber unter solchen Umständen das Leben erhalten, wenn sie bey der so strengen Fastenzeit Verhältnißmäßig eben so viel von ihren wesentlichen Theilen, als zu andern Zeiten, verlöhren, wo die Nahrungsmittel den Abgang derselben täglich ersetzen? Indessen müssen sie doch wohl auch zur Zeit ihrer Betäubung einigen Abgang davon leiden, weil sie, bey zu langer Dauer des Winters, in ihren Löchern zu sterben pflegen. Vielleicht ist auch ihr Tod nicht sowohl der Dauer, als der Strenge des Winters beyzumessen; denn sie krepiren in Kurzem, wenn man sie bey starkem Froste der freyen Luft aussetzet.

Daß nicht eigentlich der zu große Verlust wesentlicher Theile in harten Wintern ihr Leben abkürze, scheint mir daher glaublich zu seyn, weil im Herbst ihr Körper unmäßig fett, und weil er es im Frühjahr nicht viel minder ist, wenn sie wieder aufleben. Dieser Ueberfluß von Fett, als eine innerliche Nahrung, ist hinreichend, sie zu erhalten und alles, was ihnen durch die Ausdünstung entgehet, wieder zu ersetzen.

Da inzwischen die Kälte die einzige Ursach ihrer Erstarrung ist, und sie unter keiner andern Bedingung in diesen Zustand gerathen, als wenn die Luft unter dem zehnten oder eilften Grad erwärmet ist; so trägt sichs öfters zu, daß diese Thiere, sogar im Winter, von neuem aufleben, weil es in dieser Jahreszeit Stunden und sowohl einzelne, als ganze Reihen von Tagen giebt, wo die Feuchtigkeit im Thermometer von zwölf bis zu vierzehn Graden steiget. In so gelindem Wetter kommen die Siebenschläfer aus ihren Schlupfwinkeln hervor, um Nahrung zu suchen, oder sie zehren viel-

mehr von dem im Herbst gesammleten und in ihren Magazinen aufbewahrten Vorrathe.

Aristoteles [31]) und nach ihm viel andere Naturbeschreiber sagen, daß die Siebenschläfer den Winter nicht allein ohne Nahrung zubringen, sondern in dieser Fastenzeit sogar außerordentlich fett, und sie also vom Schlafe mehr, als andre Thiere durch Nahrungsmittel, genähret würden. Hier ist nicht allein die Sache an sich unrichtig, sondern auch die daraus gezogene Folgerung ganz unmöglich. Müßte sich ein erstarrter Siebenschläfer in diesem Fall nicht bloß von der eingeathmeten Luft vier bis fünf Monathe lang ernähren? Wenn wir nun, in so fern man auf dieser Meynung bestünde, zugeben wollten, (da schon dieses viel zu viel Nachsicht wäre), ein Theil dieser Luft könne sich wirklich in eine Art von Nahrung verwandeln; wie sollte das Thier dennoch bey diesem wiedrigen Unterhalt so beträchtlich zunehmen und fett werden können? Wäre sie wohl hinlänglich, bloß den beständigen Abgang der Ausdünstung völlig zu ersetzen?

Die Ursach, wodurch Aristoteles auf diesen irrigen Gedanken gerathen konnte, war hauptsächlich, weil in Griechenland, in dort gewöhnlichen gelinden Wintern, die Siebenschläfer nicht beständig schlafen. Da sie nun allemal, wenn die Wärme sie wieder belebet, und vielleicht unmäßig, fressen; so wird er sie daselbst immer, auch erstarrt, sehr fett gefunden haben; denn es ist gewiß, daß diese Thiere zu jeder Zeit fett, aber noch fetter im Herbst, als im Sommer sind. Ihr Fleisch hat viel Aehnliches mit dem Fleische des Meerschwein-

31) Hist. animal L. VIII. c. 17.

schweinchens. Die Römer zählten die Siebenschläfer unter ihre Lekkerbissen bey Tafel und pflegten sie häufig in dieser Absicht zu mästen. Varro zeigt, wie man Gehege für Siebenschläfer anlegen, und Apizius wie man von ihnen gute Raguts bereiten solle. Man hat es aber nicht gut gefunden, diese Gewohnheit beyzubehalten; vielleicht wegen eines natürlichen Ekels, den man vor diesen Thieren, wegen ihrer Aehnlichkeit mit Ratten empfunden, vielleicht auch, weil ihrem Fleisch wirklich an einem recht guten Geschmak noch viel abgehet. Bauern, die es gekostet hatten, sagten mir, daß es nicht viel besser, als das Fleisch der Wasserratten, schmekte. Uebrigens läßt sich bloß der Siebenschläfer im Nothfall, die große Haselmaus aber, wegen ihres schlechten, widrig riechenden Fleisches, gar nicht, genüßen.

Der Siebenschläfer hat viel Aehnliches mit dem Eichhörnchen in seinen natürlichen Eigenschaften. Er wohnt, gleich diesem, in den Wäldern, klettert auf die Bäume, springt von einem Ast auf den andern, obwohl nicht mit eben der Leichtigkeit, als das Eichhorn, welches mit längern Beinen und lange nicht so dikkem Bauche versehen, auch in Vergleichung mit einem fetten Siebenschläfer sehr mager ist, ob sie gleich beyde sich von einerley Nahrungsmitteln ernähren. Buchekkern, Haselnüsse, Kastanien und andere wilde Früchte sind ihre gewöhnliche Speisen. Der Siebenschläfer wagt sich auch an kleine Vögel, die er auf dem Nest ertappen kann. Er bereitet sich zwar nicht, wie das Eichhorn, eine Laube auf Bäumen, aber doch ein weiches Mooslager in hohlen Stämmen, auch wohl in den Ritzen hoher Felsen, allemal aber an troknen

Oertern, weil er die Nässe scheuet, wenig säuft und nur selten auf die Erde herabsteiget.

Auch darinn unterscheidet sich der Siebenschläfer vom Eichhorn, daß er seine Wildheit immer beybehält, welche das Eichhorn leicht ableget [32]). Die Siebenschläfer paaren sich im Frühjahr und werfen im Sommer ihre Jungen, an der Zahl mehrentheils vier oder fünfe. Sie gelangen frühzeitig zu ihrem völligen Wachsthum und sollen, wie man sagt, nur sechs Jahre leben. In Italien, wo man sie noch zu essen pflegt, macht man Gräben in den Wäldern, die man innwendig mit Mooß bestreuet und hernach dieses wieder mit Stroh bedekket, auf welches Buchekkern geworfen werden. Hierzu pflegt man einen troknen Ort gegen Mittag und unter den Abhang eines Felsen auszuwählen. Die Siebenschläfer versammlen sich daselbst in großer Anzal, und werden, gegen Ende des Herbstes, daselbst in ihrer Erstarrung angetroffen, und eben alsdann sind sie am besten zu genüßen. Diese kleine Thiere haben viel Muth, ihr Leben aufs äusserste zu vertheidigen, auch sehr lange, starke Vorderzähne, womit sie gewaltig um sich her beissen. Sie scheuen weder das Wiesel, noch die kleinen Raubvögel, entwischen auch leicht dem Fuchs, der ihnen auf die Bäume nicht nachzuklettern

32) Seine graue Farbe giebt ihm ein sehr merkliches Abzeichen vor dem rothfahlen Eichhörnchen. In der Nähe betrachtet, sieht man auch leicht, daß der Siebenschläfer einen minder breiten Kopf und Schnautze, kleinere, weniger vorstehende Augen, nicht so lange, dünne, fast kahle Ohren, kleinere Beine, Pfoten, Zeen und Nägel, auch nicht so langes Har am Schwanze habe. M...

klettern vermag. Wilde Katzen und Marder sind ihre gefährlichste Feinde.

Diese Thierart ist nicht sehr weit ausgebreitet. In sehr kalten Himmelsstrichen, als in Lappland und Schweden sucht man sie vergeblich. Wenigstens haben die Naturkenner nördlicher Länder ihrer nicht erwähnet. Der von ihnen angeführte Siebenschläfer ist eigentlich die rothe Haselmaus, der kleinste von allen dreyen. Ich vermuthe, daß auch in sehr heissen Gegenden keine Siebenschläfer sich aufhalten, weil die Reisebeschreiber gänzlich von ihnen schweigen. In offenen Ländern, als in Engelland, werden wenige oder gar keine bemerket. Ein gemäßigter Himmelsstrich und waldichte Gegend ist ihnen unentbehrlich. In Spanien, Frankreich, in Griechenland, Italien, Deutschland und in der Schweitz gehören sie zu Hause. Da wohnen sie auf Hügeln in den Wäldern, aber nicht auf hohen Bergen, wie die Murmelthiere, die ohnerachtet ihrer von der Kälte zu fürchtenden Erstarrung, sich doch nach Schnee und Reif zu sehnen scheinen.

Anhang

Nach Herrn Daubenton.

Die Augen des Siebenschläfers sind mit einem schwarzen Ring umgeben. Das Har der obern Theile des Körpers zeigt sich in einer grauen, mit schwarz und Silberweiß untermischten, an den untern Theilen des Körpers in einer weißen Farbe, hin und wieder mit zarten Einsprengungen vom Falben, auf einigen Haren auch einem Silberglanz. Die Borsten des Knebelbartes pflegen schwärzlich, zween Zolle lang zu seyn, die Hare auf dem Leibe fünf oder sechs Linien, am Schwanz aber ohngefähr einen Zoll auszumachen. Die Vorderpfoten sind, wie beym Eichhorn, ausser daß man an der Stelle des Daumens nur sehr unvollkommne Spuren eines Nagels entdekket. Unter den Hinterpfoten finden sich sechs Schwülenhäute; vier beym Ausschusse der Nägel, zwo weiter hinten. Die Pfoten des Siebenschläfers sind merklich dikker, als an den Ratten. Es ist gar nicht schwer, ihn sowohl von den Haus= als von den Wasserratten, die fast einerley Dikke haben, durch die Gestalt seines lang beharten Schwanzes zu unterscheiden. Die Länge des Körpers von der Spitze der Schnauze bis an den Hintern pflegt sechs Zoll, die Länge des Schwanzes bis ans Ende der Ribbe, vier und einen halben, bis an die äussersten Spitzen aber der Hare, fünf Zoll drey Linien, zu betragen.

Bern

Vorn in jedem Kinnbakken finden sich zween lange Zähne. Die obern stehen, wie bey den Ratten, senkrecht, die untern etwas nach oben eingebogen. Die äussere Fläche dieser vier Zähne hat eine bloße Pommeranzenfarbe. Man bemerkt hier auch, wie bey den Pferden, Ratten und Wasserratten rc. in jedem Kinnbakken, zwischen den vordern und Bakkenzähnen, starke leere Zwischenräume oder Bühler (Barres). Von Bakkenzähnen laßen sich an jeder Seite beyder Kinnbakken vier, in allem zwanzig Zähne wahrnehmen.

Daub. M. . .

XXXIII.

Die große Haselmaus [33]).

Der eigentliche Siebenschläfer lebt in den Wäldern entfernt von unsern Wohnungen; die große Haselmaus aber wohnt mehrentheils in Gärten und findet

33) Le *Lerot.* Diese Benennung ist vermuthlich von *Loirot,* petit Loir herzuleiten, welches den kleinen Siebenschläfer andeutet, weil diese Haselmaus wirklich kleiner, als der ordentliche Siebenschläfer ist. Sonst wird auch diese Maus die weiße Ratte (*Rat-blanc*) und weil sie gemeiner, als der Siebenschläfer, auch der der Name *Loir* bekannter, als *Lerot* ist, oft *Loir* genennet. In Burgund heißt unsre große Haselmaus *Voisien* oder *Vonsien*; im Lat. *Sorex Plinii*, nach dem Gesner; im Deutschen: Haselmaus, in Danzig, nach Herrn Klein: *Grauwerk*; im Englischen: *The greater dormouse* oder *Sleeper* nach Hr. Ray, in Flandern: *Slæp-Rate*, nach Gesner: im Pohlnischen: *Myszorzechowa*, *Koszalka* nach Rzakzijnsky. (Span. Sorce. Raton Pequenno.)

Mus Avellanarum major *Gesn.* Hist. quadr. p. 735. Jc. quadr. p. 115. fig. bona. *Raji.* Syn. quadr. p. 219.

Loir. Hist. de l'Acad. Roy des Scienc. Tom. III. P. III. p. 40. Tab. 7.

Glis

Tab: LXXVII. Grosse hasselmaus.



Büff. 4 füss. Thiere IV Theil. Schmidt f.

findet sich bisweilen sogar in unsern Häusern. Ihre viel zahlreichere Gattung ist in viel mehrern Gegenden ausgebreitet, und von ihren Beschädigungen bleiben wenige Gärten verschonet. Sie nisten in den Löchern der Mauern, laufen auf die an Geländern angebundne niederstämmige Bäume, wählen sich daselbst zu ihrer Nahrung die auserlesensten Früchte, welche sie alle beym Anfang ihrer Zeitigung benagen. Die Pfirsichen scheinen für sie vorzügliche Lekkerbissen zu seyn. Es gehört also alle mögliche Sorgfalt und Bemühung darzu, diese großen Haselmäuse zu vertilgen, wenn man diese Früchte für sich zu behalten gedenket. Sie pflegen auch gern auf Birn- Abrikosen- und Pflaumenbäume zu klettern, und, wenn es ihnen an süßen Früchten fehlet, Mandeln, Hasel- und Wallnüsse, sogar Hülsenfrüchte zu fressen, und von solchen Früchten einen großen Vorrath in ihre Schlupfwinkel zu schleppen, welche sie, besonders in wohl gewarteten Gärten,

Glis suprà obscurè cinereus, infrà ex albo cinerascens, maculâ ad oculos nigrâ. *Briss.* Regn. anim. p. 161.
A. d. V.

Hallens Thiere I. 422. Die Schlafratte, und 443. n. 24. Kleine Haselmaus. Holzmaus. Raji große Haselmaus. Sorex *Plin.* Glismus *Gesn.* *Aldrov.* Quadr p. 439. *Jonst.* Quadr. p. 116. T. 66. *Rzazc.* Auct. Hist. nat. Pol. p. 315. *Charl.* Exerc p. 25. Mus avellanarum major. Le Lerot. Briss. Quadr. p. m. 114. n. 2. *Mus quercinus*, caudâ elongatâ pilosâ, maculâ nigrâ sub oculis. *Linn.* S. N. XII. p. 84. n 15. Müll. Linn. Natursf. I. 351. Die Eichelmaus *Klein* Quadr. p. 56. not. 48. Sciurus hortensis. *Pennant.* syn. quadr. *Valm. de Bom.* Dict. VI. p. 405. Le *Lerot.* *Dict. des Anim.* II. 618. *Cours d'H. N.* II. 273. M..

Gärten, in der Erde anlegen. In alten Obstgärten stekken sie mehrentheils in alten hohlen Bäumen. Ihr Lager bereiten sie aus Kräutern, Moos und Blättern. Der Frost bringt sie zu einer Erstarrung, die Wärme hingegen wieder zum Leben. Bisweilen werden ihrer acht bis zehn an Einem Orte, ganz erstarret und wie eine Kugel zusammen gerollt, mitten in ihrem Nußmagazin, angetroffen.

Ihre Paarungszeit ist im Frühling, die Hekzeit im Sommer. Jeder Wurf besteht aus fünf oder sechs Jungen, die sehr hurtig aufwachsen, aber doch erst im folgenden Jahre sich wieder vermehren. Ihr Fleisch ist nicht wohl zu genüßen. Sie pflegen fast eben so widrig, als die Hausratten, der eigentliche Siebenschläfer aber gar nicht, zu riechen. Sie haben auch weder die Neigung zur Fettigkeit, noch die fettigen Faltenmägen, welche die Masse der Eingeweide des eigentlichen Siebenschläfers ganz umgeben.

Diese große Haselmäuse finden sich in allen Europäischen Himmelsgegenden, sogar in Preussen und Pohlen; doch scheinen sie nicht in Schweden und andern nördlichen Ländern zu Hause zu gehören.

An-

Anhang
nach Herrn Daubenton.

Die große Haselmaus ist kleiner, als der Siebenschläfer und von einer ganz andern Farbe. Das unterscheidende Kennzeichen beyder Thiere liegt in der Gestalt ihres Schwanzes, der am Siebenschläfer von einem Ende bis zum andern mit langen Haren besetzet ist, bey der großen Haselmaus aber auf dem grösten Theil seiner Länge nur sehr kurze und bloß nach dem Ende zu einen Büschel etwas langer Hare zeiget. Auch Leib und Kopf sind kürzer, die Ohren länger, die Schnauze spitziger, als am Siebenschläfer.

Die Augen der großen Haselmaus sind mit einem schwarzen Streif eingefaßt, welcher sich nach vorn bis an den Knebelbart und unterwärts bis hinter die Ohren erstrekket. Auch am Untertheil der Ohren selbst ist von aussen etwas Schwarzes zu merken. Die Stirn ist falb, die obere Theile des Körpers gröstentheils rothfahl, mit einer Aschfarbig braunen und braunschwärzlichten Mischung, die untern Theile des Körpers weiß, mit gelblichten und Aschfarbigen Schattirungen. An den Füßen erblikt man kleine, weiße Hare. Die längsten Hare des Leibes haben bis zu sieben Linien, die Borsten des Knebelbartes einen Zoll und sieben Linien. Die gewöhnliche Länge des ganzen Thieres von der Spitze der Schnautze bis an den After pflegt $4\frac{1}{2}$ Zoll, das Gewicht 1 Unze $5\frac{1}{2}$ Quentchen zu betragen.

XXXIV.

Die kleine Haselmaus[34]).

Die kleine Haselmaus ist unter allen Ratten am wenigsten häßlich. Sie hat blitzende Augen, einen dichte beharten Schwanz und ein Har von vor=

34) *Muscardin* von der Ital. Benennung *Moscardino*, in Burgund *Rat d'or*, oder auch *Rattort*. Engl. *Dormous* or *Sleeper*.

Mus avellanarum minor. *Aldrov.* Hist. quadr. digit. 440. *Raji.* Syn. quadr. 220. The Dormouse or Sleeper.

Mus caudâ longâ pilosâ, corpore rufo, gulâ albicante. *Linn.*

Glis suprâ rufus, infrà albicans. Le *Croquenoix*. *Briss* Regn. anim. p. 162. A. d. V.

Die Haselmaus. Müllers Linn. Natursf. I. 350. n. 14. Der Nußbeisser, die Schlafratte. Pennants Britt. Thierg. p. m. 40. Tab. VIII. b. Die kleine Haselmaus. Waldmaus. Franz. *Muscardin*. *Croquenoix*, *Rat d'or*. Span. *Lironcillo*. Schwed. *Skogsmus*. Dän. *Hasselmuus*. *Mus* avellanarius, caudâ elongatâ pilosâ, corpore rufo, gulâ albicante, pollicibus posticis muticis *Linn.* S. N. XII. p. 83. n. 14. *Ejusd.* Faun. Suec. Ed. 2.

Tab. LXXVIII. Die kleine Haſſelmaus.



Büff: 4 füſs: Thiere IV Theil. Gest. von J. G. Schmidt

vorzüglicher, mehr blonder, als rother Farbe. In Häuser und Gärten kömmt sie nur selten und bleibt, wie der Siebenschläfer, am liebsten in Wäldern, wo sie sich in alte hohle Bäume verbirget. Die Gattung der kleinen Haselmaus ist lange nicht so zahlreich, als die Gattung der großen. Sie wohnen fast immer einsam in ihren Löchern und es hat uns viel Mühe gekostet, einige davon zu erhalten. In Italien scheint sie aber doch ziemlich häufig, und gemein, auch nicht ganz fremd in nördlichen Gegenden zu seyn, weil sie Hr. von Linné in seinem Verzeichniß Schwedischer Thiere mit aufführet [35]). In Engelland findet sie sich vielleicht, gar nicht; denn Ray, der sie einst in Italien gesehen, sagt ausdrüklich, die kleine, in Engelland vorkommende Schlafratte [36]) wäre nicht roth auf dem Rükken, wie er an der Italiänischen angemerket, und könnte daher wohl zu einer andern Gattung gehören.

In Frankreich sind unsre kleine Haselmäuse mit den Italiänischen völlig übereinstimmend und wir finden sie beym Aldrovand sehr gut beschrieben. Doch setzt er hinzu, daß es in Italien zwo Arten gebe, nämlich eine seltne, mit einem starken Muskusgeruch, und eine gemeine, die gar nicht röche; daß man

Ed. 2. p. 12. n. 35. Ed. 1. n. 32. *Edw.* Av. 119. T. 266. Seligm. Vögel. VIII B. Tab. 56. Mus avellanarum minor. Loir. Der Siebenschläfer. Berl. Samml. VI B. p. 318. c. fig. *Briss. quadr.* p. m. 115. n. 3. *Jonst.* Quad. p. 116. *Kram.* Austr. p. 317. Die rothe Waldmaus *Valm. de Bomare* Dict. VI. p. 407. *Schwenckf.* Quadr. p. 116. Mus sylvestris, Corylinus, agrestis &c.

M. . .

35) S. Faun. Suec. p. 11.

36) Rat dormeur.

man sie aber zu Bologne beyde Muskardins nenne, weil sie einerley Figur und Größe haben. Wir kennen in Frankreich nur die zwote dieser beyden Arten, weil wir an der unsrigen gar keinen Geruch verspüren. Dieser kleinen fehlen, wie der grossen Haselmaus, die fettichten Faltenmagen, welche die Eingeweide beym Siebenschläfer umgeben. Sie wird auch nicht so fett, und ist, ohnerachtet sie keinen übeln Geruch hat, nicht wohl zu genüßen.

Auch die kleine Haselmaus leget sich, wenn sie vom Frost erstarret, wie der Siebenschläfer und die große Haselmaus, in Form eines Knauels zusammen. Sie pflegt auch, wie diese, bey gelinder Witterung wieder aufzuleben und sich ebenfalls mit Haselnüssen und andern troknen Früchten zu versorgen. Ihr Lager macht sie, wie das Eichhorn, auf den Bäumen und wählet dazu gemeiniglich einen etwas niedrigen Ort, etwa zwischen den Zweigen einer Haselstaude oder eines Dornbusches. Das Lager wird von in einander geflochtenen Kräutern bereitet, hat im Durchschnitt ohngefähr sechs Zolle und nur oben eine Oefnung.

Mir haben viele Landleute die Versicherung gegeben, solche Nester im Buschholz und in Gehäuen angetroffen zu haben, die von aussen mit Blättern und Moos umgeben und jedes mit drey oder vier Jungen besetzet waren. So bald diese groß werden, verlaßen sie die Nester und suchen sich ein Lager in den Höhlungen unter den Stämmen alter Bäume. Da finden sie dann die beste Gelegenheit, ihrer Ruhe zu genüßen, ihr Magazin anzulegen und ihre Erstarrung abzuwarten.

Anhang
nach Herrn Daubenton.

Die kleine Haselmaus ist etwas dikker, als die gemeine. Sie hat einen breitern Kopf, eine nicht so länglichte Schnautze, grössere Augen und kürzere Ohren, auch eine höhere Stirn, als der Siebenschläfer und die große Haselmaus, aber Ohren, fast von eben der Bildung und Größe, wie der Siebenschläfer, auswärts und innwendig mit kurzen Haren bewachsen. Der Schwanz ist nicht minder, wie am Siebenschläfer, mit Haren an den Seiten versehen, aber mit kürzern, die kaum zwo Linien lang sind. An diesen Haren allein kann die kleine Haselmaus von der großen Feldmaus (Mulot) und von der gemeinen Maus unterschieden werden. Alle drey sind beynahe von gleicher Größe auch ihre Schwänze von einerley Länge, nur daß der Schwanz der gemeinen und großen Feldmaus kahl erscheinet. Sie hat auch einen länglichtern Kopf, längere Schnautze und längere Ohren, als die große Feldmaus.

An den obern Theilen des Körpers haben die kleine Haselmäuse mehrentheils eine Lichtfalbe, blonde oder eine rothfahle, braunschattirte, an den untern Theilen eine gelblichte und weiße Farbe. Die längsten Hare waren vier Linien, die am Knebelbart 1 Zoll, 2 Linien lang. Am Fuß der Kupferplatte liegt eine solche Maus in ihrer schlafenden Stellung.

XXXV.

Die grosse Waldratte.

Sürmülot [1]).

Wir haben die Benennung Sürmülot einer neuen, erst seit wenigen Jahren entdekten Art großer Feldmäuse beygeleget, weil, außer dem Brisson, welcher sie unter dem Rattengeschlecht anführet, und Waldratte nennet, kein einziger Naturbeschreiber dieses Thieres gedenket. Es unterscheidet sich von den eigentlichen Ratten eben so merklich, als die große Feldmaus von der gemeinen; es mußte daher ebenfalls einen eigenthümlichen Namen erhalten, welcher eigentlich eine große dikke Feldmaus bedeutet. Denn, in der That kömmt dies Thier so wohl in der Farbe, als in seinen natürlichen Gewohnheiten, den Feldmäusen viel näher, als den Ratzen; es ist auch stärker und schlimmer, als diese. Man unterscheidet es auch leicht an seinem rothen Har, an dem sehr langen, kahlen Schwanz, an dem Bogenförmigen Rükgrad, wie die

1) Rat des Bois. Surmulot. *Büff.*

Mus caudâ longiſſimâ, ſuprà dilutè fulvus, infrà albicans. *Mus ſylveſtris.* *Briſſ.* Regn. anim. p. 170. vel Ejusd. Quadr. p. 120. n. 3 *Vallm. de Bom.* Dict. XI. p. 89. Cf. IX. 477. *Dict.* des anim. III. p. 661. Rat des bois. v. B. u. M.

Tab: LXXIX. Die Grosse Waldratte.



Büff: 4 fuſs: Thiere IV Theil. Gest: von J: G: Schmidt.

die Eichhörnchen haben, die es aber an Dikke des Leibes noch übertrift, und an dem Knebelbart, welchen es mit den Katzen gemein hat. Erst seit neun oder zehn Jahren [2]) haben diese Thiere sich in den Gegenden um Paris verbreitet. Man weis nicht, woher sie zuerst gekommen. Ihre Vermehrung aber gieng bis zum Erstaunen. Es ist aber nicht zu bewundern, da sie gewöhnlich zwölf, oft sechzehn, bis achtzehn oder wohl gar neunzehn Junge hekken. Die Oerter, wo man sie zuerst wahrgenommen, auch die Folgen ihrer Verwüstungen am ersten gefühlet, sind Chantilly, Marly-la-ville und Versailles. Herr le Roy, Aufseher des Königlichen Gartens, war so gütig, uns eine Menge solcher, theils lebendigen, theils todten Thiere, mit seinen Anmerkungen über diese neue Thierart zu überschikken.

Die Männchen sind starkleibiger, kühner und bößartiger, als die Weibchen. Wenn man sie verfolget, oder greifen will, machen sie eine hurtige Wendung, um nach dem Stok oder nach der Hand, welche sie schlagen will, zu beißen. Ihr Biß pflegt nicht allein tief einzudringen, sondern auch durch eine darauf erfolgende starke Geschwulst, und weil die kleine Wunde lang offen bleibet, gefährlich zu werden. Sie vermehren sich dreymal im Jahre. Von einem Paar dieser Gattung werden also jährlich wenigstens drey Dutzend Junge gehekket, für welche das Weibchen ein bequemes Lager bereitet.

Einige natürliche Eigenschaften der Surmulots scheinen zwischen den Wasserratten und ihnen eine nahe

2) Von der Zeit an gerechnet, in welcher Herr v. Büffon dieses niederschrieb, also etwan in den Jahren 1738. bis 1740.

Verwandschaft anzukündigen. Ohnerachtet man sie allenthalben antrift, so ist ihnen doch das Ufer eines Gewässers, allem Anscheine nach, zu ihrem Aufenthalt am angenehmsten. Von den Hunden werden sie, gleich den Wasserratten, oder mit einer Hitze, welche der Wuth nahe kömmt, verfolget. Bleibt ihnen bey solchen Verfolgungen die Wahl übrig, ob sie lieber ins Wasser springen, oder sich in gleicher Nähe unter einem Dornbusch verkriechen wollen; so wählen sie allemal das Wasser, stürzen sich beherzt hinein, und wissen mit einer bewundernswürdigen Leichtigkeit zu schwimmen. Dieses geschiehet besonders in dem Fall, wenn es ihnen unmöglich ist, ihre Löcher wieder zu erreichen. Denn sie graben, wie die großen Feldmäuse, Löcher in die Erde, oder verbergen sich auch wohl in einem verlassenen Kaninichenbaue. Man fängt sie leicht in ihren unterirrdischen Wohnungen mit abgerichteten Wieseln, welche sie eben so stark, als die Kaninchen, verfolgen, und ihnen so gar noch hitziger nachzuspüren scheinen.

Den Sommer über leben diese Thiere gern auf dem Felde, wo sie von Früchten und Korne sich nähren; doch sind sie dabey keine Verächter des Fleisches. Kleine Kaninchen, junge Rebhüner, und ander junges Federvieh, sind nicht vor ihren räuberischen Anfällen gesichert. In Hünerhäusern, wenn sie dahin gelangen, machen sie es nicht besser, als der Iltis. Da würgen sie viel mehr, als ihre Bedürfnisse fordern.

Gegen Ende Novembers entfernen sich die Mütter und ihre Jungen, und überhaupt alle jungen Surmülots vom Felde. Sie ziehen alsdann Scharenweise nach den Scheuern, wo sie unersetzlichen Schaden stiften.

ten. Sie zerbeißen das Stroh zu lauter Häksel, zehren viel Korn auf, und verderben alles Uebrige durch ihren Unrath. Die alten Männchen bleiben auf dem Feld, und wohnen, jedes allein, in seinem Loche. Im Herbste pflegen sie daselbst, wie die großen Feldmäuse, ein Eicheln- und Buchekkernmagazin anzulegen, das Loch damit bis oben an den Rand anzufüllen, ihren Aufenthalt selbst aber am Boden zu nehmen.

Die Erstarrung im Winter ist ihnen nicht, wie den Siebenschläfern, eigen. Schöne Wintertage lokken sie allemal hervor aus ihren Löchern. Die Sürmülots, welche sich in Scheuern aufhalten, vertreiben aus denselben die Ratzen und Mäuse. Man hat sogar, seit ihrer starken Vermehrung um Paris wahrgenommen, daß es jetzo daselbst lange nicht mehr so viel Ratzen giebt, als vor diesem.

Anhang

nach Herrn Daubenton.

Obgleich der Surmulot in Ansehung der Bildung seines Körpers mit den Ratten viel Aehnlichkeit hat, so unterscheidet er sich doch von ihnen, so wohl in der mehrern Größe, als im erhabnen Bogen des Rükkens, der beym Ausgange des Schwanzes anfängt, und nahe beym Hals, in der Schultergegend, sich endigt. Er hat einen langen Kopf, eine dünne Schnauze und sehr kurze Unterkinnbakken; breite, rundlichte Ohren; schwarze, große, runde, sehr hervorstehende Augen; auf dem Fell unterschiedene braune, rothfahle, Aschfarbige und graue Schattierungen, an den Seiten des Kopfs eine gelblichte Farbe, mit grauen, Aschfarbicht braunen Einsprengungen. Am Hals, an der Brust und am Bauch ein schmutziges Weiß mit einer leichten Schattirung von Aschfarbe. Die längsten Hare sind ohngefähr einen, die Borsten des Knebelbartes beynahe zween Zolle lang, die Pfoten weiß, mit einem sehr kurzen Har überwachsen. Der Schwanz ist mit kleinen Schuppen in eben der Ordnung, wie bey den Ratten, bedekket, zwischen welchen man ebenfalls kurze Hare bemerket. Herr Daubenton hat auf einem 6 Zoll und 3 Linien langen Schwanz einer sol-

chen Waldratte zwey hundert solcher schuppichten Ringe gezählet. Der Daumen an den Vorderpfoten ist eben so kurz, als bey den Ratten, an den Hinterpfoten aber wohl gebildet.

Das Geribbe des Sürmulot gleicht beynahe völlig dem Rattengeribbe, so wohl in der Anzal und Figur, als in der Lage der Knochen und Zähne.

XXXVI.

Das Murmelthier [3]).

Unter allen neuen physikalischen Schriftstellern ist Gesner derjenige, welcher die Naturgeschichte noch am allermeisten durch umständliche und genaue Beschreibungen erweitert hat. Er wußte mit einer großen Gelehrsamkeit eine richtige Beurtheilungskraft und gründliche Einsichten zu verbinden. Aldrovand ist nicht viel mehr, als sein Ausleger. Die Naturkenner von geringerem Range hat man blos als Abschreiber des berühm-

3) La *Marmotte*. Lat. *Mus Alpinus* nach dem Plinius. Ital. *Murmont*, *Marmota*, Marmontana, und nach Gesners Bericht in einigen Ital. Gegenden *Varosa*. In Deutschland und in der Schweiz Murmelthier, Murmentle, Mistbellerle nach Gesnern; bey den Graubündnern, Montanella, nach dem Gesner. Pohlnisch Bobak. *Swisfetz* nach Rzakz. Im alten Französischen *Marmontain*, *Marmontaine*, *Marmontan*. Schwed. *Mormeldur*.

Mus Alpinus. *Gesner* Quadr. 743. *Icon* anim. p. 108.
— — Plinii, *Marmota* Italis *Raji* Syn. Quadr. 221.
Mus caudâ elongatâ, nudâ, corpore rufo, *Marmota*. *Linn.*
Glis Marmota Italis, Mus Alpinus *Plin i Klein*. Quadr. p 56.
Glis pilis è fusco & flavicante mixtis vestitus. *Marmota alpina*. *Briss.* Regn. anim. p. 165. A. d. V.

Hallens

Tab: LXXX. Das Murmelthier.



Büff: 4 fuſs: Thiere IV Theil. Gest: von J.G. Schmidt.

rühmten Gesner zu betrachten. Wir entlehnen von ihm ohne Bedenken die historischen Umstände, die zur

Hallens Thiere p 421. n. 1. Murmelthier. Gr. ἀρκτόμυς. Bärmaus Müller l. c. p. 341. n. 7. Bekm. Naturg. p 21. Meyers illum. Thiere I B. p. 50. Tab. 81. Altmanns Helvet. Eisgeb. p. 199. &c. Bergdachs. D. Merkleins Thierreich p. 132. Alpenmaus, Alpenratze, Bergratze. Cf. Abhandlung von den Murmelthieren, aus dem Nouvelliste œcon. & litteraire XXIX. Theil Aprill — Jun. 1759. p. 143. bis 149. im Hamburg. Magaz. XXIV. B. p. 419—431. Hamb. Journ. II. B. 1765. p. 818. Bonnets Betr. der Nat. Neue Aufl. p. 502. &c. Neue Anmerk. über alle Theile der Naturlehre III. B. p. 538. Kraschenini-kows Kamtschatka p. 119. Jablonsky's Lex. 923. Ludovici Handlex. III 2269. *Klein* Hist. nat. Muris Alpini in Historiae Avium Prodromo. p 230. oder in der Vorbereitung zur Vögelhist. p. 415. Mannigfaltigk. I. B. p. 617. &c. *Ephem. Nat. Cur.* Dec. II. An. IV. p. 238. Abh der K. Kais. Ak. der Naturf I. B. 1755. p. 291. &c. *Büchneri* Miscell. phys med. mathem. An. 1728. p. 804. Der Arzt. N. Aufl. I. B. S. 469. *Geographie* de Suisse &c. par Mr. *Faesi* 1765. *Philos. Transact abrigd.* Vol. VI. P. III. p. 12. *Geoffr.* mat med. VIII. 191. Mus Alpinus offic. *Schroederi* 303. *Dalech.* Pharm. 446. *Jonst* Quadr. p. 117. T. 67. *Aldrov.* Quadr. p. 445. *Charlet.* Onom. p. 18. n. IX. *Ejusdem* Exerc. p. 19. *Hermann.* Cynos. 735. Mus montanus. *Mathiol.* in Diosc. II. c. 63. *Wagner* Helv. 179. Abhandl. der Pariser Akademisten zur Naturg. der Thiere II. B. p. 203. &c. *Briss* quadr p. 116 und 117. Marmota Polonica & Alpina. La Marmote de Pologne & des Alpes, n. 6. 7. *Rzacz* Hist. nat. Pol. 233. *Ejusd.* Auctuar. 327. *Vallm de Bom.* Dict V. p. 525. *Dict. des Anim.* III. pag. 28. 29. *Kram. Austr.* p. 317. M...

Geschichte des Murmelthieres gehören. Als Thiere seines Landes [4]), hat er sie besser gekannt, als wir, ob wir gleich einige, so wie er, im Hause erzogen haben. Unsere Beobachtungen treffen mit demjenigen genau überein, was er von diesen Thieren schreibet; es ist also außer Zweifel, daß alles, was er noch außer diesem an ihnen bemerket hat, eben so richtig seyn werde.

Ein jung gefangenes Murmelthier läßt sich besser, als irgend ein anderes, und fast in eben dem Grad, als unsere Hausthiere zähmen. Es lernet, ohne viel Bemühung, einen Stok angreifen, allerhand poßirliche Stellungen machen, Tanzen, und der Stimme seines Herrn in allem gehorchen. Mit dem Hunde lebt es, gleich den Katzen, in beständiger Feindschaft. So bald es anfängt, sich in einem Hause zu gewöhnen, und an seinem Herrn einen Beschützer zu haben vermeynet, pflegt es, in Gegenwart seines Herrn, die größten Hunde anzufallen, und zu beißen. Ohne völlig die Größe des Hasen zu haben, ist es doch weit vollstützïger, und verbindet mit einer nicht geringen Geschmeidigkeit eine große Stärke. Die vier Vorderzähne der Kinnbakken sind bey ihm lang und stark genug, tiefe Wunden beyzubringen. Es pfleget nur bloß die Hunde anzufallen, und Niemanden, der es nicht mit Gewalt reizet, zu verletzen. Hat man es nicht beständig unter den Augen, so benaget es Meubeln und Zeuge, und frißt sich so gar durch Holz, wenn man es einsperret. Da es nur mit sehr kurzen Schenkeln, und fast eben solchen Zeen, wie der Bär, versehen ist, so sitzt es auch, wie dieser, oftmals aufrecht, und kann eben so leicht auf den

4) Gesner war ein Schweitzer, und einer von denen, auf welchen seine Nation stolz zu seyn Ursach hatte.

den Hinterfüßen einhergehen. Es führet alles, was es mit den Vorderpfoten erhaschet, zum Maule, und frißt, wie das Einhorn, in aufrechter Stellung. Es läuft mit einer ziemlichen Fertigkeit in die Höhe, auf den Ebenen aber gehet es langsam. Es klettert auf die Bäume, steiget auch zwischen zwo Felsenwänden, oder zwo neben einander stehenden Mauern hinauf, ja man erzählet sogar, daß einige dieser Thiere von den Savoyarden abgerichtet würden, die Schornsteine hinauf zu klimmen, und so den Dienst eines Schornsteinfegers zu verrichten.

Sie fressen alles, was man ihnen vorlegt, Fleisch, Brod, Obst, Wurzeln, Küchenkräuter, Kohl, Käfer, Heuschrekken ꝛc. nichts aber mit mehrerer Begierde, als Milch und Butter. Ihr Trieb zu stehlen, ist nicht so stark, als bey der Katze; doch suchen sie gern in die Milchbehältnisse zu kommen. Sie saufen die Milch im Uebermaße, und murmeln dabey aus Wollust, wie eine schmausende Katze. Uebrigens ist auch die Milch das einzige ihren Geschmak befriedigende Getränke. Wasser saufen sie nur selten; den Wein verschmähen sie gänzlich.

In der Bildung des Körpers zeiget das Murmelthier viel Aehnlichkeit mit den Bären und Ratzen. Dennoch hat man es nicht für den Arktomys oder für die Bärenratze, (Rat-ours) der Alten, wie unter andern Schriftstellern auch Perrault gethan, zu halten. Die Nase, Lefzen, und Gestalt des Kopfes, sind wie beym Hasen, Har und Nägel, wie beym Dachs, die Zähne, wie beym Biber, der Knebelbart, wie bey der Katze, die Augen wie beym Siebenschläfer, die Pfoten, wie beym Bär beschaffen. Außerdem ist es mit

einem kurzen Schwanz und Stutzohren versehen. Auf dem Rükken hat es ein braunrothes Har, an einer Stelle dunkler, als an der andern. Dieses ziemlich spröde Har ist am Bauche röthlich weich und dichte.

Wenn das Murmelthier spielet, oder man ihm liebkoset, so läßt es eine Stimme, wie das Murren eines jungen Hundes von sich hören; erzürnt man es aber oder setzt es in Schrekken, so ist seine Stimme dann ein durchdringendes und scharfes, dem Ohre beschwerliches Pfeiffen 5). Es liebet die Reinlichkeit, und begiebt sich, wenn die Nothdurft es dringet, wie die Katze, auf die Seite, dabey hat es aber, gleich den Ratzen, besonders im Sommer, einen überaus starken Geruch, der es uns widrig machet. Im Herbst ist es ungemein feist. Es hat, außer einem sehr großen Netze, 2 fettige dikke Faltenmagen, wie der Siebenschläfer. Inzwischen ist diese Feiste nicht gleich an allen Theilen des Körpers. Auf dem Rükken und auf dem Kreutze setzet sich mehr vestes und dichtes Fett an, als an den übrigen Theilen. Dies Fett gleichet einigermaßen dem Fleische der Kuheiter. Das Murmelthier würde daher ein gutes Essen seyn, wenn es nicht immer etwas von dem ihm eignen Geruch behielte, welchen blos das stärkste Gewürze versetzen kann.

Am

5) Einige Schriftsteller behaupten, daß man dieses Pfeifen auch alsdann häufig wahrnehme, wenn unbeständig Wetter einfällt, oder das gute Wetter in schlimmes übergehen will. Weil sie bey merklichen Veränderungen des Wetters oft eine Art beschwerlicher Gliederschmerzen zu dulden hätten, welche ihnen diese Töne der Angst auspresseten. S. Mannigfalt. I. 623.

M . .

Am liebsten hält sich dieses Thier in den Gegenden des Schnees und Eises. Man findet es auch nirgend anders, als auf den höchsten Bergen. Dennoch ist es dem Zufall, im Froste zu erstarren, mehr als irgend ein ander Thier, unterworfen. Gegen Ende des Septembers, oder gegen Anfang des Oktobers, verbirgt sichs gemeiniglich in seine unterirrdische Wohnung, und kömmt eher nicht, als mit Anfange des Aprils, wieder zum Vorschein. Ihre Wohnung ist sehr vorsichtig, auch die innere Einrichtung derselben nicht ohne Kunst angelegt. Beym Anfang ist sie geräumig, nicht so breit als lang, aber so tief, daß ein oder mehr Murmelthiere, ohne die Luft ihrer Wohnung zu verderben, sich bequem darinn aufhalten können. Ihre Füße und Nägel scheinen dazu gemacht zu seyn, die Erde zu durchwühlen. In der That thun es auch die Murmelthiere mit einer Bewunderungswürdigen Geschwindigkeit. Den Unrath, welchen sie etwa beym Aufgraben der Erde vorfinden, pflegen sie hinter sich hinaus zu werfen. Ihre Höhle ist kein Loch, kein gerader oder Windelgang, sondern vielmehr eine Art von Gallerie, gleich einem Griechischen Y gebildet, dessen beyde Aeste, jeder besonders, eine Oeffnung haben, und sich in einen Sakzipfel endigen, in welchem sie besonders sich aufhalten. Die Anlage hierzu machen sie an den abschüßigen Stellen eines Berges. Der Sakzipfel befindet sich allein auf ebenem Boden. Der untere Ast von diesem Y läuft vom großen Sakzipfel nach unten zu, wohin sie, als nach dem niedrigsten Theil ihrer Wohnung, ihren Unrath schaffen, dessen Feuchtigkeiten unten bequem ablaufen können. Der obere Ast des Griechischen Y ist ebenfals etwas abhängig, aber doch erhabener, als der übrige Theil der Höhle. Dies ist eigentlich die Oeffnung, wodurch sie ein- und ausgehen. Ihr Aufenthalt

selbst

selbst ist mit Moos und Heu nicht allein bestreuet, sondern auch allenthalben tapezieret.

Die Murmelthiere sammlen von diesen Bedürfnissen im Sommer einen reichlichen Vorrath. Man will sogar behaupten, daß an dieser Arbeit alle Murmelthiere mit vereinigten Kräften Theil nehmen. Einige sollen die zartesten Kräuter abbeißen, andere dieselben in Haufen bringen, hernach aber alle, eins um das andere, den Dienst einer Fuhrmaschine versehen, um sie nach ihrem Lager zu führen. Eins legt sich, wie man vorgiebt, auf den Rükken, läßt sich mit Heu beladen, strekket, statt der Wagenrungen, seine Pfoten in die Höhe, und läßt sich hierauf durch die andern fortschleppen, die an dessen Schwanze ziehn, zugleich aber alle Vorsicht anwenden, das Fuhrwerk nicht umzuwerfen. Dieses oft wiederholte Reiben macht man zur Ursach, warum fast bey allen diesen Thieren das Har auf dem Rükken wie abgeschabt erscheinet. Zwar ließe sich hiervon auch dieses zur Ursach angeben, daß diese unter der Erde wohnende Thiere unaufhörlich beschäftiget sind, sie durchzuhölen; und das wäre schon allein hinlänglich, ihren Rükken kahl zu machen. Dem sey aber wie ihm wolle, so ist gewiß, daß die Murmelthiere zusammen wohnen, und an ihrem Aufenthalt gemeinschaftlich arbeiten. Wenigstens drey Viertheile ihres Lebens pflegen sie daselbst hinzubringen. Bey Ungewitter und Regen, oder bey vorfallender Gefahr, nehmen sie dahin ihre Zuflucht. Nur an den schönsten Tagen verlaßen sie ihre Wohnung, ohne sich doch weit von selbiger zu entfernen. Eines von ihnen muß alsdann, auf einem erhabenen Felsen sitzend, Wache halten, wenn die andern indessen auf grünen Rasen spielen, oder sich mit Heu machen beschäftigen. So bald ihre

Schild-

Schildwach einen Menschen, einen Adler, einen Hund ꝛc. wahrnimmt, giebt sie den andern durch Pfeifen eine Warnung, und geht unter allen am spätesten zurük in die Höhle.

Es ist nicht unter ihnen gebräuchlich, ein Wintermagazin anzulegen: vielleicht sehn sie vorher, daß es ihnen unbrauchbar seyn würde; so bald sie aber die Annäherung der Jahreszeit bemerken, in welcher sie dem Zustand ihrer Erstarrung sich nähern, ist ihre erste Sorge dahin gerichtet, beyde Oeffnungen ihrer Wohnungen zu verwahren. Dies thun sie mit so vieler Genauigkeit, und verschlüßen sie dermaßen, daß es an jedem andern Orte leichter seyn würde, das Erdreich aufzubrechen, als an den Stellen, welche sie vermauert haben. Sie sind alsdann sehr feist, und einige haben um diese Zeit wohl 20 Pfund am Gewichte. Ein Vierteljahr lang bleiben sie wohl in dieser Verfassung, ihre Fetigkeit aber nimmt allmählig ab, und gegen das Ende des Winters sind sie mager.

Wenn man ihre Wohnung entdekt, so findet man sie alsdann in Kugelförmiger Gestalt vest zusammen gerollt, und im Heue vergraben. Sie können so erstarrt, wie sie sind, weggetragen, und so gar getödtet werden, ohne daß sie es zu empfinden scheinen. Die feistesten werden zur Speise, die jüngsten zum Zähmen und Abrichten genommen. Wenn die Wärme Stufenweise zunimmt, werden sie dadurch, wie die Siebenschläfer, von neuem belebet. Die gezähmte und in Häusern an warmen Oertern lebende Murmelthiere wissen gar nichts von Erstarrung. Man findet sie den ganzen Winter hindurch so voller Leben, als in den übrigen gelinden Jahreszeiten. Es wäre überflüßig

von

von der Erstarrung der Murmelthiere das zu wiederholen, was in der Geschichte des Siebenschläfers bereits weitläuftig davon gesaget worden. Die einige Ursache besteht in Erkältung des Blutes. Man hat schon vor uns wahrgenommen, daß in diesem Zustande der Erstarrung sowohl der Kreislauf, als alle Absonderung des Blutes, ungemein langsam von statten giengen, auch das Blut, weil es keinen Zufluß aus einem neuen Nahrungssaft erhält, aller flüßigen Theile beraubt wäre 6). Uebrigens ist es noch sehr zweifelhaft, ob die Murmelthiere wirklich 7 oder 8 Monathe hindurch, nach der Meynung fast aller, welche von ihnen geschrieben haben, allezeit und beständig erstarret sind. Ihre Unterirrdische Wohnungen sind sehr tief, und gemeiniglich stark bevölkert. Es muß also anfänglich sich noch viel Wärme darinn erhalten. Sie können auch von den Kräutern fressen, die sie zusammen getragen haben. Herr Altmann versichert sogar, am angeführten Orte, daß die Jäger 3 Wochen oder einen Monath lang die Murmelthiere in ihren Höhlen ließen, und sich hüteten, sie bey gelindem Wetter oder warmem Wind auszugraben, weil ohne diese Vorsicht die Murmelthiere leicht erwachten, und in die Erde tiefer eindrängen. Oeffnet man hingegen ihre Schlupfwinkel bey strengem Froste, so soll man diese Thierchen in einem tiefen Schlafe begraben finden, und in diesem Zustand ohne Mühe wegtragen können 7). Man darf also wohl sagen, daß es mit

6) S. *Philosoph. Transact. n. 397.*

7) Weil sie nichts im Winter genüßen, so pflegen sie auch nichts von sich zu geben, daher auch ihr Blinddarm mit Ringförmigen Klappen versehen ist, welche den geringen Vorrath von Unreinigkeiten bis zu ihrem Erwachen im Frühjahr zurük behalten. So bald sie den ersten

mit ihnen überall eben die Bewandniß, als mit den Siebenschläfern habe, und daß der Aufenthalt in einer Himmelsgegend, wo es länger Winter bleibet, auch die Ursach ihrer anhaltendern Erstarrung sey [7].

Diese Thiere bringen im Jahr nur einmal Jungen, an der Zahl gemeiniglich drey oder viere [8]. Sie wachsen geschwinde, und pflegen ohngefähr 9 oder 10 Jahre zu leben. Aus diesem Grund ist ihr Geschlecht weder sehr zahlreich, noch in vielen Gegenden zu finden. Die Grie-

ersten Frost empfinden, gehen sie, wie man sagt, zu einer Quelle. Hier trinken sie so viel und so lange, bis das Wasser, wenn sie es durchs Erbrechen von sich geben, so klar und rein von ihnen gehet, als sie es hinterschlukken. Hierzu werden sie von einem natürlichen Instinkt angetrieben, um die Fäulniß zu hindern, welche die Unreinigkeiten des Magens die ganze Zeit über, da sie erstarrt liegen, verursachen könnten. S. Ebend. S. 634. M...

7) Wenn die Zeit ihres Erwachens da ist, sieht man sie vergnügt aus ihren Höhlen hervorkommen. Der Trieb der Natur reizt sie nun, sich zu paaren. Sie bezeigen sich dabey ungemein vergnügt, scherzhaft und lustig. Bald springen sie auf die Stämme von abgehauenen Bäumen und stürzen sich wieder herunter; bald gehen sie, wie kleine Bären, auf den Hinterfüßen und laßen ihre Stimme, bald wie das Bellen eines kleinen Hundes, bald in scharfen, pfeifenden Tönen hören. Ebend. M...

8) Die Mutter säugt ihre Jungen so lange, bis sie stark genug sind, an andere Nahrung sich zu gewöhnen. Alsdann führet sie selbige aus der Grube heraus, be-

 gleitet

Griechen haben sie nicht gekannt, wenigstens ihrer nicht erwähnet. Unter den Lateinern hat Plinius, unter dem Namen *Mus alpinus* oder Alpenratze, zuerst von ihnen geredet. Unter den verschiedenen Ratzenarten der Alten, ist auch in der That keine merkwürdiger, als das Murmelthier. Keine wohnt so wie dieses, auf den höchsten Gipfeln der Berge. Die andern pflegen sich in den Thälern, wenigstens nur auf Hügelspitzen, oder auf den vordern Bergen, aufzuhalten. Keine waget sich zu der Höhe, wo die Murmelthiere wohnen, die sich niemals zu niedrigen Gegenden herablaßen, und die Ketten der Alpen vorzüglich zu lieben scheinen, wo sie, dem Ansehen nach, die freye Lage gegen Mittag und Morgen der Lage gegen Mitternacht und Abend vorziehen. Indeßen findet man einige, sowohl auf den Apenninischen, und Pyrenäischen, als auch auf den höchsten Gebirgen Deutschlandes.

Der Bobak in Pohlen 9), dem Hr. Brisson 10), und nach ihm die Herren Arnault von Nobleville und Salerne 11) den Namen des Murmelthiers gegeben

gleitet sie auf die Wiesen, um ihnen ihr Futter anzuweisen und bedienet sich der Vorsicht, sie anfänglich nicht weit zu führen, um keines von ihren Kindern einzubüssen. Dennoch werden sie oft von den Savoyarden erhaschet und hieraus werden dann die zahmen Murmelthiere gebildet und abgerichtet, welche sie hernach in fremde Länder zur Schau herum führen. Ebend. S. 636. M..

9) S. *Rzacz.* Auct. Hist. nat. Polon. p. 327.

10) *Regn. Anim.* p. 165.

11) S. *Hist. Natur. des animaux* par Messrs. *Arnault de Nobleville* et *Salerne.* Par. 1756. Ein sehr nützliches Werk, in welchem die Verf. die historischen Umstände mit eben so viel Sorgfalt, als Wahl gesammlet haben!

ben haben, unterscheidet sich von diesem Thiere sowohl durch die Farbe des Hares, als durch die Anzal der Zeen, deren man fünf an den Vorderfüßen zählet. Der Nagel des Daumens steht unter dem Fell hervor und innerhalb desselben findet man die beyden Glieder der fünften Zee, welcher den Murmelthieren gänzlich fehlet. Der Bobak, oder das Pohlnische Murmelthier, der Mouax oder das Kanadensische Murmelthier, der Kavia, oder das Bahamische Murmelthier und der Krizet (Cricetus) oder das Straßburgische Murmelthier sind also vier, vom Murmelthier der Alpen ganz unterschiedene Gattungen.

Erster Anhang

Nach Herrn Daubenton.

Obgleich das Murmelthier im Winter, wie der Siebenschläfer, die große und kleine Haselmaus erstarret oder in einen tiefen Winterschlaf versinket; so ist es doch, in Absicht der Einrichtung seiner innern Theile von benannten Thieren mehr unterschieden, als von den Ratzen, gemeinen Mäusen, großen Feldmäusen u. s. w. In Ansehung der äußern Bildung ist es dagegen von beyden Thierarten desto merklicher ausgezeichnet. Es gleicht gewißermaßen den Hasen und Kaninchen in seiner kurzen, dikken Schnautze, in der Bildung des länglicht geformten und in der Stirngegend gebogenen Kopfes. Doch sind sowohl die Stirn, als der obere Theil des Kopfes, breiter und platter, als bey diesen. Die Augen haben ihre Lage, wie beym Hasen, an den Seiten des Kopfes. Die zum Theil gespaltne Oberlefze ist bis an die Scheidewand der Nasenlöcher eingekerbt und bildet einigermaßen den Schnabel des Hasen. Die Ohren sind aber ganz anders, als bey den Hasen und Kaninchen beschaffen. Sie sind nicht einmal so lang, als an der Ratze und kaum über dem Hare sichtbar, ohnerachtet es auf dem Kopf sehr kurz und nur an der Bakkengegend merklich verlängert erscheinet. In dieser ungleichen Länge des Hares liegt auch der Grund von einer falschen und scheinbaren Erhöhung an jeder Seite des Kopfes.

Die

Die Unterlefze ist viel kürzer, als die obere, der Hals besonders kurz; der Leib dik und sehr gedrungen, das Kreutz platt, der Schwanz gemeiniglich horizontal nach hinten gerichtet und mit langen Haren versehen. Die an sich kurze Beine scheinen desto kürzer zu seyn, da sie das Thier niemals gehörig ausstrekket und so wohl die Vorder- als Hinterwurzel sich völlig an der Erde befindet. Die Vorderfüße sind ein wenig einwärts gebogen und vierzeeich. Die Hinterfüße haben fünf Zeen und gehen ein wenig auswärts. Wenn das Thier stille steht oder ruhet, so ziehet sichs zum Theil in eine Art von Knaul zusammen. Der Rükken ist stark gebogen. Brust, Bauch und Schwanz schleppen auf der Erde. Der Kopf ist gegen die Brust geneigt. Die Schnautze berühret die Vorderfüße, der Schwanz legt sich an den Seiten des Körpers an. Oft verläßt es diese Lage und richtet seinen Kopf in die Höhe. Dann scheint es etwas Verschlagenes in seiner Gesichtsbildung zu haben, wiewohl seine dikke Schnautze doch immer einen Herold seiner Dummheit ausmachet.

Die obern Theile des Körpers und die Weichen sind an den Murmelthieren gemeiniglich schwarz, mit Grau und Aschfarbe gemischet. Denn man bemerkt an ihnen zweyerley Arten von Haren. Einige sind lang, steif und schwarz, andere kurz, weich, Aschfarbig und grau, also eine Art von Milchharen. Die Seiten des Kopfes erscheinen zum Theil grau, zum Theil schwärzlich, die Ohren grau, die Spitze der Schnautze, der untere Theil des untern Kinnbakkens und des Halses, die Vorderbeine, der untere Theil und die Seiten der Brust, der Bauch, die innere Seitenfläche des Schenkels, des Beines und die vier Füße roth, mit Schwarz, Grau und Aschfarb untermischet, weil das Milchhar

eine Aschgraue, die steifen langen Hare hingegen eine schwarzgraue, rothfahle Farbe haben. Die schwarze Hare des Schwanzes fallen an einigen Stellen ins Braunröthliche. Die lange Nägel sind spitz und schwärzlich. Unter den Füßen befinden sich dikke Knollen, drey hinter den Zeen der Vorderfüße, zween unter ihrer Wurzel, neben einander, fünf unter dem Hinterfuße.

Der Kopf des Geribbes hat viel Aehnlichkeit mit den Köpfen der Waßerratte, des Kampagnol, Siebenschläfers, der großen und kleinen Haselmaus, in der vornehmsten Bildung der Knochen so wohl, als in der Anzal, Gestallt und Lage der Zähne. Vorn sitzen in jedem Kinnbakken zween lange Schneidezähne. Die obern beyden sind etwas kürzer, als die untern, und haben auf ihrer Vorderfläche die Farbe der Pomeranzen. Der obere Kinnbakken hat an jeder Seite fünf, der untere vier Bakkenzähne; die zusammen zwey und zwanzig Zähne machen. Die untern Kinnbakkenzähne sind nicht so spitzig, als die obern.

M. . .

Zweeter Anhang.

A) Nutzen der Murmelthiere.

Das Fett der Murmelthiere wird in ihrem Vaterlande statt des Oels, wenigstens auf dem Lande, verbrennt und, gleich dem Bärenfett, als ein vortrefliches Hausmittel wider schmerzhaftes Gliederreißen gebrauchet.

Am Fleische bemerkt man zwar, daß es stark nach Wild schmekket; allein die Leute, welche diese Thiere fangen und schießen, pflegen doch gern davon zu eßen. Man macht aus ihren vier Vierteln eine Art von kleinen Schinken, pökelt sie eine Zeitlang ein, und hängt sie hernach zum Räuchern in den Schorstein, und man will versichern, sie wären alsdann von gutem Geschmakke.

Das Fell der Murmelthiere giebt einen guten Futterpelz, und aus dem Balge der erschoßenen werden in Savoyen, wenn er nicht auf dem Rükken zu sehr abgerieben ist, Muffen verfertigt. Die Koräken in Kamtschatka brauchen ihre Häute zur Kleidung und sie werden für eine bequeme, leichte und doch warme Tracht gehalten. Herr Steller vergleicht die Pelze aus dem Rükken der Murmelthiere mit den sprenglichten Federn der Vögel, besonders wenn man in einiger Entfernung sie erblikket.

Ein ökonomischer Nutzen der Murmelthiere ist noch dieser, daß sie, nach obiger Bemerkung S. 300 not. 5, durch ihr Pfeifen den Regen und die Abänderungen des Wetters allemal vorher ankündigen.

B) Die Murmelthierjagd.

Die Bauern jagen oder fangen diese Thiere auf unterschiedene Art, auch zu verschiedener Absicht. Entweder um sie zahm zu machen und auf Reisen zu führen, oder um sie zu essen, und so wohl das Fett, als den Balg zu nutzen. Zu der ersten Absicht pflegen sie dieselben ganz jung zu erhaschen, wenn sie von den Müttern aus der Höhle geführet werden. Sie laßen sich alsdann leichter zahm machen und nach Belieben abrichten, um in fremden Ländern eine desto lächerliche und einträglichere Rolle zu spielen.

Wenn es bloß darauf ankömmt, diese Thiere zum Genuß oder zum ökonomischen Gebrauch zu haben; so werden sie von den Bauern entweder geschoßen, oder zur Zeit ihrer Erstarrung von den Jägern aus den Höhlen herausgegraben. Soll das erste geschehen, so pflegen die Bauern an denjenigen Orten, wo sie wißen, daß die Murmelthiere auf Nahrung ausgehen, sich im Buschwerk mit ihrem Gewehr zu verstekken. Glükt es hier dem Jäger, die Schildwache (S. ob. S. 302) zu treffen, so schießt er leicht auch noch andere, weil sie sich insgesammt auf die Wachsamkeit der ausgestellten Schildwache verlaßen, und vor einem Schuß eben nicht sehr zu erschrekken pflegen. Sie müßen aber, wenn man sich ihrer gewiß bemächtigen will, mit einer Kugel, und zwar gerade vor den Kopf, geschoßen werden. Bey jeder andern Verwundung suchen sie das erste,

sie, als das beste Loch zu erreichen, und sich daselbst unverzüglich einzuscharren. Daselbst müßen sie zwar ohnfehlbar sterben, aber doch ohne in die Gewalt des Jägers zu gerathen.

Im Winter suchen die Bauern die Höhlen der Murmelthiere auf und überraschen sie da im Zustande der Erstarrung. Sie gehen alsdann in Gesellschaft von dreyen oder vieren, mit nöthigen Werkzeugen versehen, graben die Erde über der Grube auf und nehmen ohne Mühe die Murmelthiere hinweg, die sie darinn schlafend antreffen. Oft ist noch ein ansehnlicher Vorrath von Heu in diesen Höhlen zu erbeuten, der ihnen recht wohl zu statten kömmt, ihre Lämmer eine Welle damit zu füttern.

Den seltsamen Umstand mit dem Fuhrwerke der Murmelthiere S. 302 erzählen alle Schriftsteller einmüthig, aber nicht auf einerley Weise. Plinius versichert, aber nur vom Hören sagen: „daß das Männ„chen und Weibchen der Murmelthiere sich abwechselnd „auf den Rükken legen, einen Büschel getroknet Gras „und Kräuter auf den Bauch nehmen, den Schwanz „darüber schlagen, das Ende desselben ins Maul fas„sen, und sich mit dieser Fracht von andern in die Höhle „schleppen laßen„. Agrikola macht aus diesem Umstand schon eine ausführliche Geschichte, und seine Nachkommen haben sie noch mehr erweitert.

„Das Thierchen, sagt er, an dem die Reihe ist, „den Wagen vorzustellen, legt sich ohne Weigerung „auf den Rükken, strekt alle vier Pfoten in die Höhe, „und die andere Thiere pakken das Gras und Heu zwi„schen dieselben, als zwischen die Rungen eines Wa-

„gens. Diese Fracht muß nun das Thier mit dem „übergeschlagenen und angebissenen Schwanze vesthal„ten, und andere schleppen es mit seiner ganzen Ladung in „die Höhlen.„ So artig diese Geschichte sich hören läßt, so war sie doch dem Kardinal Polignak noch lange nicht auffallend genug beschrieben. Er hat also noch einen lustigen Zusatz angehänget. „Diese Thiere, sagt er, „führen ordentliche Kriege mit einander. Da„bey giebt es, außer den Todten, auch Gefangene. „Wozu wären aber diese wohl besser zu gebrauchen, als „ihren Uberwindern die nothdürftigen Frohndienste „beym Einfahren zu erleichtern? 12)

Der gelehrte Spon 13) beschreibt dies Fuhrwerk wie seine Vorgänger, und von ihm scheint Herr von Büffon seine Schilderung desselben genommen zu haben. Was

12) S. *Antilucretius* L. VI. v. 185 &c. Ed. Par. 1746.
Baubaces patriâ dixerunt voce Poloni,
Vulpinum genus. — —
— in captivos dominorum provida miras
Saevitia exercet poenas; moesta agmina condunt
In foveis, coguntque omnes servire per annos,
Atque ubi tempestas, brumâ veniente, rigescit
Et complenda manet secto cellaria foeno,
Protinùs ad messem ducunt servata ferendam
Mancipia, inversisque solum premere atque supinis
Corporibus; tùm crura jubent attollere sursùm;
Quatuor erectis perstent ut gramina palis.
Indè onerant, caudâque trahunt animantia plaustra
Erasaque vias miserorum tergore verrunt.

13) Les *Rats des Alpes* faisant provision l'été pour l'hyver du foin et d'autres herbes qui leur sont necessaires, pour s'en acquiter plus promtement, il y en a un qui sert de *charette*, se mettant sur le dos, les pattes en l'air et embrassant

Was Herr Beauplau im I. Bande seiner Beschreibung der Ukräne von den Bobaques meldet, verdient hier angeführt und näher beleuchtet zu werden. „Diese Thiere, schreibt er, machen Höhlen, wie die „Kaninchen, worinn sie sich vom Weinmonath bis in „den April verschlüßen. Sie bringen den ganzen „Winter unter der Erde zu, und verzehren, was sie „im Sommer gesammlet haben. Die Faulen unter „ihnen werfen sie auf den Rükken, und pflegen auf ihren Leib eine große Hand voll dürres Gras zu legen. „Etliche von ihnen schleppen sodann den Faullenzer bis „an den Eingang ihrer Höhlen, und sie müßen ihnen „statt der Schiebekarren dienen. Ich habe ihnen oft „ganze Tage mit vieler Neubegierde zugesehen. Ihre „Höhlen sind in Kammern abgetheilet. Etliche davon „brauchen sie, den gesammleten Vorrath aufzuheben, „andere, die Todten zu begraben, u. s. w. Ihr Regiment ist republikanisch eingerichtet. — — —

Wenn Hr. Beauplau hier, wie aus dem beschriebenen Fuhrwerk geschlossen werden könnte, von wirklichen Murmelthieren der Alpen redete; so würde seine Nachricht schon dadurch verdächtig, daß er diesen Thieren die so vielfältig bestätigte Eigenschaft, sich etliche Monathe in einem mittleren Zustande zwischen Leben und Tod zu befinden, dadurch abspricht, weil er sie den Winter hindurch freßen, und ihre Todten begraben läßt. Da er indessen ihrem Fuhrwerk ganze Tage lang aufmerksam will zugesehen haben, so ist es gefährlich, einem Augenzeugen ins Angesicht widersprechen zu wollen. Wir haben bereits oben S. 305 Not. 7 die Murmelthiere bey ihrem Erwachen und zur Zeit ihrer Paarung

braſſant le foin, et un autre qui ſert de *charettier* et le tire par la queue juſqu'à leur Tanniere; ce qui eſt cauſe qu'on leur trouve ordinairement le dos tout pelé.

rung ausserordentlich scherzhaft, poßierlich und lustig beschrieben. Vielleicht hat sie Herr B. in diesen scherzhaften Stunden vorzüglich beobachtet. Wer weis nicht, was junge Katzen, Hunde u. a. m. in solchen Fällen für sonderbare Grimassen machen? wie sie sich auf den Rükken werfen, und oft etwas in die Pfoten nehmen, um damit zu spielen? wie die andern sie herum zerren, und was sie sonst für muthwillige Possen angeben? Ist es nicht wahrscheinlich, daß Herr Beauplau das, was er gesehen, ebenfalls für ein Spielwerk gehalten haben würde, wenn das Histörchen vom seltsamen Fuhrwerk der Murmelthiere seiner Einbildungskraft nicht schon zu tief eingedrükt gewesen? Denn in der That scheint er nur das vom Alpenmurmelthier unterschiedene Pohlnische Murmelthier oder den Bobak (S. oben S. 306) beobachtet zu haben.

Im Nouvelliste Oekonomique werden die Murmelthiere als so geschikte Landwirthe beschrieben, daß man glauben sollte, die Menschen hätten bloß von ihnen die Kunst, Heu zu machen, zu laden und einzufahren gelernet. „Wenn sie, heißt es daselbst, „ihren Vorrath zusammenbringen wollen, vertheilen sie „sich in unterschiedene Truppen, jeder zu fünf oder sechsen, wovon sich einige dahin, die andern dorthin wenden. Finden sie unter Weges ein zum Heumachen „taugliches Pflänzchen; so schneiden sie es mit den Zähnen ab und laßen es auf der Erde troknen. Einige „Tage nachher, wenn sie vermuthen, daß die abgemäheten Kräuter genugsam getroknet sind, gehen sie „wieder hin, ihr Heu zu wenden, damit es durchaus „trokken werde. Hernach bringen sie es auf Haufen „und nun machen sie Anstallt zu dem beschriebnen Fuhrwerk, wovon man hier Wunder der Klugheit und „Vorsicht erzählet.

Aller-

Allerdings muß es ein Vergnügen seyn, die Heuerndte der Murmelthiere mit anzusehen, oder von ihnen ökonomische Vorsicht und Geschiklichkeit zu lernen. Es fehlt auch zur Bestätigung und Glaubwürdigkeit der ganzen Geschichte weiter nichts, als die kleine Bedingung, sie zu seiner Ueberzeugung, einmal selbst mit ansehen zu können. Der Anblik würde lustig seyn, wenn man einen beladenen Wagen sähe, dessen Gestelle der Rumpf, dessen Rungen die Pfoten, dessen Heubaum und Deichsel der Schwanz eines Thieres wäre.

Einige haben die Sache in einer glaubwürdigern Gestallt vortragen wollen und behauptet: „Die Mur„melthiere legten die Fracht auf ihren Rükken, schlügen „den Schwanz darüber, nähmen das Ende desselben „ins Maul und trabeten so recht sittsam nach der nahen Höhle.„ — Allein schon Gesner nennet diese Beschreibung einen erdichteten Scherz eines witzigen Kopfes.

Wenn man auch erwäget, daß ein Thier nicht leicht aus langer Weile sich mühsamen Arbeiten unterziehet und unsere Langschläfer den Winter über keine Speise nöthig haben; so sehen wir nicht ab, warum sie mit so vieler Beschwerde Magazine von Heu zur Nahrung und zu ihrem Lager sammlen sollten? Ferner ist ja der Schwanz eines Murmelthieres nicht einmal lang genug, den Dienst eines Heubaumes zu verrichten. Ihr Vorrath von Kräutern, Gras und Heu würde auch unter der Erde leicht verderben und folglich zum Genuß untauglich werden. Ueberdies findet man in ihren aufgegrabnen Höhlen weiter nichts, als ein wenig Heu, worauf sie liegen; das können sie aber leicht mit den Vorderpfoten fassen und so bis in die Höhle

tragen

tragen, da es ihnen so leicht wird, einige Zeit auf den Hinterfüßen zu gehen.

Daß auf ihrem Rükken das Har zu gewissen Zeiten dünne wird, ist noch kein zulänglicher Beweiß für die Unläugbarkeit ihres Fuhrwerkes. Man kann dies eben so natürlich daher erklären, daß die Thiere zuweilen ihre Hare verändern, und diese bey den Murmelthieren auf dem Rükken am leichtesten abgerieben wernen können, weil sie oft in den niedrigsten Gängen ihrer Wohnung aus- und einkriechen. Sie sehen aber nur so lange kahl auf dem Rükken aus, bis die neuen Hare wieder lang genug wachsen, die ganze Haut völlig zu bedekken.

Es wäre mir leicht gewesen, zur Familie der Mäuse hier aus den Reisebeschreibungen der Herren Pallas, Gmelin und anderer, auch aus den neuern *Actis Petropolitanis*, noch unterschiedene merkwürdige Arten beyzufügen; weil ich aber nach Vollendung der Büffonischen Thiergeschichte noch einen besondern Ergänzungsband oder etliche dergleichen zu liefern gedenke; so schien es mir am rathsamsten, die Geschichte auch dieser neu entdekten Thierchen bis dahin zu verspa- ren [14].

M . .

[14] NB. Der auf der 61ten S. n. 2 angeführte Canis mesomelas, der eigentlich unter die Füchse gehöret, ist aus Uebereilung unter die Wölfe gesetzet worden.

Ende des IVten Bandes.